



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

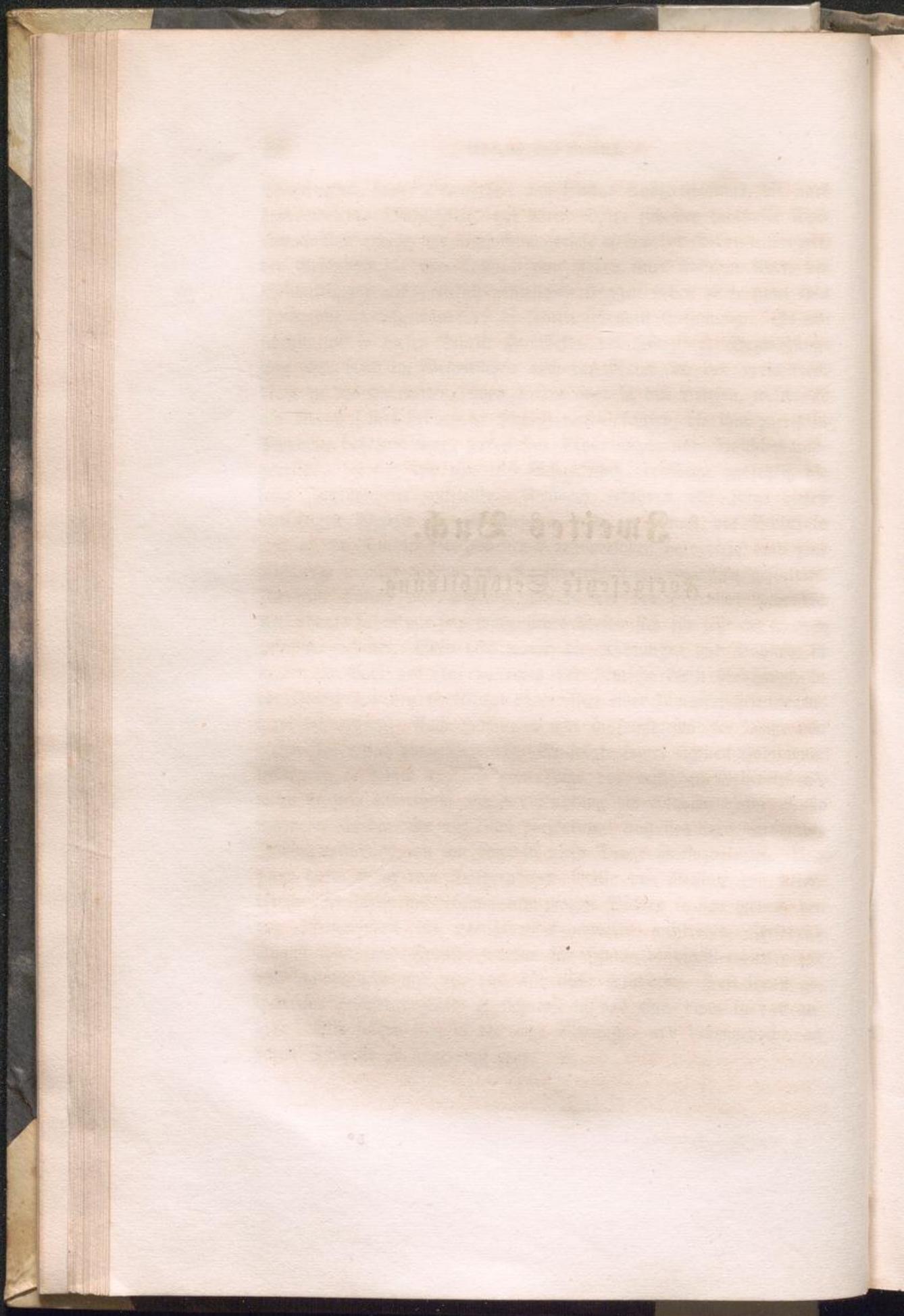
Berlin, 1856

Zweites Buch. Fortgesetzte Selbstbildung. (1792-1808.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Zweites Buch.

Fortgesetzte Selbstbildung.



Erster Abschnitt.

Alterthumsstudium.

Schon in die „Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit“ sahen wir Bilder von dem republikanischen Staatsleben der Alten sich einmischen. Jene Ideen waren gefärbt von dem Enthusiasmus für antike Lebens- und Geistesformen. Platon's Republik und Aristoteles' Politik, Citate aus anderen alten Schriftstellern erschienen neben denen aus Göthe und Kant, aus Rousseau und Mirabeau. Unmittelbar von dieser politischen Arbeit wandte sich Humboldt zur Beschäftigung mit dem Pindar. Ergriffen von dem Geiste des alten Dichters, brachte er eine Uebersetzung der zweiten olympischen Ode zu Papier. Er war voll Lust, mehrere solche Versuche zu machen. Schiller's Urtheil sollte entscheiden, und ohne Zweifel auf dieses Urtheil hin erfolgte die Veröffentlichung der Uebersetzung.¹⁾

Wenig zufrieden mit diesem Specimen seines ehemaligen Zuhörers war Heyne.²⁾ Nichts desto weniger irren wir schwerlich, wenn wir dieses Interesse für das Alterthum und das für den thebanischen Sänger insbesondere zum großen Theil auf die Rechnung eben dieses Mannes bringen, zu welchem Humboldt in Göttingen in noch anderem als einem bloßen Schülerverhältnisse gestanden hatte.

1) Berlin 1792. 8., jetzt G. W. II. 349 ff. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 89 ff.

2) Humboldt an Wolf. G. W. V. 11. Die ganze folgende Darstellung beruht auf den Briefen Humboldt's an Wolf, welche — unvollständig freilich und vielfach beschnitten — im V. Bande der G. W. mitgetheilt sind.

Heyne's war das Verdienst, diejenige Ansicht und Benutzung des Alterthums, welche durch Lessing und Winckelmann aufgestellt worden war, in die philologische Wissenschaft als solche einzuführen. Er zuerst setzte die Philologie in eine lebendigere Beziehung zur Aesthetik. Vom Universitätskatheder herab kam er den Bestrebungen jener philologisch geschulten Aesthetiker entgegen, und forderte in diesem Sinne die Errichtung einer besonderen Facultät für die Doppelwissenschaft der Philologie und der Aesthetik. Mit einer Beweglichkeit und einem Geschmack, wie sie unter deutschen Gelehrten nicht häufig waren, erhob er sich über den bisherigen philologischen Scholasticismus. Er hob die Grenzsperrre zwischen der alten und der modernen Zeit auf. Er verschmähte es nicht, die Literatur der Griechen und Römer mit der Literatur der neueren Sprachen in Beziehung und Vergleichung zu bringen. Er erläuterte den Homer und Virgil durch den Ariost und Tasso. Er vergaß über der griechischen und lateinischen Sprache der alten Dichter nicht, daß sie Dichter, und Dichter in einer ehemals lebenden Sprache gewesen. Er war unter den Philologen ein Belletrist und unter den Belletristen ein Philolog. Als Docent wie als Schriftsteller, in zahlreichen Ausgaben, Reden und Gelegenheitschriften trug er mehr als irgend ein Anderer vor ihm zur Ausbreitung und Popularisirung der humanistischen Studien bei. Er gab der Wissenschaft des Alterthums eine mehr moderne Politur; er humanisirte den Humanismus; er erleichterte und veranmuthigte in jeder Weise den Weg nach Hellas und Latium.

Wie fruchtbringend indeß diese Wendung der Philologie war, so mannigfachen Bedenken unterlag sie zugleich. Die überwiegende Aufmerksamkeit auf den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten konnte die Rücksicht mehr als billig zurückdrängen, die wir ihrem Buchstaben schuldig sind. Die Gefahr lag nahe, daß man die Kritik auf Kosten der Aesthetik vernachlässigte, daß man aufhörte, gründlich zu sein, um geistreich, populär und gefällig zu werden, und daß man sich von dem echten Geiste des Alterthums um so mehr entfernte, je mehr man ihn auszubreiten und dem modernen Verständniß zu nähern versuchte. Die deutsche Wissenschaft jedoch verstand es, diese Gefahren zu vermeiden. Während die von Heyne gegebenen Anregungen ihre wohlthätigen Wirkungen entfalteten, war es Friedrich August Wolf, welcher allen bedenklichen Consequenzen derselben zu-

vorkam. Dem Namen nach ein Schüler Heyne's, war er in Wahrheit nur in der Schule der Alten gebildet, verdankte er das Meiste den Anstrengungen seines eigenen Fleißes und den Eingebungen seines eigenen Genius. Er ging nicht hinter Heyne zurück. Auch ihm war das Alterthum keine bloße Antiquität. Auch er war beflissen, unser heutiges mit jenem altklassischen Geistesleben in lebendigem Wechselverkehr zu erhalten. Aber in aller Weise ging er über Heyne hinaus. Was dieser mit oberflächlichem Geschick gethan hatte, das that Er mit einem in die Tiefe gehenden Sinne. Auf das philologische Talent folgte ein philologisches Genie. Dem Geiste Lessing's und Winkelmann's war Heyne nur entgegen gekommen: in F. A. Wolf war Lessing und Winkelmann selbst wieder lebendig geworden. Für das Verständniß des Geistes und des Schönheitsgehaltes der Alten machte Wolf die gewissenhafteste Feststellung ihres Buchstabens wieder zur unerläßlichen Vorbedingung. Für die Vermittelung der alten und der neuen Geisteswelt forderte er die hingebendste Vertiefung in jene als allein haltbare Grundlage. Angerührt von dem Geiste sichtender Gewissenhaftigkeit, zu dem sich in Lessing und Kant die Verstandesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts zugespitzt hatte, war er zugleich der Lobredner und der Meister philologischer Kritik. Begabt mit demselben Sinn für die Auffassung des Wirklichen, aus welchem heraus die deutsche Dichtung einen neuen Aufschwung nahm, führte er die Philologie auf den Boden der Geschichte zurück. Es war etwas von dem in ihm, wodurch Kant, und etwas von dem, wodurch Göthe so groß war. Er selbst war so groß durch eine geistige Organisation, die gleichsam das umgekehrte Bild der Lessing'schen ist. Denn wenn sich in Lessing der virtuose Verstand zur Genialität steigerte, so manifestirte sich in Wolf die Genialität in der Form des Verstandes und des kritischen Urtheils. Kritische Sichtung und Feststellung und eingehendes historisches Verständniß ging bei ihm Hand in Hand. Die Alten interpretiren hieß ihm, sich einleben in ihr Zeitalter und ihre Individualität, und erst hieraus entsprang ihm die kritische Fähigkeit, das Alte in seiner ursprünglichen Gestalt und seiner originalen Richtigkeit darzustellen. Das congeniale Verständniß des Alterthums war die Basis, eine wahrhaft genialische Geistesanlage das Medium seiner kritischen Thätigkeit. Mit divinatorischem Instincte begann er: mit klaren Gründen und

mit haarscharfer Demonstration hörte er auf. Er faßte eben deshalb, so begabt und so verfahren, alle Einseitigkeiten, in die sich bisher die Philologie verirrt hatte, zusammen und wurde der Schöpfer der echten und wahren Philologie. Unverloren war die Berechtigung jener Heyne'schen Richtung, die in der Interpretation ihren Schwerpunkt hatte. Von Neuem gerechtfertigt war die Einseitigkeit der holländischen Gelehrten, jener durch Hemsterhuis und Ruhnken fixirte Begriff der Philologie als Kritik par excellence. Innerhalb der Schranken des Alterthums ward die philologische Wissenschaft sogar wieder in gewissem Sinne Polyhistorie, wie sie es nach älterer Fassung gewesen war. In der Weise der Theorie und der Wissenschaft kehrte sie endlich zu der Tendenz ihrer ersten Jugend, zu dem einst praktisch verfolgten Zwecke der Humanisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zurück: sich ganz zurückzuleben in Griechen- und Römerzeiten.

In dieser Umschwung der Philologie nun, wie er durch Wolf herbeigeführt wurde, war Wilhelm von Humboldt in mehr als Einer Weise bestimmt mit einzugreifen. In der der Selbstbildung gewidmeten Muse, in welcher wir ihn verlassen haben, sollte er Theil nehmen an den Studien und Arbeiten Wolf's. Seine ganze Individualität sollte ihn gleichsam zu einer lebendigen Darstellung und Verkörperung des neuen Geistes der Wolf'schen Philologie machen. Seine philosophische Gedankenrichtung endlich, in Verbindung mit dieser Individualität, sollte Wolf zum bestimmteren Aussprechen auch des wissenschaftlichen Begriffs seiner philologischen Tendenzen behülflich werden.

Wahrscheinlich schon im Jahre 1790, im Dacheröden'schen Hause, hatte Humboldt die Bekanntschaft des großen Philologen gemacht, welcher seit dem Jahre 1783 an der Universität Halle docirte. Erst ein Besuch jedoch, den ihm Humboldt im Sommer 1792 in Halle abstattete, begründete das Verhältniß zwischen Beiden, wie es bis zu Wolf's Tode im Wesentlichen fortbestand. Es war ein Besuch von nur wenig Stunden. Humboldt bekannte sich als einen Jünger derselben Studien, deren Meister er in Wolf begrüßte. Wolf, der ebendamals in lebendiger akademischer Vehrthätigkeit seinen höchsten Genuß fand, erblickte gern in Humboldt einen Schüler, der ihm ein Freund und Genosse zu werden versprach. Wie er sich aus den Studenten seines Hallischen Seminars seine Mitarbeiter heranzog, so mochte es ihm reizend erscheinen, auch über diesen Kreis

hinaus in ähnlicher Weise anregend wirken zu können. Ein Theil seiner Aufgabe bestand darin, die Philologie auch praktisch von den übrigen Wissenschaften zu emancipiren, und ihr aus dem Lager der Theologie und Jurisprudenz Proselyten zu gewinnen. Er fand in Humboldt einen unabhängigen Mann, der seine öffentliche Laufbahn unterbrochen hatte, entschlossen, seiner Selbstbildung zu leben und bereit, seine Muße mit philologischen Studien auszufüllen. Man kam auf Platon zu sprechen. Schon als Lehrer in Jlfeld hatte sich Wolf vielfach mit den Platonischen Dialogen beschäftigt, er trug sich mit dem Gedanken einer neuen kritischen und erklärenden Ausgabe einzelner dieser Dialoge. Im Platon gerade war auch Humboldt am meisten belesen. Es war daher wie die Aufgabe einer Seminararbeit, wenn jener ihn bat, den Phädrus zu lesen und dabei die Stellen aufzuzeichnen, bei denen er Schwierigkeiten fände. Und er hielt darauf, daß die Arbeit auch eingeliefert werde. Von Wolf gemahnt, schickte Humboldt am 22. October dieselbe an den Meister ab, und zwar mit der Schüchternheit eines Schülers, mit dem Bekenntniß, „daß er nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genossen habe.“

Ununterbrochen blieben seitdem Lehrer und Schüler in Verkehr. Die durch Wolf erhaltene Anregung wirkte fort. Die klassischen Studien, welche vorher die philosophisch-politischen nur begleitet hatten, wurden in Folge dessen die ausschließlichen. In der Einsamkeit von Auleben, einem zweiten, in der Nähe von Nordhausen gelegenen Gute seiner Frau, wohin sich Humboldt nach dem Erfurter Aufenthalte zurückgezogen hatte, waren bald die Alten seine einzigen Gefährten. Die Erscheinung eines Philologen wie Wolf hatte die Wahl einer Beschäftigung entschieden, zu welcher längst ein innerer Trieb ihn hinzog. Doch so entscheidend wirkte jene Erscheinung offenbar nur deshalb, weil in diesen Studien zugleich Humboldt's ganzes Wesen sich befriedigt fand, weil er durch sie den letzten Zweck seiner Selbstbildung, die Idee vollendeter und allseitiger Menschenbildung am meisten erfüllt fand. Diese Idee verschmolz mit dem Bilde, welches er vom Alterthum bereits in der Seele trug. Aus diesem Grunde faßte und erklärte er den Plan, „daß das Alterthum und vorzüglich das Griechische seine ausschließende Beschäftigung sein solle,“ und in diesem Sinne steckte er sich selbst das Ziel, entwarf er das Programm seiner Studien, entwickelte er den Begriff und Gesicht-

punkt derselben. Als Philolog von Fach zu studiren glaubte er verzichten zu müssen. Seine einmalige Erziehung und Bildung verwehre ihm das. Wie wir indeß seine Individualität bereits kennen: er war überhaupt nicht auf dies oder jenes specielle Studium, auf diesen oder jenen Wissenszweig gerichtet; er erstrebte statt dessen eine allseitige, gleichmäßige und harmonische Bildung, jene Bildung, „welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser oder jener Seite, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht.“ Mit diesem Gesichtspunkt seiner Selbstbildung nun coincidirte durchaus die begeisterte Vorstellung, die er von den Alten und insbesondere von den Griechen gefaßt hatte. Diese eben waren ihm ein Volk von solcher Bildungsform, wie er sie selbst erstrebte. Man kann sich, meinte er, dieselbe nicht besser aneignen, als durch das Studium harmonischgebildeter Menschheit, nicht besser, mit Einem Worte, als durch das Studium der Griechen.

Solche Anschauungen, wie sie Humboldt in einem am 1. December 1792 an Wolf geschriebenen Briefe aussprach, mußten aber nothwendig auch diesen mächtig anregen. Auch Wolf, in je eminentem Sinne er Philolog war, er, der schon bei seinem Eintritt auf die Universität gegen allen Gebrauch darauf bestanden hatte, daß er als „*Studiosus der Philologie*“ immatriculirt werde — auch Wolf war nicht Philolog von Metier. Sein ganzes Streben ging darauf hinaus, das Metier zur Wissenschaft, das Handwerk zur Kunst zu erheben. In einer langjährigen Docententhätigkeit hatte er den Kreis der auf das Studium der Alten bezüglichen Doctrinen immer vollständiger durchmessen, sich selbst und seinen Schülern immer mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der selbständigen Einheit aller dieser Disciplinen verschafft. Zu wiederholten Malen hatte er unter dem Namen einer Encyclopädie und Methodologie der Studien des Alterthums Vorlesungen gehalten, welche in ähnlicher Weise einen Ueberblick über das Ganze der Philologie geben sollten, wie dies für andere Facultätswissenschaften längst der Brauch war. Auch dies indeß genügte ihm nicht. Ohne Unterlaß — um seine eigenen Worte anzuführen — fühlte er sich beunruhigt von dem Wunsche, sich selbst und seinen Zuhörern bestimmtere Rechenenschaft zu geben über den allgemeinen Begriff, Gehalt, Zusammenhang und Haupt-

zweck jener Studien, und keine der bis dahin cursirenden Erklärungen über diesen Punkt war im Stande ihn zu befriedigen; dieselben waren alle theils zu einseitig, theils geradezu unwürdig; sie beschränkten entweder die Philologie auf bestimmte einzelne Wissenszwecke oder wollten sie gar zur Dienerinn praktischer, utilistischer Zwecke herabgesetzt wissen. Offenbar sein eigenster Sinn, sein eignes Gefühl von einer univverselleren Bestimmung und von der höheren Würde der Alterthumswissenschaft war getroffen, wenn dem gegenüber Wilhelm von Humboldt diese Wissenschaft, wie ein freier Mann, ausschließlich um ihrer selbst willen, treiben zu wollen bekannte, wenn er das Leben in derselben mit dem Begriffe der Bildung schlechthin identificirte, wenn er den Menschen in der Harmonie seiner Kräfte für das Object und ebendeshalb für den Zweck dieser Studien erklärte. Offenbar war der Gesichtspunkt, welchen Humboldt als einen eigenen und aparten für seine Beschäftigung mit den Alten aufgestellt hatte, der höchste, der wahrste und der, welcher zum allgemeinen zu werden verdiente. Es kam auf weitere Verständigung an, Beiden gleich erwünscht und gleich interessant. In den Weihnachtsferien von 1792 auf 1793 ist Wolf zum Besuch bei seinem philologischen Freunde in Auloben. Man spricht über Homer und Platon, über die Metrik des Pindar und über den Text der Theogonie; von allen diesen Punkten aber kommt man immer wieder auf das Hauptcapitel, auf die Bedeutung der alten Griechen für unsere heutige Bildung und auf die Frage zurück: zu welchem Ende studiren wir ihre Sprache, ihre Werke, ihre Geschichte? Und doch hat man lange nicht genug davon gesprochen. Wolf ist es, welcher brieflich das Thema von Neuem anregt. Dem tiefen und gründlichen Kenner des Alterthums gegenüber, nimmt Humboldt keinen Anstand, seine Gedanken über den Charakter der Griechen und den Zweck ihres Studiums in einer rasch entworfenen Skizze zu Papiere zu bringen. Es ist die Begeisterung des ersten Anblicks jenes weiten wissenschaftlichen Feldes, was ihm die Feder führt. Nur erst mit den besten und edelsten der griechischen Schriftsteller vertraut, ist seine Vorstellung von griechischem Geiste — er verhehlt es sich selbst nicht — vielleicht zu idealisch gefärbt. Dafür aber ist sein Blick nicht durch das Einzelne gehemmt, beschränkt und zerstreut. Er weiß, daß er über Vieles nur nach einem dunklen Gefühle urtheilt. Desto bestimm-

ter sind seine Gedanken über den Zweck der Bildung überhaupt; seine Beschäftigung mit Philosophie, sein Nachdenken über sich selbst geben nach dieser Seite hin seinen Betrachtungen eine Schärfe und Klarheit, wie sie Wolf noch vergebens erstrebt hatte. Ueber Eins zwar sind Beide bereits einig geworden. Daß die „Kenntniß der alterthümlichen Menschheit“ das letzte Ziel der Alterthumsstudien sei, das waren schon damals Wolf's Worte. Daß diese Kenntniß ihren höchsten Nutzen in der „Bildung des schönen menschlichen Charakters“ habe, das durfte von Humboldt nur ausgesprochen werden, um von Wolf verstanden und gebilligt zu werden. Aber die Aphorismen, welche der Erstere jetzt aufsetzte, griffen noch höher hinauf, führten diese Gesichtspunkte noch tiefer und reicher aus. Die allgemeinere Kategorie nämlich, unter welche die Kenntniß des Alterthums fällt, ist nach Humboldt, „philosophische Kenntniß des Menschen überhaupt.“ Jedem Menschen als Menschen ist diese Kenntniß unentbehrlich, sowohl dem handelnden wie dem mit Ideen beschäftigten, — dem Historiker, dem Philosophen, dem Künstler, dem bloß Genießenden. Dem Handelnden; denn sein Streben muß auf wachsende moralische Vereblung gehn; alle Unvollkommenheiten des Menschen aber lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen. Jenes höhere Studium des Menschen nun zeigt ihm die Totalität: es zeigt ihm ebendeshalb wie jene Mißverhältnisse ausgeglichen, jene Unvollkommenheiten aufgehoben werden können. Aber ebenso dem bloß Genießenden. Genießend sind die Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun — und wer sähe nicht auch hier wieder, daß Humboldt sich selbst charakterisirt? — sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man „durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt“. Erhalten aber kann man diese Freuden nur durch ein scharfes Auffassen des Seins unsrer selbst und Anderer, und dies wieder ist nicht möglich ohne jenes eindringende Studium des Menschen überhaupt. Eben dieses Studium ist sofort Mittel, um andere gleich edle Genüsse —, den ästhetischen Genuß der Werke der Natur und der Kunst —, zu steigern und zu vermehrfachen. Es ist das Mittel endlich, selbst das Gefühl des Unglücks zu mindern; denn „das Leiden wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell: wer das Ganze der Menschheit vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.“ — Durch Be-

trachtungen von so allgemeiner Natur, Betrachtungen, die doch zugleich ganz seiner individuellen Eigenthümlichkeit und Stimmung entsprangen, lenkte Humboldt dann erst in späteren Paragraphen auf die Griechen hin. Jenes philosophische Studium des Menschen nämlich fällt mit dem Studium der griechischen Welt in Eins zusammen. Denn der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist aus lauter einfachen, großen und schönen Zügen zusammengesetzt. Und eben der Mensch — schon in dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit war dieser Gedanke aufgetreten — der Mensch tritt uns überall bei den Griechen entgegen, während die moderne Zeit die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen hinrichtet. Der individuelle Mensch: denn individualisirt erscheint Alles bei ihnen, ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Dichtung und selbst ihre Philosophie. Der individuelle, und eben deshalb der ganze, zu harmonischer Totalität gestimmte Mensch. Die Griechen waren wesentlich ein ästhetisches Volk. Frühzeitig besaßen sie ein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst. Stets blieb bei ihnen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Gerade diese ästhetische Cultur aber faßt das ganze Wesen des Menschen zusammen, und gerade sie ist somit im Stande, zu einem Correctiv für unsere heutige Bildung zu werden, die durch die Menge ihrer Richtungen von allem Geschmack und Schönheitsgefühl zu entfernen droht.

Leider nur Fragmente der Humboldt'schen „Skizze über die Griechen“ sind es, aus denen wir diese feine Gesichtspunkte zusammenstellen durften. Sie genügen jedoch, um den Geist zu verstehen, in welchem er damals die Alterthumsstudien ergriff, und um das Bild zu zeigen, welches er, bald nach dem Beginne einer eingehenderen Lectüre der Klassiker, von den Griechen mit sich herumtrug. Sie genügen insbesondere, um den Einfluß klar zu legen, welchen Humboldt auf die von Wolf ausgehende Reform der Philologie und vor Allem auf den von diesem aufgestellten Begriff der Alterthumswissenschaft ausübte. Aus Wolf's Händen ging jene Skizze in Dalberg's und Schiller's Hände über. Beide bedeckten die Ränder des Manuscripts mit Glossen. Wolf aber verwandelte die Anschauungen des Freundes ganz in sein freies Eigenthum und benutzte dessen

Winke zur Vertiefung und zur Klärung seiner eigenen. Ihm verdanken wir die Mittheilung jener wenigen Fragmente aus den Humboldt'schen Paragraphen. Vierzehn Jahre später schrieb er seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft.“ Hier bekannte er, wie viel er den mündlichen und schriftlichen Unterredungen des „edlen und trefflichen Genossen seiner philologischen Studien“ (συμφιλολογούντος τινός πρὸς ἡμῶν καλοῦ καγαθοῦ) verdanke; hier gab er einen ausgeführten Text zu einer Anzahl von Stellen aus dem Humboldt'schen Aufsatz, die er als Anmerkungen seine eigene Arbeit begleiten ließ.¹⁾ Die Humboldt'schen Gedanken sind in dieser Arbeit ununterscheidbar mit denen des großen Philologen zusammengewachsen. Die mehr encyclopädische Tendenz des Letzteren hat sich augenscheinlich durch Humboldt's Einfluß zu dem Bestreben geläutert, die philologischen Doctrinen zu einem „organischen Ganzen“ zu vereinigen. Die mehr historische Richtung jenes hat sich durch die Gesichtspunkte dieses mit philosophischen Motiven durchdrungen, so daß es nun gilt, die Kenntniß des Alterthums zu der Würde einer „philosophisch-historischen Wissenschaft“ emporzuheben. In Beidem zwar hat Wolf sein Ziel vielleicht nicht erreicht: der Organismus seiner „Alterthumswissenschaft“ fällt zuletzt wieder zur Tabelle auseinander, und die Schärfe begrifflicher Auffassung geht in den Theilen über der Fülle concreterer Gesichtspunkte wieder verloren. Allein jenes Ziel wenigstens bleibt ausgesprochen und ist ein für allemal hingestellt. Da wenigstens, wo Wolf an den höchsten Punkt seiner Darstellung gelangt, schließt er sich auf's Engste an die „Skizze über die Griechen“ an, macht er mit höchster Bestimmtheit jenen univervellen, echt philosophischen Gesichtspunkt geltend. Da, wo er den Leser das letzte Ziel der Alterthumswissenschaft sehen lassen will, die „Epothe gleichsam des Heiligsten, wie es die Priester von Eleusis nannten“, da definiert er die Alterthumswissenschaft als „Studium der alterthümlichen Menschheit“ und findet den Zweck dieses Studiums in der zu erstrebenden „Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt.“ Um diese möglichst vollständig zu erreichen, „muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang

1) Museum der Alterthumswissenschaft von Wolf und Buttmann Bb. I, daselbst S. 126—129 und 133—137.

gerichtet sein.“ Man muß eine solche Nation wie ein Individuum studiren, und was für Letzteres eine biographische Darstellung leistet, das muß für jene durch ein „Gemälde des ganzen Nationalseins“ geleistet werden. Es versteht sich, daß er sofort im vollsten Einverständnis mit Humboldt eben die Griechen als das rechte Mustervolk für die Kenntniß echter Menschlichkeit hinstellt. Auch da aber, wo er von der Art und Weise eines auf solche Ziele hinggerichteten Alterthumsstudiums redet, drängt sich ihm sichtlich das Bild des ehemaligen Genossen vor die Erinnerung. Er beschreibt das Alterthumsstudium wie Aristoteles die Philosophie beschrieb. Sie ist weniger als die meisten anderen Kenntnisse mittheilbar; sie fördert und belohnt, wie die Philosophie, nur diejenigen, die mit ihrer fortgesetzten Erweckung beschäftigt sind, die sie nicht als Amtsbeschwerde oder Zeitverkürzung, sondern um ihrer selbst wegen betreiben. So betrieben dient sie dann zur Erringung der schönsten Stufe geistiger Bildung: sie nöthigt dazu, unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufzubieten; ihre Frucht ist Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens. Es ist das Selbstgefühl und der Aristokratismus der eigenen Genialität, was sich in diesen Anschauungen ausdrückt: es ist mindestens ebenso sehr die Erinnerung wie an die Worte, so an das wahlverwandte Wesen und die Weise des Freundes.

War aber so die Idee, welche Humboldt unter lebhafter Zustimmung Wolf's von dem Alterthumsstudium gefaßt hatte, so mußte eben sie auch das Programm seiner Beschäftigung mit demselben bilden. Es war ihm zunächst um eine reine und vollständige Kenntniß der Quellen zu thun. Sein Plan war, vor allen Dingen die sämtlichen Hauptschriftsteller der Alten zu lesen, und mehr als das, sie in *succum et sanguinem* zu vertiren. Mit diesem Streben des Eindringens und Sich-Hineinlebens in die Alten, verband sich sodann unmittelbar der immer wiederholte Versuch des Uebersetzens. Mit dem Pindarübersetzen hatte sich überhaupt die Lust am griechischen Alterthum zuerst gemeldet. Je mehr er jetzt unter den Alten lebte, desto häufiger riß ihn der Enthusiasmus für das Gelesene zu Nachbildungsversuchen hin. In allen solchen Versuchen brach nur der Eine Sinn, mit dem er diese Studien betrieb, in gesteigerter Weise hervor. So übersetzte er in den nächsten Jahren mehr als Eine pindarische Ode, so mehrere Chöre aus den Cume-

niden des Aeschylus, so gelegentlich ein Stück des Simonides. Ergriffen von der erhabenen Schönheit des Aeschyleischen Agamemnon hätte er schon jetzt, mit der Gunst der Musen, gern die Ehre der Tragödie übersezt. Er trug sich mit einer Uebersetzung des Platonischen Menexenus, mit einer Uebersetzung des Herodot und des Thukydides. Seine Pläne gingen noch weiter. Im ersten Feuer für seine Idee des Alterthumsstudiums wollte er eine fortlaufende Schrift, welche allein der griechischen Literatur gewidmet wäre, herausgeben. Unter dem Titel Hellas etwa, wollte er in ihr eine treue Darstellung des griechischen Alterthums geben. Uebersetzungen und Charakteristiken sollten den Inhalt ausmachen: ihr Zweck sollte die Beförderung eben jener von ihm selbst ergriffenen Weise des Alterthumsstudiums sein. Kenntniß des Griechenthums vom Gesichtspunkte der Kenntniß des Menschen überhaupt war ebenso das Ziel anderer Projecte, welche bald jenes erste verdrängten. Er dachte von weitem an eine Darstellung der griechischen Philosophie, an ein Gemälde der griechischen Denkart und Sitten, er begleitete die Veröffentlichung seiner Uebersetzung eines Cumenidenchors in der Berlinischen Monatschrift¹⁾ mit Winken zur Charakteristik der griechischen Lyrik und der griechischen Religionsideen. Alle diese Pläne jedoch und Ansätze wurden für jetzt durch das Studium als solches zurückgedrängt. Die reine im höchsten Sinne genießende Vertiefung in den Gehalt und die Form griechischer Menschheit war an sich nicht auf Production und Mittheilung gerichtet. Humboldt's Natur war es noch weniger. Nur das Uebersetzen poetischer Stücke, eine Arbeit, in welcher jene Vertiefung und jener Genuß positiv und doppelt sich empfinden ließ, überraschte ihn zuweilen: im Uebrigen gestand er bald, daß ihm „wenig am eigenen Arbeiten, das meiste nur am Studiren“ liege.

Man ist nun vielleicht geneigt, aus alle dem sich die Vorstellung eines ganz und gar dilettantischen Treibens zu bilden. Humboldt's eigne Geständnisse seines nur erst unmethodischen und lückenhaften Wissens führen darauf. Mehr als das. Aus dem Gefühl gerade dieses Mangels, aus Dilettantismus im Grunde, war er auf jenen hohen Gesichtspunkt für das Alterthumsstudium geführt worden, den

1) 1793 Bd. 22. S. 149 ff.; jetzt in den S. W. III. 97 ff.

die kunstmäßige Philologie für sich schwerlich ergriffen haben würde. Die Wahrheit jedoch ist, daß dieser Gesichtspunkt und der Ernst, mit dem er ihn realisirte, ihn vom Dilettantismus alsbald zur gründlichsten und gewissenhaftesten Behandlung seines Thema's fortzog. Wenn Wolf's genaue Gelehrsamkeit sich unter der Anregung Humboldt'scher Ideen zu einem freieren Umblick und zu einem größeren Begriffe der Alterthumswissenschaft erhob, so sah sich Humboldt durch Wolf's Vorbild und Hilfe bald in alles Detail und in alle Mühsal philologischer Specialitäten verwickelt. Strebte er doch überall nach Individualisirung des Allgemeinen, nach Erfüllung des Begriffs durch die ganze, bis in ihre Tiefe erschöpfte Wirklichkeit! War es doch unmöglich, sich in die ächten Formen des Alterthums zu vertiefen und den reinen Geschmack desselben zu schmecken, ohne bis auf seine letzten Elemente zurückzugehen und an diesen die Probe der Richtigkeit zu machen! Gab doch Wolf ein bewunderungswürdiges Beispiel, wie sich mit einer bis zur Mikrologie getriebenen kritischen und grammatischen Sorgfalt eine an Berwegenheit grenzende Genialität und die geistvollste Freiheit der Ansicht verknüpfen lasse! Gleich von Anfang an, als sich Humboldt einen aparteren Standpunkt für seine Beschäftigung mit den Alten ausgesonnen haben wollte, war er doch darum nicht weniger gemeint, „aus allen seinen Kräften nach Gründlichkeit auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. zu streben.“ Wer hätte, an Wolf's Seite arbeitend, diesen Forderungen sich entziehen können oder mögen? Bald sehen wir den Schüler mit dem Meister um die Wette und ganz in der Manier desselben sich um einen richtig interpungirten und echten Text des Hesiod, um die Emendation Aeschyleischer oder Herodotischer Stellen bemühen. Die Idee des Wolf'schen Homer erfüllt ihn ganz, und voll Erwartung sieht er denselben zu einem „Kanon alles Edivens“ werden. Er wirft sich in das Studium der alten Grammatiker, aber freilich, selbst ein so nüchternes Studium regt ihn zu Ideen über den Gang der sprachlichen und der literarischen Entwicklung an. Am tiefsten haftet die Liebe zum Pindar. Es ist die „mit Grazie verbundene Tiefe“ dieser Lyrik, was ihn ergriffen und gefesselt hat. Aber er fühlt, daß dieser Geist unzertrennbar an die Gruppierung der Silbenlängen und Silbenkürzen gebunden ist, daß der volle Genuß des Dichters nur mit der Empfindung der Musik seiner Verse zu haben

ist. So vertieft er sich mit unermüdblichem Fleiße in die Metrik. Auf dem noch wenig geebneten Felde bricht er sich seine eigene Bahn und überwindet die Dornen dieses Studiums mit jener Geduld, die er sich glücklich preist, durch seine juristischen Arbeiten frühzeitig geübt zu haben. Aber die Räthsel der Metrik sind nicht zu lösen ohne einen Begriff von griechischer Musik. Ein Baie in allen musikalischen Dingen muß er sich hier erst mit den Elementen bekannt machen. Er benutzte einen Aufenthalt in Erfurt im März und April 1793, um sich von einem dortigen Organisten im Generalbaß unterweisen zu lassen. Neben den alten Metrikern liest er die alten Musiker. Die Trockenheit dieser Dinge schreckt ihn nicht ab, ihre Feinheit reizt ihn. Je verwickelter die Fragen, desto hartnäckiger und gründlicher geht er ihnen zu Leibe. Er macht es sich zum Gesetz, wie er einmal schreibt, ihnen wenigstens „bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läßt,“ nachzugehen. Seine Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit kommt mit seiner Geduld und seiner Feinheit zusammen, um echte philologische Gründlichkeit zu erzeugen. Denn dem Falschen zieht er das Wissen des Nichtwissens und der Reckheit der Ungenauigkeit die Bescheidenheit eines *οὐκ οἶδα* vor.

Es war Wolffsche Philologie, was Humboldt trieb. Es war das persönliche Verhältniß zu Wolf, was diesem Treiben einen erhöhten Reiz gab. In mehrfacher Hinsicht zwar waren die Beiden verschiedene Naturen. In Wolf's Charakter lag etwas tief Leidenschaftliches, das den älteren Mann jugendlicher erscheinen ließ als den jugendlichen Humboldt, dessen ganzes Wesen ruhige Sanftheit war. Diese Temperamentsverschiedenheit gab auch den intellektuellen Eigenschaften Wolf's eine andere Farbe als denen seines jüngeren Freundes. Man hatte bei jenem mehr als bei diesem den Eindruck der Genialität. Mit göttlicher Sicherheit schien jener die verwegensten Griffe zu thun, während dieser vor aller Verwegenheit zurückscheute und mit gemessener Bedächtigkeit Schritt vor Schritt setzte. Man hätte nicht glauben sollen, daß so viel Hestigkeit und Reizbarkeit in dem Einen sich mit so viel Milde und Weichheit in dem Andern verträge, so viel Vermessenheit mit so viel Blödigkeit, so viel zuversichtlicher Stolz mit so viel zurückhaltender Bescheidenheit. Und in der That sollte die Zeit kommen, wo es der ganzen

maafhaltenden Ruhe Humboldt's bedurfte, um das Uebermaaß der Wolf'schen Natur zu ertragen und den hochfahrenden, krankhaft gereizten Sinn des Mannes zu beschwichtigen. Aber noch war Wolf, in der Kraft der Jahre und in der Lust der rüstigsten, gelingendsten Thätigkeit, ganz im Besitz und in der Herrschaft seines besseren Selbst. Noch begünstigte überdies das Verhältniß des Schülers zum Lehrer die Verträglichkeit so gegeneinandergestellter Charaktere. So viel hatten Beide wieder mit einander gemein. Beide waren auf eine starke Sinnlichkeit und auf das Bedürfniß des Genusses gestellt. Beide verstanden sich auf den Reiz geistiger Genüsse mit einem realistisch geübten Sinne. Sie hatten Beide den gebildetsten Geschmack für das Schöne. Im Suchen nach diesem begegneten sie sich auf dem Boden des griechischen Lebens. Eine reine Liebe zu den edlen Bildungen des Alterthums spannte ihre geistigen Kräfte auf dasselbe Ziel hin. Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fielen mit ihren persönlichen in Eins zusammen. Auf Leben und individuelle Realität richteten sich ihre Studien: in lebendigem und individuellem Verkehr bewegte sich eben deshalb die Gemeinsamkeit dieser Studien. Hier, in der Muße von Humboldt's Landsitz, verlor die Gelehrsamkeit all ihr finsternes und mühseliges Aussehn. Sie umkleidete sich mit allen Reizen des Lebens und färbte sich mit den frischen Farben der Gegenwart. An der Seite einer unendlich anmuthigen und zärtlich geliebten Frau vertieft sich Humboldt in die Gedanken und Empfindungen, in die Formen und Klänge der schönsten Vergangenheit, welche die Geschichte kennt. Die Lebensgefährtin wird ihm zur Studiengefährtin. Sie begleitet ihn überall hin, wo die Wege gebahnter und wo die Ausichten am reizendsten sind. Er liest mit ihr den Homer und den Herodot. Sie wird durch ihn vertrauter mit der Sprache Joniens, und er meint, daß die Geschichte von der Penelope oder Naufikaa aus ihrem Munde doppelt lieblich klinge, und daß er nun erst die kluge Naivetät des alten Geschichtenerzählers recht verstehe. Indeß er sich den Pindar und den Thukydides zur Aufgabe stellt, mag ihr vielleicht später ein deutscher Herodot gelingen. Vom Griechischen will sie alsbald auch an's Lateinische, und Humboldt mag ihr nicht wehren, wenn sie nichts Schlechteres als Ovid's Metamorphosen zu ihrem Elementarbuch wählt. Für den Hallischen Freund gar, wenn er nur seinen Besuch wiederholen wollte, macht sie sich anheischig, Stellen

im Homer aufzufuchen, wie er es mir irgend verlange.¹⁾ Welch' ein Zusammenleben giebt das, wenn Wolf sein Museum und Auditorium nach Auleben verlegt! Caroline von Dacheröden kannte er längst aus ihrem väterlichen Hause, ehe er in ihrem Manne einen so treuen Freund und Studiengenossen fand. Wenn er mit den Beiden über Homer und die Griechen schwatzte, mochte er gern seine Studenten vergessen. Auch arbeiten konnte er in Auleben, und wenn er auch nicht alle seine Bücher da um sich hatte, so gab es doch eine kleine auserlesene Bibliothek, die er selbst zur „Tafelbibliothek“ gekauft hatte. Für gewöhnlich freilich mußte der schriftliche Verkehr den mündlichen ersetzen. Einmal oder gar zweimal wöchentlich schrieben sich die Freunde. Es ist das Gefühl der innigsten und dankbarsten Freundschaft, welches im stets gleichgehaltenen Tone in den Briefen Humboldt's sich ausspricht. Man kann nicht anerkennender, bescheidener, unterordnender reden. Man kann nicht reiner mit dem Verhältniß der Schülerschaft das Verhältniß der Freundschaft verbinden, die sich des eigenen Werthes und der Gleichberechtigung bewußt ist. So aufrichtig und wahr ist die Empfindung der Ergebenheit und Anhänglichkeit, daß sie sich Aufrichtigkeit und Wahrheit zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Auf dieser Wahrhaftigkeit beruht von Humboldt's Seite das ganze Verhältniß. Schlechterdings entscheidend, so schreibt er einmal, sei ihm Wolf's Urtheil „nicht eigentlich entscheidend“ — fügt er hinzu — „in Absicht der Sache; denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter sein lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, daß Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen.“ Und mit dieser Wahrhaftigkeit hängt das rein objective Interesse an den wissenschaftlichen Dingen zusammen, um welche ihr Briefwechsel sich dreht. Er selbst ist ausschließlich von diesem Interesse erfüllt. Die gleiche von aller Rücksicht auf Ruhm und Gewinn entfernte Gesinnung, die gleiche Liebe zur Wissenschaft um der Wissenschaft willen glaubt er bei Wolf gefunden zu haben. Darum

1) Vergl. außer den Stellen in den Briefen an Wolf: Humboldt an Caroline von Wolzogen in deren literarischem Nachlaß II. 4.

vor Allem ist er so glücklich, demselben so nahe gekommen zu sein, und darum wird er nicht müde, ihn des Genusses zu versichern, den dieser wissenschaftliche Briefwechsel ihm gewähre. Eben darin, in der That, liegt der Reiz dieser Briefe auch für jeden Dritten. Etwas anderes scheint eine Discussion über gelehrte Fragen, auch unter Fremden, und etwas anderes wieder ein freundschaftliches Geplauder, auch unter Gelehrten, zu sein. Beides vielmehr geht hier durchaus nebeneinander, ja Beides ist Eins und dasselbe. Der Ausdruck persönlicher Empfindungen, der Bericht über familiäre Ereignisse und Zustände wechselt sich ab mit Erörterungen über Lesarten, mit Anfragen über den Sinn oder die Construction einer schwierigen Stelle. So bezeichnend nennt sich Humboldt Wolf's „griechischen Freund,“ so im eigensten Sinne ist dies eine philologische Freundschaft, daß Worte und Accente in derselben Weise den Gegenstand der Unterhaltung bilden, wie sonst nur Gefühle und Interessen der allerpersönlichsten Art. Die gelehrtesten Themata werden zum Stoff des bequemsten Geplauders. Humboldt berichtet über seine Studien und seine Fortschritte wie über häusliche Angelegenheiten. Er erbittet sich die Meinung des Freundes bald über einen Verbesserungs-, bald über einen Erklärungsversuch. Es beglückt ihn, wenn dieser ihm aus der Fülle seines Wissens, je nach dem Wechsel seiner Beschäftigungen, eine philologische Notiz, einen Wink, eine kritische oder grammatische Glosse zukommen läßt. Möchte ihm Wolf nur recht viele solche „quodlibetartige Briefe“ schreiben! Eben recht, wenn er ihm die momentanen Abfälle seiner Studien mittheilt, damit er so gleichsam unmittelbar an denselben Theil nehmen dürfte! Alles so Mitgetheilte wird von dem lernbegierigem Manne sorgfältig aufbewahrt. Er trägt es in ein eignes Buch ein, welches den Titel „Wolfiana“ führt, und er versteht dieses Buch, auf gut philologische Art, zu seinem und des Freundes Gebrauch mit einem Index.

Aberthhalb Jahre fast lebte Humboldt in dieser Weise seinem philologischen Studien-, seinem neuen Bildungs- und Lebensplan, im Verkehr mit Wolf und mit den Alten. Ganz ausschließlich und ununterbrochen während seines Aufenthalts in Auleben bis Anfang März 1793. Um diese Zeit begab er sich zu einem längeren Aufenthalt bei seinen Schwiegereltern nach Erfurt, und hier freilich ließen es die Störungen in seiner Familie und die Anwesenheit des Dur-

fürsten nur wenig zu griechischer Lectüre kommen. Nur der Pindar ward auch unter den „unseligen Erfurter Zerstreungen“ nicht vergessen, um des Pindars willen alte und neue Musik studirt. Um so dankbarer war er für Wolf's fortgesetzte philologische Mittheilungen, um so mehr freute er sich der größeren Muße, die er zu deren Beantwortung seit dem Mai in Tegel wiederfand. Auch hier gab es unvorhergesehene Abhaltungen und Zerstreungen, aber den ganzen Vormittag wenigstens durfte er meist „den Graeculis“ widmen. Ueber Dresden reiste er endlich im Herbst nach Auleben und von Auleben nach Burgörner zurück. Ein Weihnachtsbesuch bei Wolf in Halle entschädigte ihn vollends, und die Griechen kamen nun während des Burgörner Winters fast ganz wieder wie in Auleben zu ihrem Rechte. Selbst während aller dazwischen getretener Ablenkungen und Unterbrechungen aber hatte es ihm festgestanden, daß er den Alten und nur den Alten angehören wolle. Ferner und ferner rückte ihm das Interesse an den politischen Dingen. Kaum daß die Lectüre der Genzischen Bearbeitung von Burke's „Betrachtungen“ oder die Hinrichtung des französischen Königs ihm eine flüchtige Erwähnung ablockte. Nun erst schmeckte er die Muße, die er sich selbst geschaffen. Im Genuß des griechischen Geistes spann er sich tiefer und tiefer in den Genuß geschäftloser Zurückgezogenheit, in den Quietismus des Privatlebens ein. „Mit jedem Tage,“ schrieb er von Erfurt aus an Wolf, „fesselt mich das Studium der Griechen mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“ In der Contemplation des schönsten vergangenen Lebens ward aller Sinn für das thätige Leben in der Gegenwart wie von einem Zauber befangen, ward selbst alle theoretische Theilnahme an den praktischen Fragen in Schlummer gewiegt. Er hatte Wolf sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt; dieser hatte darauf von dem Druck desselben gesprochen und ein Wort über die Rückkehr Humboldt's zur Politik fallen lassen. Humboldt wies Beides in eine ungewisse Zukunft. Denn das — so schrieb er von Tegel aus — „sei keine Zeit, in welcher der ruhige und namentlich der so

blos theoretische Schriftsteller auf Verständniß rechnen dürfe. Die Frage aber, ob er je zur Politik zurückkehren werde, möge er nicht bejahen. Die Griechen absorbirten ihn ganz.“ Ja, über dem Studium und der Contemplation versiegte selbst die Lust und der Trieb zu schriftstellerischer Production. Schon dies führte ihn zu sehr an die Deffentlichkeit, die er scheute, und nöthigte sein beschauliches Wesen zu einer Spannung, die ihn störte. Ein Project nach dem anderen, wie wir bereits hörten, ward zurückgenommen. Endlich alle bis auf das Pindarübersetzen. „Ueberhaupt“ — so wiederholt er noch am Ende dieser Periode — „bin ich nicht productiv jetzt, und alle meine Pläne sind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit sie zu vollenden hinreicht. Indeß aber vergeht doch das Leben schön und leicht, und mir war's nie um die Werke sonderlich zu thun.“¹⁾

1) An Caroline von Wolzogen, in deren literarischen Nachlaß II. 4.

Zweiter Abschnitt.

Philosophie und Aesthetik.

Wie ganz nun aber Humboldt sich hineingelegt hatte in das Alterthumsstudium, wie ganz diese Welt der Form seines Geistes, die Beschäftigung mit ihr seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach: es gab dennoch eine Seite in seinem Wesen, die ihn gelegentlich über diesen Kreis hinauslocken konnte. Es war eine ganz moderne Ader in ihm, und diese Ader war ebensowohl durch die „logische Erziehung der Berliner“ wie durch Studium und Umgang in ihm genährt worden. Weder in seiner Natur noch in seiner Bildung verleugnete sich das Reflexions- und Empfindungsleben des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie. Er glich den Griechen durch die Richtung auf die Harmonie und die Totalität des Menschlichen. Er unterschied sich von ihnen durch den Trieb und das Talent, diesen Gehalt seiner eignen Natur sich stets in Gefühl und Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Es war ihm natürlich und geläufig, über seine Empfindungen zu reflectiren und an seinen Reflexionen einen neuen Gegenstand des Empfindens und Genießens zu haben. Mit Philosophie war er an das Studium der Griechen herangegangen; mit Ideen wieder erfüllte das philologische Studium seinen Kopf. Seine Lieblinge unter den Alten waren diejenigen, bei denen die Schönheit der Form sich mit Tieffinn und Weisheit am wunderbarsten verbindet. Die bilderreiche auf den Wogen des Rhythmus sich wiegende Gedankenfülle Pindar's hatte einen größeren Reiz für ihn als die wunderbar einfachen Naturlaute Homer's;

stärker als die sanfte Anmuth des Sophokles zog ihn die gedankenschwere Erhabenheit des Aeschylus an; unter den Prosaiskern waren ihm Platon und Thukydides vor Xenophon und Herodot lieb. So suchte er nach Gedankengehalt in den Alten, so trieb ihn das Bedürfniß danach über ihren Kreis hinaus. Bei Wolf überdies fand er für das Verständniß und die Würdigung alles Speculativen nur eine geringe Befähigung. Ein kleiner Anstoß, und die Ausschließlichkeit der Beschäftigung mit dem Alterthum mußte aufhören, um Interessen einen Platz zu gestatten, die ihm innerlich niemals fremd geworden und die sich willig an die bisherigen angeschlossen. Weder sein Streben nach voller rein menschlicher Ausbildung, noch irgend eine Seite seines reichen Wesens war im Grunde bei der Beschränkung und Concentration auf die Griechen zu kurz gekommen. Die Beschäftigung ebenso mit den Griechen konnte nach wie vor sein geistiges Leben begleiten, wenn er auch von Neuem jetzt in anderen Stoffen und nach mannigfaltigeren Richtungen sich fortbewegte.

Er empfing aber solch' einen Anstoß, als er in den ersten Tagen des April 1793 von Erfurt aus Schiller in Jena besuchte. Ihre Herzensangelegenheiten hatten ursprünglich die Beiden aneinandergeführt. Man hatte sich zuerst 1789 und 1790 in Weimar und Jena, vielleicht auch im Sommer 1792 gesehen, wo Humboldt's eine Zeitlang zum Besuch in Rudolstadt waren.¹⁾ Von Humboldt waren sodann, dem spröderen Schiller gegenüber,²⁾ die Bemühungen ausgegangen, dem Verhältniß Dauer und Innigkeit zu geben. Denn er hatte den Dichter des Don Carlos, der Künstler und der Götter Griechenlands bewundert, ehe er ihm persönlich nahegekommen. Er fand nun, daß derselbe Glanz, der auf jenen Dichtungen ruht, auch die persönliche Erscheinung des Dichters umgibt. Er fand, daß sein Gespräch von demselben Geiste sprühe, der in den Briefen von Julius und Raphael athmet. Er hörte ihn mündlich über Werke der Dichtung und Literatur ganz ebenso urtheilen, wie er öffentlich über Bürger's Gedichte geurtheilt, — ganz mit derselben strengen Gerechtigkeit, ganz

1) Caroline v. Wolzogen an ihren nachherigen zweiten Gemahl, Nachlaß II. 168. Der betreffende Brief kann nicht nach der Angabe des Herausgebers 1793, sondern muß ein Jahr früher geschrieben sein.

2) C. v. Wolzogen, Nachlaß I. 362.

von demselben idealen Standpunkte aus, ganz mit demselben das Ganze zusammenfassenden Blicke. Ihm daher hatte er jenen ersten Versuch im Pindariübersetzen vorgelegt, bereit, sich seinem Urtheil auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Ihm ebenso hatte er sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt. So gern hätte er diesen Aufsatz, begleitet von einer Schiller'schen Auslassung über dasselbe Thema, in die Welt eingeführt gesehen! So zustimmend und dankbar nahm er die Schiller'schen Aenderungen hin, als dieser ein Bruchstück daraus in seiner Neuen Thalia hatte abdrucken lassen! Von ihm endlich hatte er sich Glossen auch zu seiner „Skizze über die Griechen“ erbeten, und er freute sich einzelner dieser Schiller'schen Glossen um so mehr, als ihn die unfruchtbaren und mißverstehenden Bemerkungen Dalberg's kopfschütteln machten.

Nicht die Griechen indeß waren es, mit denen sich Schiller eben jetzt vorzugsweise beschäftigte. Er hatte sich mit diesen in den letztverfloßenen Jahren in seiner Weise bekannt gemacht. Der Aufenthalt in Weimar hatte ihm hierzu, der neue Aufenthalt in Jena gab ihm zu einer ganz anderen Beschäftigung die Anregung. Diese Universität hatte die Hauptpflegestätte der neuen Philosophie zu sein begonnen, und Reinhold war daselbst der Hauptapostel des Kantianismus geworden. Schiller wandte sich gleichfalls dem Studium der Kant'schen Schriften zu. Zuerst zwar nur wenig und nur versuchsweise gleichsam. Aber die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war endlich, im Herbst des Jahres 1792, beendet. Von der Dichtung, der er eigentlich nun wieder hätte angehören müssen, drängte ihn die Pflicht seines akademischen Berufs ab. Der Wiederanfang der Vorlesungen stand vor der Thür. Schiller, der Professor, hatte ein Collegium über Aesthetik angekündigt. Die äußerlich auferlegte Nothwendigkeit verwandelte sich alsbald in ein freies und leidenschaftliches Interesse. Ausgehend von der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft dringt er tiefer und tiefer in seinen Gegenstand ein. So sehr denkt er sich in die Ideen des Criticismus hinein, daß selbst seine poetischen Projecte sich auf das System beziehen. Sein nächster schriftstellerischer Plan aber geht auf einen Dialog, der unter dem Titel Kallias den Begriff und die Natur des Schönen erörtern soll. Schon ist er diesem Begriff hart auf der Fährte. Es gilt ihm, denselben ganz objectiv zu machen und ihn „aus der

Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren.“ Es gelingt ihm endlich damit. Der Begriff des Schönen fällt in das Gebiet der praktischen Vernunft, sofern diese ihre Form in der Welt der Erscheinungen widerspiegelt. Diese Form der praktischen Vernunft nämlich ist reine Selbstbestimmung. Das Selbst eines Naturwesens aber ist Natur. Diese Analogie der Freiheit, so oft sie von der praktischen Vernunft an einem Naturwesen entdeckt wird, läßt dasselbe als schön erscheinen. Schönheit ist nichts anderes als „Freiheit oder Autonomie in der Erscheinung.“

Diesen Begriff nun des Schönen hatte Schiller während des Winters nicht bloß seinen Studenten, sondern auch seinem Freunde Körner in immer eingehenderen Ausführungen entwickelt und die Einwürfe und Mißverständnisse des Freundes beseitigt. Er lebte nur in diesen Gedanken und bewegte sich mit immer wachsender Freiheit und Sicherheit darin. Auch das Gespräch mit Humboldt bei jenem Aprilbesuch konnte auf nichts Anderes führen. Wie Körner, so wurde auch er in den Schiller'schen Gedankenkreis hineingezogen. Lag doch die Erforschung des Begriffs des Schönen der Beschäftigung mit den ewigen Mustern der Dichtung so nah, war es doch so natürlich, an diesen jenen Begriff zu erproben! Humboldt wurde diese Ideen nicht wieder los. Sie begleiteten ihn nach Dresden, und in Dresden lebte Körner. Auf's Neue mußten die Unterredungen mit diesem das philosophisch-ästhetische Interesse in ihm auffrischen. Er kam nach Burgörner, und sofort fand er neben Pindar und Homer soviel Zeit, um Alles, was Kant seit der Kritik der reinen Vernunft geschrieben, noch einmal durchzustudiren. Es sollte eine Vorbereitung auf seine Arbeiten über die Griechen sein, — eine Vorbereitung aber zugleich auf die Discussion mit Schiller, von dem er wußte, daß er seine Untersuchungen über das Schöne weiterverfolgt und sie öffentlich darzustellen begonnen habe.¹⁾ Denn er hatte beschlossen, eine Zeitlang mit Schiller zu leben. Schiller selbst hatte ihn im vergangenen April dazu eingeladen. Jena, der stille und doch wissenschaftlich so belebte Musensitz lockte ihn auch sonst. Er empfand am Ende, daß die Einsamkeit in Burgörner — seinem Askra, wie er es jetzt nannte, — doch mit mannigfachen litera-

1) An E. v. Wolzogen, Nachlaß II. 3. 4.

rischen und persönlichen Entbehrungen verbunden sei. Die Einsamkeit nun und gewiß die Studienmuße hoffte er in Jena behaupten zu können. Auf Bücher und auf Umgang, soweit er ihn suchen würde, durfte er sich sichere Rechnung machen. Schon Weihnachten war der Umzug beschloffen. Ende Februar 1794 endlich, nach einem unfreiwillig verlängerten abermaligen Aufenthalt in Erfurt, langte die Familie in Jena an, um sich vorläufig in der Stille und Enge einer anmuthig gelegenen Gartenwohnung einzurichten.

Mit dem Zeitpunkt zwar dieser Umsiedelung traf es sich nicht glücklich. Schiller gerade, der Hauptmagnet, welcher Humboldt nach Jena gezogen hatte, war abwesend. Erst auf Ostern war seine Rückkunft aus Schwaben angesagt, wo er nun schon im siebenten Monat weilte. Nichts desto weniger entschied sich die Wendung in den Studien Humboldt's gleich in den ersten Tagen des neuen Aufenthalts. Die akademische Atmosphäre übte ihren Einfluß. Die Griechen, das verstand sich von selbst, sollten nicht vernachlässigt werden. Die Beschäftigung mit Pindar und dessen Metrik sollte fortgehen; auf die Lectüre des Aeschylus sollte die des Sophokles folgen. Aber Wolf selbst hatte seinem Freunde den Rath gegeben, etwas weniger pedantisch zu arbeiten und der Gründlichkeit nicht die Freiheit des Studiums zum Opfer zu bringen. So ließen sich manche unnütze und weitläufige Arbeiten wegschneiden, so ließ sich für manche nicht-philologische Studien Zeit gewinnen. Für eben die Studien, die ihn vor der Bekanntschaft mit Wolf beschäftigt hatten, auf die er neuerdings durch Schiller und Körner war zurückgeführt worden. „Ich habe mir vorgenommen,“ schrieb er an den Philologen, „hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück.“ Ein späterer Brief wiederholt das Geständniß. Und wer hätte auch damals in Jena leben können, ohne irgendwie in die philosophische Strömung des Tages hineinzugerathen? Die Philosophie war das eine, die Allgemeine Literaturzeitung das andere Unvermeidliche des damaligen Jena. Ehe er es sich versah, war er ganz aus der Enge seines bisherigen Studiencirkels herausgedrängt, er war zum officiellen Mitarbeiter der großen Recensiranstalt geworden, und ein Duzend Bücher der verschiedensten Art, von

Schütz ihm in's Haus geschickt, wollte gelesen und abgethan sein. Viel weniger unvermeidlich und zudringlich waren die Menschen. Es war damals in Jena wie es noch heut ist. Man konnte sich eben so leicht finden, wie aus dem Wege gehen; man konnte sich vornehm zurückhalten, und doch wieder den zwanglosen Verkehr der Uebrigen sich zu nütze machen. So lebte Schiller, so Fichte, so Humboldt in Jena. Da war Schütz, mit dem er schon längst über *Philologica* gelegentlich correspondirt hatte, da war Hufeland, mit dem er über Jurisprudenz und Politik verhandeln konnte, da war der wackere Paulus mit seiner liebenswürdigen Frau. Mit allen diesen stand Humboldt bald auf dem besten Fuße und in mannigfach anregender Berührung. Manche jüngere Männer, wie Große, David Veit und ein Sohn des alten Freundes Jacobi fanden gleichfalls Zutritt in dem Hause. Von Bayreuth endlich war der Bruder Alexander zum Besuche anwesend, und wenn derselbe den philologischen Studien Wilhelm's nicht fremd war, so gab er diesem dafür eine Anregung, selbst in das naturwissenschaftliche Gebiet hinüberzublicken.

Ganz lieb aber ward ihm dies Jena erst und Alles fand er erfüllt, was er gesucht hatte, als endlich am 15. Mai Schiller aus seinem Heimathlande zurückkehrte. Ein Verhältniß, welches für Humboldt schon früher so unendlich reizend gewesen war, entwickelte sich nun erst in der erfreulichsten Weise. Nun erst lernte Schiller die geistige Art und das ganze Wesen des Freundes von Tage zu Tage richtiger erkennen, nun erst gab er sich demselben hin und machte es für seine eigne Entwicklung fruchtbar. Nur wenige Tage, und er war gewonnen von der „seltenen Totalität,“ die er in Humboldt's Wesen entdeckte. Nicht mehr, wie früher, in übereiltem Urtheil, vermiste er an ihm, „die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt.“ Er fand, daß sich im Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm wenigstens den zweiten Platz neben seinem Körner einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte. Er sprach schon jetzt von der schönen Dreieinigkeit, die es geben würde, wenn Körner von Dresden herüberkäme, und es wahrte nicht lange, so galten ihm die Beiden als völlig gleich liebe und ebenbürtige Genossen. Aber auch Humboldt fand nicht blos den Alten in Schiller, sondern etwas mehr und etwas Besseres wieder. Noch immer war er derselbe feurige

und glänzende Geist, derselbe hohe, von dem Adel des Charakters getragene Genius. Das Alles war da, und war in erhöhter Weise da, aber eine wunderbare Ruhe und Milde hatte sich darüber ausgebreitet. In seinem innersten Wesen war Schiller seinem Freunde nähergerückt: in Gespräch und Umgang machte sich diese Aenderung auf's Wohlthätigste fühlbar.

Und wie reich war Schiller zurückgekehrt! Er hatte seinen ganzen Ideenvorrath über die Begriffe der Aesthetik während des Aufenthalts in Ludwigsburg und Stuttgart noch einmal revidirt und bei der Revision geordnet und bereichert. Aus dem ehemals projectirten *Kallias* waren Briefe an den Herzog von Augustenburg geworden, und diese Briefe, eine vollständige Theorie des Schönen, sollten nun für die Oeffentlichkeit noch einmal überarbeitet und zum völligen Abschluß gebracht werden. Hand in Hand ging damit ein großes literarisches Project, mit dem er sich längst getragen hatte und für das jetzt in Stuttgart ein Verleger gewonnen war. Es galt die Verwirklichung dessen, was dem deutschen Dichter am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts als höchstes schriftstellerisches Ideal erschien. Dasselbe, wonach Humboldt für sich persönlich gestrebt hatte, sollte hier zum Oeffentlichen und Allgemeinen werden. Das Geräusch des Krieges und der Kampf politischer Meinungen sollte geflohen und vergessen werden. Gegenüber dem spannenden, beängstigenden und doch vergänglichem Interesse des Tages sollte der Blick auf das rein und ewig Menschliche gelenkt, sollte die Welt auf dem Wege der Wahrheit und Schönheit zur echten Humanität gebildet werden. Eine Zeitschrift sollte zu diesem Zweck gestiftet werden, welche für das gesammte Publicum wäre, was das klassische Alterthum für Humboldt gewesen. Und um wirklich das gesammte lesende Publicum heranzuziehn, so sollte jene Zeitschrift von der verbündeten Elite der deutschen Schriftsteller geschrieben werden. Das Beste sollte von den Besten beigezeichnet werden und ein kritischer Gerichtshof über die Aufnahme der einzelnen Aufsätze sein Urtheil sprechen. Im Geiste des schönen Alterthums war die Bildung verstanden, welche hier vertreten und propagirt werden sollte. An die griechische Götterfabel und deren Sinn erinnerte schon der Name, den das neue Journal an der Stirne trug. Die Göttinnen, die im Gefolge der Grazien sind, die schwesterlichen Horen, welche die welterhaltende Ordnung

bedeuten: sie sollten den Geist und die Regel der Zeitschrift ankündigen. Mit vollen Händen demnach kam Schiller allem demjenigen entgegen, was Humboldt in seiner stilleren Weise in sich trug. Ihr Bildungsideal, ihre Stellung zu dem, was sonst die Welt bewegte, war wesentlich übereinstimmend. Wenn Schiller in lebendigem Schöpfungs- und Wirkungsdrange sich nicht mit der eignen individuellen Bildung begnügte, sondern in weite Kreise damit hinausdrängte, so geschah es in Kraft des Genius, welchen Humboldt bewundernd anerkannte. Wenn Schiller statt der bloßen Vertiefung in die vergangene Welt des hellenischen Lebens ein verwandtes Leben in der Gegenwart zu erwecken strebte, so konnte Humboldt jenes nicht vermissen, indem sich dieses vor seinen Augen erhob. Wie er einst den Gegensätzen gegenüber, die in einer früheren Zeit an ihn herangetreten waren, an Forster den Mann gefunden hatte, in dessen reicherer und freierer Geistesform dieselben sich ausgeglichen zu haben schienen, so sah er jetzt in Schiller in persönlicher Erscheinung die schöne menschliche Bildung vor sich, die ihm seitdem aus Homer und Pindar entgegengeklungen war. Wie Forster durch die stets bereite Gewalt der Rede und durch das Feuer der Production sein empfänglicheres Wesen gefesselt hatte, so wieder ergriff ihn jetzt Schiller, der eine noch reinere und höhere Bildung durch eine noch größere rednerische und schöpferische Gewalt repräsentirte. Ganz ähnlich wieder stand er zu Schiller wie damals zu Forster: der reifere Mann zu dem reiferen Geiste, wie einst der Jüngling zu dem jugendlich gebliebenen Freunde. Es lief für diesmal keine Täuschung mit unter, und es war für diesmal kein Wechsel des Verhältnisses denkbar. Der Charakter von Schiller's wie von Humboldt's Geist war im Wesentlichen fertig. Auch ihr Bildungsideal war nicht mehr im Werden und im Schwanken. Es glich sich, weil und wie ihre Naturen sich glichen. Wenn Humboldt dankbar das Wort seines Freundes acceptirte, daß sie Beide sich verstünden, wo sonst Niemand sie verstehe, wenn er sich später wiederholt seiner innigen und herzlichen Freundschaft zu Schiller rühmte und nur Körner zugestehen mochte, daß er demselben gleich nahe gestanden, so gründete sich dieses Verhältniß darauf, daß er mit seinem eignen individuellen Sein dicht an die Höhe hinaureichte, in welcher Schiller sich — nach Humboldt's eignen Worten — „über jeder einzelnen Bestrebung in

ihm, selbst über seinem Dichtergenie befand.“ Es war der Mensch, der in Beiden sich so ähnlich sah; deshalb begegneten sich Beide in dem Streben, welches allem ihren Wirken und Sich-Außern vorausging. Selbstbildung, einheitliche, gleichmäßige Bildung „zum größeren und edleren Menschen“ hatte bis dahin alle Thätigkeit Humboldt's gefesselt, ihn vor allem Wirken „in's Ganze und Große“ zurückgehalten. Von dieser Selbstbildung ebenso war aller Schöpfungsdrang, der in Schiller arbeitete, fortwährend begleitet gewesen, und wenn irgend wer, so hatte Er ein Recht gehabt, gegen einen Dichter wie Bürger die Forderung auszusprechen, daß der Dichter allererst „seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf-läutern müsse.“ Es lag aber in diesem Hinausblicken zu einem Ideal vollendeter Menschheit unmittelbar noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche den Freunden gemein war. Beide waren so auf's Ganze gestellt und auf das Vollendete hingerrichtet, weil sie — wie später Beide in wechselseitigem Geständniß es aussprachen — „Idealisten“ waren. Es ist unmöglich, von dem Idealismus Schiller's schöner zu sprechen, als es von Humboldt geschehen ist, und man sollte es, wenn es nur die reine Veranschaulichung desselben gilt, niemals mit anderen als mit seinen Worten thun. Wie „der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens gewesen, wie er nicht anders als umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern gelebt habe, wie er in rastlosem geistigen Fortbewegen sein Leben und Streben stets als etwas Unendliches betrachtet, wie er mit tiefer Liebe, mit echter und steter Leidenschaft in seinem Schaffen und dessen Gegenstand versenkt gewesen, wie alles Gemeine tief unter ihm gelegen, und wie selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht und der Behandlung durch ihn geadelt worden.“ Allein so von Schiller reden konnte eben nur Der, der aus verwandtem Wesen heraus das Wesen jenes auf's Tiefste zu fühlen im Stande war. Die Aeußerung Humboldt's, daß ihm „die Ideen“ das Höchste in der Welt seien, und daß er „jeden, auch den umfassendsten äußeren Wirkungskreis dennoch immer nur als etwas jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde,“ — diese Aeußerung stammt aus einer Zeit, wo er bereits seit Jahren von Schiller entfernt war. Niemals hat ihn diese Gesinnung verlassen. Keiner und unverhüllter aber machte sich dieselbe kaum in den späteren Tagen seines zurückgezogenen

Alters geltend, als jetzt, in den Tagen des Verkehrs mit Schiller. In der Zeit des jugendlichen Strebens, strebte er mit Zurücklassung aller Ziele des Ehrgeizes und des äußeren Erfolges ausschließlich nach der Vollendung seines inneren Sein's. In der Unendlichkeit und Totalität des Ideals bewegte sich auch sein Leben ganz auf geistigem Boden. Auch sein Element war der Gedanke und die Empfindung, die den Gedanken begleitet. Auch sein Horizont umspannte keine andere als die ideale Welt, in der die glänzenden Bilder und Formen der Schiller'schen Dichtung wuchsen. Auch sein Geist war jener rastlosen Anspannung und jener intensiven Vertiefung in das Gebiet der Ideen im allerhöchsten Grade fähig.

Und doch waren es vielleicht, mehr noch als diese Ähnlichkeiten, die Verschiedenheiten ihres Geistescharakters, welche die beiden Männer so wunderbar zusammenstimmen machten. Die von Schiller gerühmte Totalität des Humboldt'schen Wesens war in der That bei diesem viel außerordentlicher, viel entschiedener als bei Schiller. Die Fülle und die gleichgewogene Temperatur seiner sinnlichen und geistigen Fähigkeiten machte so sehr seine Größe aus, daß eben hierin seine Schwäche lag. Sinn und Kraft war so gleichmäßig in ihm vertheilt, daß sie sich selten zu einer vorragenden Aeußerung verdichten und zusammenfassen mochten. Darin war es begründet, daß Schiller anfangs „mehr Fläche als Tiefe“ in ihm zu erkennen glaubte, und daß Körner nichts von eigentlicher Genialität in ihm entdeckt haben wollte. Die Tiefe seines Geistes war eine breite Tiefe, und blaß, wenn auch nicht minder echt, war die Farbe seines Genie's. Wenn sein Wesen nach irgend einer Seite hin stärker gravitirte, so war es nach der Seite der Sinnlichkeit und des sinnlich reizbaren Empfindens, und dann wieder nach der Seite des reinen, von der Empfindung leise gestimmten und gelenkten Gedankens. In dieser Bereitschaft und Behendigkeit des Denkens nun, in dieser feinfühligsten Schärfe des Urtheilens berührte er sich nahe mit Schiller. Es hat dagegen allen Anschein, daß dieser an der Zartheit und Erregbarkeit von Humboldt's Empfindungsleben viel weniger Antheil genommen, ja daß er, in der Strenge und Hoheit seiner geistigen Thätigkeit, für die übergroße Gemüßliebe seines Freundes kaum ein Auge gehabt hat. Selbst da, wo er, überaus treffend, die Stärke

des Freundes in Genuß- und Urtheilsfähigkeit erblickt und diese der Productionsfähigkeit gegenüberstellt, versteht er die Erstere mehr im Sinne des bewußten kritischen als des sinnlich instinctiven Genießens. Er stand eben dieser, mehr weiblichen Seite des Freundes durchaus fern, und gerade daher war es für diesen ein „unaussprechliches Gefühl“, als er in der „Würde der Frauen“ Gedanken und Empfindungen poetisch ausgedrückt fand, die — so schrieb er an den Dichter — „vielleicht noch mehr als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind“. Humboldt überhaupt empfand Schiller's Geist und Eigenthümlichkeit tiefer und richtiger als dieser ihn erkannte. Jene durch die Energie des Willens geweihte schöpferische Kraft, jenes rastlos arbeitende Ringen, das Ideale zur lebendigen Gestaltung aus sich heraus zu setzen, verdrängte bei Schiller alles Uebrige. Die Totalität seines Wesens concentrirte sich in der fruchtbaren Durchdringung der Intellektualität und der Phantasie. Diese wunderbare Erscheinung gerade fesselte vorzugsweise die vorstehende und bewundernde Aufmerksamkeit Humboldt's, — fesselte ihn deshalb, weil hier der Mangel und das Unzureichende seiner eigenen Befähigung lag. Es war so, wie Schiller sagte: die individuelle Vollkommenheit des Freundes lag im Genießen und Urtheilen, die seinige im freien Schaffen, Bilden und Erfinden. Jener war eine vorzugsweise receptive, dieser eine vorzugsweise productive Natur. Immer von Neuem war jener von der unbegreiflichen Thätigkeit des Dichters überrascht, immer von Neuem pries er die Freiwilligkeit seines Genie's, den nie versiegenden Reichthum, der ihm aus unsichtbaren Quellen zuströme und das Glück eines Geistes, welcher „blos aus sich selbst soviel schöpfen könne, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten“. Es ist offenbar, daß sich diesem Lob und dieser Bewunderung das Bewußtsein von dem Gegensatze beimischt, in welchem er selbst solcher Kraft gegenüberstand. Er spricht ein andermal von dem unendlichen Reiz des bloßen, lediglich von dem Zweck des Wissens geleiteten Studirens, einem Reiz, der so groß sei, daß man sich verwahren müsse, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden. Von sich selbst und aus eigener Erfahrung spricht er so; sein eignes Wesen wird ihm zur Folie für die Charakteristik des Dichters, wenn

er hinzufügt, daß dieser jenen Reiz nicht gekannt und jenes Wissen als zu stoffartig verachtet habe. Ein totaler Gegensatz, ohne Zweifel; aber noch in dem Gegensatz spiegelt sich der verwandte Gehalt beider Geister. Denn der gleiche Drang nach Idealität und Totalität erfüllt die productive Tendenz des Einen und die receptive Tendenz des Andern. Man kennt die begeisterungsvolle Stelle, in welcher Schiller von dem Project einer Idylle redet, in welcher „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten und keine Schranke“ sein dürfe, und wie er, um diese Aufgabe zu lösen, „seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur noch auf einmal zusammennehmen wolle — wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Diese Stelle enthält den reinen Ausdruck des Gefühls des freien schöpferischen Vermögens und der dasselbe begleitenden Seligkeit. Aber eine andere Stelle giebt es, in welcher die entgegengesetzte Stimmung des empfänglichen, nach sinnlichem Leben gleichsam dürstenden Geistes sich mit verwandter Begeisterung ausspricht. Ein großer Durst des Wissens, schreibt Humboldt an Schiller, sei plötzlich, wie von Neuem, in ihm erwacht. „Kaum kann ich der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, — und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

So standen diese Naturen gegeneinander: die eine ganz auf's Schaffen, die andre ganz auf genießendes und verstehendes Empfinden gerichtet, ein Dichter, dessen mächtige Phantasie am liebsten hoch oben im Aether des Gedankens ihre Flügel schlug, und ein Denker, dessen scharfer Verstand seine Wurzeln tastend nach unten bis tief in den Boden der Sinnlichkeit sandte. Ueberaus glücklich für die Möglichkeit gegenseitiger Berührung und Befruchtung traf es sich, daß der Dichter eben jetzt des Denkers bedurfte. Er war selbst zum Philosophen und zum Kritiker geworden. Er hatte sich selbst forschend hinter seine eigene Kunst und hinter seinen eigenen Genius gestellt. Er philosophirte, und der Gegenstand seiner Speculation

war das Wesen und der Ursprung des Schönen. Er zweifelte, und der Gegenstand seiner Scrupel war sein eigener Beruf zum Dichten. So beschäftigt und so gestimmt war er, als sich Humboldt ihm zur Seite gefellte. Eben darauf war auch dieser gefaßt und vorbereitet. Er hatte für sich dem Begriff des Schönen nachgedacht, er hatte sich ganz wieder in die kritische Philosophie hineingearbeitet, er hatte über jenen wie über diese mit Körner gebriefwechselt. Vor Allem aber: er war so ganz ein Mann des Gesprächs und der Discussion. So reich an Wissen und Gedanken und doch so begierig nach mehrerem Wissen und helleren Gedanken, so mittheilungsfähig und so mittheilungsbedürftig, so ganz sich vertiefend in die Sachen und und doch so gern die Empfindung des Persönlichen damit verbindend: so war er nirgends productiver als in der brieflichen und mündlichen Conversation. Das „gesellschaftliche Denken,“ wie er selbst es nennt, war das eigentliche Element seines Geistes. Er war der Meinung wie Addison, daß nichts über wirkliche Conversation, d. h. über das Gespräch zu Zweien gehe. So hatte ihn das wissenschaftliche Zwiegespräch mit Wolf beglückt. So beglückte ihn nun das lebendigere Gespräch mit Schiller. Auch Schiller war ein Virtuose des Gesprächs. Es kam uns dünken, daß die Hälfte seiner Gedichte kein zu theurer Preis um eine mit ihm durchredete Nacht wäre, und wir bedauern mit Körner, daß jener Dialog „Kallias“ ungeschrieben blieb, der sich, wie wir wenig Zweifel haben, ebenbürtig neben „Ernst und Falk“ würde gestellt haben. Denn Schiller's Gesprächsweise, wie sie uns Humboldt beschrieben hat, war verschieden von der der meisten Menschen. Es war nicht Rede und es war nicht Katechisation: es war echtes Gespräch. Es war lebendiges Geben und Nehmen und war befruchtende, Verständniß suchende und weckende Gegenseitigkeit. Es trug das ganze Gepräge des Momentanen an sich und es strebte doch nach der Unendlichkeit des Gedankens. Es schien sich in freier Bewegung hin und her zu schaukeln, und es bewegte sich dennoch stetig um einen festen Punkt, nach einem sicher in's Auge gefaßten Ziel. Es bestand nicht im Herumwenden alten Stoffes und Besizes, sondern im Auffinden und Erzeugen eines neuen. Die Begeisterung der Production sprühte in den Worten seines Mundes und aus den Flammen seines Auges. Sein ganzes

Wesen war dabei; mit seiner Liebenswürdigkeit verschmolz seine Größe; er war in den glücklichsten Momenten seines Gesprächs mit keinem unter allen Menschen zu vergleichen.¹⁾

In solchem Gespräch nun erging sich, ja erfüllte sich recht eigentlich das Verhältniß der beiden Freunde. Es ruhte auf dem Grunde der alten persönlichen Vertraulichkeit. Vertraut wie die Männer waren die Frauen. Beide Familien lebten wie Eine; selbst ihre Wohnungen hatten sie mit dem Eintritt des Winters näher aneinander gerückt.²⁾ Meist zweimal des Tages, ganz regelmäßig des Abends sah man sich. Sich sehen hieß: sich sprechen, und oftmals zog sich das Gespräch bis tief in die Nacht. Es galt zunächst den Hören. Man durchsprach den Plan, die Mitarbeiter, die Stoffe, das Äußere wie das Innere des Unternehmens. Auch Körner, natürlich, mußte zur Theilnahme an der Zeitschrift herangezogen werden. Man erörterte, welche Aufgaben ihm nach seiner besonderen Art zugewiesen werden dürften, was von Göthe zu erwarten sei, ob der alte Kant der auch an ihn ergangenen Aufforderung Folge leisten würde, womit Humboldt selbst zu debütiren gedenke? Und nun liesen die ersten Aufsätze ein und wollten gelesen und beurtheilt werden. Nun hatte sich endlich Humboldt sein Thema gewählt, nun arbeitete Schiller mit verdoppeltem Eifer an den ästhetischen Briefen. Man kam damit direct auf die Kant'sche Philosophie; mit ihr mußte Schiller durchaus erst im Reinen sein, ehe er seine ästhetischen Untersuchungen zum Abschluß bringen konnte: Humboldt's Hülfe ward nicht vergebens in Anspruch genommen. Für Beide ferner war Fichte, welcher Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena gekommen, eine neue Erscheinung; die veränderte Ansicht, welche er dem Criticismus gab, mußte geprüft und mit den bereits gewonnenen ästhetischen Einsichten zusammengehalten werden. Eben die Theorie der Aesthetik aber mußte der Mittelpunkt der Gespräche werden. Zu den Einwendungen Körner's kamen nun die Bedenken Humboldt's; was Körner darüber und über das Verhältniß der Kant'schen Kategorien zu

1) S. außer in dem Vorwort des Schiller - Humboldt'schen Briefwechsels, den Brief Humboldt's an Körner in der Schrift: Aus Weimars Glanzzeit.

2) Humboldt an Wolf; S. W. V. 115; Schiller an Jacobi, Jacobi's Briefwechsel II. 196.

dem Schönheitsbegriff an Humboldt geschrieben hatte, vermehrte den Gesprächsstoff. Wie gern überhaupt hätte man über alles dieses zu Dreien verhandelt! Ein Rendezvous wenigstens wurde verabredet, und anderthalb Tage, am Ende des August, verlebte und durchsprach man gemeinschaftlich in Weiskensfeld Alles, was man auf dem Herzen hatte.¹⁾ Noch mehr und noch etwas Wichtigeres, in der That, als die Horen und als die Theorie des Schönen begann jetzt Schiller'n auf dem Herzen zu liegen. Je mehr er sich in die Philosophie hineinwarf, je mehr seine ganze Geistesthätigkeit von den ästhetischen Briefen in Anspruch genommen wurde, desto mehr suchte er zwischendurch nach dem Dichter, der er zu sein aufgehört hatte. Seine fortgeschrittene Geschmacksbildung, die Bekanntschaft die er mit den Griechen gemacht hatte, das Vorbild Göthe's, endlich seine ästhetisch-kritischen Einsichten selbst, — alles das hatte ihm seine eigenen früheren Producte entfremdet. Sein Don Carlos ekelte ihn an. Der Gedanke an den Wallenstein machte ihm Angst. Er fürchtete, daß die Einbildungskraft, wenn ihr Reich nun käme, ihn verlassen würde. Er fühlte, daß ihn der poetische Geist überrasche, wo er philosophiren wollte, und er glaubte nur um so mehr zu finden, daß er eigentlich nichts weniger als einen Dichter vorstellen könne. Er schwankte über seine Bestimmung, er zweifelte an seinem dichterischen Beruf. Humboldt nun war ganz auf seinem Felde, so oft es sich um philosophische Ideen handelte: er war es noch mehr, wenn es das Verständnis einer Individualität galt. Das Wesen Schiller's insbesondere war ihm geradezu eine Studie. Ueber sich selbst, über den Freund, über ihr gegenseitiges Verhältniß und ihren Umgang nachzudenken war ihm eine liebe und geläufige Beschäftigung. Wie daher zum Philosophiren, so war er auch dazu stets aufgelegt, den Freund über sich selbst zu verständigen. Es waren unerschöpfliche Themata und sie wurden von Beiden mit nie erschöpftem Interesse behandelt. Leicht und wie zufällig, immer ungesucht, mochte das Gespräch beginnen: es waren ja die Stunden der Erholung für Beide, und auch die Frauen waren zugegen, um ihren Antheil zu geben und zu nehmen. Der tiefe Ernst Schiller's blieb jeder heiteren

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel; Schiller an Körner vom 21. August und vom 1. September 1794; III. 188. 189.

Wendung zugänglich; an Humboldt war im persönlichen Verkehr eine muntere Jovialität, ein neckisches Herauswenden des Lächerlichen sogar hervorstechend. Bald jedoch war irgend ein Punkt von tieferem Interesse berührt. Wir hören, wie Humboldt mit der ihm eigenen redseligen Umständlichkeit auf ihn eingeht. Wir dünken uns zu sehen, wie Schiller den gleichen und ruhigen, aber tiefen Strom der Gedanken und Empfindungen an sich vorüberläßt, dann aber mit einem plötzlichen Griff aus seiner Tiefe zu schöpfen und das Bewegliche zu fesseln versteht. Aus dem unfertigen Ideenmaterial jenes springen unter der Hand dieses fertige Gestalten und bestimmte Gebilde hervor. Aus Rede und Wechselrede drängen sich geformte Ideen hervor; sie stellen sich zusammen, sie ordnen und gruppieren sich. In Verwirrung hat die Unterredung begonnen, nach allen Seiten hin ist sie übergeströmt; nun sammelt sie sich in engerem Bett, nun wird sie in wenigen glänzenden Worten und glücklichen Bildern gefangen. Und nun wieder, wenn der begeisterte Fund gelungen ist, wendet sich das Verhältniß. Mit lebendiger Empfänglichkeit, mit willig eingehendem Sinn hat Humboldt die Gedanken des Andern erfaßt. Aber noch fehlt ihnen die Bestimmtheit. Er umgiebt sie mit neuen Bedenken, er wendet sie prüfend und vergleichend von Neuem hin und her. Er nöthigt zu weiteren Absonderungen und Ausscheidungen, zu festeren Begrenzungen, zu feineren Unterschieden. Sein Gespräch, wie Schiller an Körner schreibt, „weckt jede schlummernde Idee und nöthigt zur schärfsten Bestimmtheit.“ Man ruht erst, wenn man am Ziele ist und mit festem Blick den Gedanken in reinem Umriß sich abheben sieht.

So, oder ungefähr so dürfen wir uns nach den eigenen Andeutungen beider Männer und aus zeitgenössischen Schilderungen das Bild ihres täglichen Gesprächsverkehrs ausmalen. Gewiß ist es, daß der überwiegende Gewinn dabei auf Seiten Humboldt's war. Nicht eigentlich, wie Schiller es auffaßt, daß ihm zu der „scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte“ ein „Stoff“ wäre zugeführt worden. Humboldt litt nicht Mangel an Stoff. Aber dieser Stoff lag zu tief im Grunde seines Gemüthes, er haftete zu fest an seinem individuellen Sein, er ward zu eigenmüthig verbraucht und genossen, er ward zu sehr von dem stets bereiten kritischen Bewußtsein niedergehalten. Der Einfluß Schiller's bestand darin, daß die gleichsam träge

Ideenmasse sich hob und löste. Humboldt wurde durch Schiller zur Productivität erweckt; er lernte durch ihn in etwas, seinen inneren Reichthum zu verwerthen. Durch die Berührung mit dem durch und durch productiven Geist des Dichters entwickelte sich der Eifer und der Muth zu eigenem Bilden und Darstellen. Er sah dem Freunde die Methode des Schaffens ab, und er ward von diesem und von dem kritischen Körner förmlich in die Schule der Schriftstellerei genommen. Seit jener ersten Pindar-Ode hatte er nichts öffentlich erscheinen lassen; das einzige größere Werk, das er zu Stande gebracht, hatte er im Kulte zurückgehalten; ein unbeseigbares Mißtrauen gegen sich, eine ungemessene Blödigkeit gegenüber dem Publicum hatte sich seiner bemächtigt. Schiller und Körner, die Literaturzeitung und die Horen öffneten ihm den Mund. Eine Reihe von Aufsätzen entstand während der Zeit seines Geneser Aufenthalts.

Die erste zwar dieser Arbeiten wäre vielleicht auch ohne Schiller entstanden, und die Spuren des Schiller'schen Einflusses in ihr sind nicht entscheidend. Schütz und Hufeland hatten ihn für die Literaturzeitung gewonnen, und er hatte sich ausbedungen, nur solche Sachen zu recensiren, die ihn ohnehin interessirten. In hohem Grade war dies der Fall mit dem seltsamen Buche, welches ihm Jacobi selbst überschiedt hatte. Weder ein Roman noch ein philosophisches Werk, war der „Woldemar“ nur um so mehr ein reiner Ausdruck von Jacobi's eigener Individualität. Humboldt, wenn er es las, konnte sich dünken, den Freund an seiner Seite reden zu hören, er konnte sich bei dem geistreichen Geschwätz in Dorenburg's Villa an seinen eigenen Aufenthalt in dem gastlichen Pempelfort, bei den Tischgesprächen zwischen Woldemar und Sidney an seine eigenen Verhandlungen mit dem liebenswürdigen Philosophen erinnern. Das Buch wirkte nicht wie ein Buch, sondern wie Gesicht, Gestalt und Rede eines Freundes auf ihn. So reizte es ihn und so gefiel es ihm. Mit jener ihm so eigenen und so geläufigen Weise des Eingehens in fremde Individualitäten versuchte er sich an einer raisonnirenden Paraphrase des Werkes, und wie man mit einem Brief auf einen Brief erwidert, so erwiderte er die Uebersendung des Woldemar durch Uebersendung des Manuscripts einer Recension, die dann später erst dem Publicum der Literaturzeitung vorgelesen wurde.¹⁾ Es war eine Be-

1) Jenaische Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—317; jetzt G. W. I. 185 ff.

spredung des Buches, um die Wahrheit zu sagen, die so wenig eine Recension war, als der Woldemar ein Roman ist. Dieser war ganz und nur Jacobi: jene war ganz und nur Humboldt. Mit so Vielem in Jacobi's Wesen, wie es nun in diesem wunderlichen Producte sich breit darlegte, sympathisirte unser Recensent. Jene aristokratische Genusweise, jenes Leben in Ideen und Reden, jenes Empfinden von Gesinnungen, jenes Raisonniren über Empfindungen, jene Schwelgerei in den Freuden des Umgangs und des Gesprächs, jenes Studium und jene Bewunderung der weiblichen Natur in ihrem Verhältniß zur männlichen, — das Alles waren Dinge, die bei ihm einen vollen Anklang fanden. In so vielem Anderen wiederum entfernte er sich von Jacobi. Er übersah ihn, wie er ihn ja schon bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen übersah hatte. Er war zu nüchtern, zu kalt verständig, zu kritisch, als daß ihm jemals Jacobi's Philosophie als Philosophie hätte genügen können. Seine Anforderungen an die Dichtung wie an die Speculation waren zu hoch und zu ideal, als daß ihm Jacobi's Dilettantismus hätte entgegen können. Es war gar nicht nach seinem Geschmack, die Lücken des verständigen Erkennens, wie der Verfasser des Allwill und Woldemar that, durch Schwärme rei auszufüllen. Er hatte zu sehr das Bedürfniß nach Consequenz, als daß er sich lieber als Lessing Jacobi's gepriesenen Salto mortale hätte gefallen lassen. In ihm selbst endlich lag Gefühl und Verstand zu klar aus- und gegeneinander, als daß er sich durch Jacobi's warme Ueberredsamkeit zur Billigung eines laxen Compromisses zwischen beiden hätte verstehen sollen. Es lag aber weiter in seiner Natur, da, wo er sympathisirte, ganz und warm zu sympathisiren, wo er abwich, es nur in der Form von leisen und feinen Einwendungen, von vorsichtigen und bescheidenen Zweifeln kundzugeben. Auch seine kritische Befähigung, stark wie sie war, sollte das positive Capital des Genusses vermehren. Er wäre schände abweisend und kalt ironisch gewesen, wo er nichts als Antipathie empfunden hätte. Er war in der Negation gutmüthig und gelind, er verlegte den Schwerpunkt seines Urtheils ganz nach der positiven Seite, wo er sich im Ganzen wohlthätig berührt fand. So entstand diese Recension des Woldemar, eine so überwiegend positiv gehaltene Abhandlung, daß sie Rahel in ihrem aphoristischen Enthusiasmus für ein viel genialeres Werk erklärte, als das Buch, über das sie geschrieben sei.

Der Recensent schrieb wie aus der Seele, ja wie aus der Person des Verfassers heraus. Er identificirte die Schrift ganz mit ihrem Urheber, und dann wieder sich selbst mit dem Letzteren. Die Absicht desselben: „Menschheit, wie sie ist, auf das Gewissenhafteste vor Augen zu legen,“ konnte er nicht anders als billigen; aber er fand auch, daß diese Absicht erreicht sei, und daß „jede Zeile das reinste, ächteste, sittlichste Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitsinn auf das innigste verbunden, athme.“ Er gab sodann eine eingehende und liebevolle Analyse des Inhalts, und eine ebensolche Darstellung der in Allwill und Woldemar enthaltenen praktischen Philosophie Jacobi's. Vermuthlich wird es wenige Leser des Jacobi'schen Roman's geben, welche nicht durch die gequälte Unnatürlichkeit des Verhältnisses zwischen Woldemar und Henriette sich gepeinigt und gelangweilt fühlten: die Humboldt'sche Recension findet das trauliche Zusammenleben dieser Menschen „entzückend schön geschildert.“ Jedermann gewiß wird mit Rachel den Hauptmangel des Romans darin erblicken, daß derselbe, statt Charaktere und Begebenheiten darzustellen, um ein Nichts von Begebenheit endlose Reden und Reflexionen herumwindet: die Humboldt'sche Recension ist anderer Ansicht, sie lobt gerade dies an dem Buche, daß man darin nicht bloß „über Menschen raisonniren“ höre, „sondern Menschen in interessanten Situationen selbstthätig“ erblicke. Die Charaktere des Romans sind nach Humboldt „aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann.“ Die Schrift verräth durchweg eine „tiefe philosophische Einsicht,“ aber nicht minder eine „feine poetische Kunst;“ die Reihe der Begebenheiten „geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt.“ Um es kurz zu sagen: das unglückliche Mittel Ding zwischen einem Roman und einem System wird nicht nur mit Lob überhäuft, sondern dieses Lob auch durchweg in den Superlativ erhoben.

Seltzam, in der That; aber viel seltsamer noch, daß soviel Lob nur aufgewendet scheint, um eine ebenso große Portion Tadel zu verdecken und zu überstreichen! Von allen den Mängeln, welche das beurtheilte Werk drücken — wenn wir nur genauer zusehen — ist kein einziger dem Recensenten entgangen. Selbst da, wo der-

selbe bloß referirend auftritt, zeigt er sich als einen viel feineren Menschenkennner als der Verfasser. Es ist unmöglich richtiger zu urtheilen und feiner alle Schwächen des Plans, alle Mißgriffe der Ausführung aufzuspüren. Alles Lob, im Grunde, wird immer wieder zurückgenommen. Wir lesen mitten in dieser Recension der superlativen Lobesprädicate das, wenn auch unwundene Zugeständniß, daß alle in dem Roman gezeichneten Charaktere, alle diese ausschließlich in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden Menschen — „etwas Unnatürliches“ haben. Sie spannen — so wird mit vollkommener Wahrheit gesagt — „das Interesse auf eine beunruhigende Weise,“ denn man sieht sie mit Leiden sich herumquälen, „die man in Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen.“ Es steht nicht besser endlich, als mit den gepriesenen Charakteren, mit den absichtslos in die Begebenheiten eingewobenen Reden. Denn die Gespräche der Weiber wenigstens, sagt Humboldt, sind „länger, raisonnirender und belehrender, als wir sie von der Anspruchslosigkeit der Frauen erwarten.“ Es nimmt uns Wunder beinah, daß noch Niemand eine so beschaffene Recension für ein Meisterstück von Ironie zu nehmen den Einfall gehabt hat. Denn, absurd wie diese Annahme wäre, ist es doch gewiß, daß wenige geschickte Striche hinreichen würden, den ganzen Aufsatz in die feinste und glänzendste Ironie zu verwandeln. Wir haben aber, wie wir meinen, die Erklärung bereits gegeben, woher diese Beschaffenheit rührt. Nicht die Befähigung zum schärfsten und treffendsten Urtheil, sondern der Muth und die Neigung, der animus vituperandi fehlt dem Recensenten. Er schätzt und versteht von Grund aus die Jacobi'sche Individualität. Er fühlt sich wahlverwandt mit diesen „in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden“ Menschen. Darum verbirgt er seine Kritik in eine Fülle von Anerkennung. Darum sehen seine Ausstellungen in den Zeilen wie Ausstellungen zwischen den Zeilen aus. Er sagt alle Fehler des Romans rein heraus; allein er sagt sie heraus, wie man die Schwächen von Personen rügt, die man sich nicht entbrechen kann, von Herzen zu achten und zu lieben.

Nicht anders als mit der Kritik des Romans verhält es sich mit dem Urtheil über die Jacobi'sche Philosophie. Diese Philosophie läßt sich, nach Humboldt, nur verstehen und schätzen als die Philosophie eben dieses Philosophen; ihr Inhalt steht mit der Indivi-

dualität ihres Urhebers im engsten Zusammenhang. Mit dieser für den Beurtheiler wie für den Beurtheilten gleich bezeichnenden Wendung scheint nun freilich jede Entscheidung über den objectiven Wahrheitswerth der in Woldemar entwickelten Ansichten abgelehnt. Die eigne Ansicht des Recensenten kann sich nichts desto weniger nicht ganz verbergen, und es ist daher möglich, hier bereits eine ungefähre Anschauung von Humboldt's philosophischer Denkweise zu gewinnen. Sie ist wie wir sie von dem Verfasser des „Versuchs“ und nach einem erneuten Studium der großen Kant'schen Werke erwarten. Die letzte Aufgabe aller Philosophie faßt er durchaus wie erst Kant sie bestimmt hatte. Er faßt sie kritisch und transcendental. Die wahre Philosophie hat „die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde zu legen, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniß zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken.“ Er lenkt dagegen von den Resultaten der Kant'schen Untersuchung in etwas ab. Er nähert sich um ebensoviel den Jacobi'schen Anschauungen. So wenigstens in Beziehung auf die praktische Philosophie, die allein hier in Frage steht. Die blutlose praktische Vernunft und den unlieblichen kategorischen Imperativ, den Gegensatz von Pflicht und Neigung, die Härte und der Formalismus der Kant'schen Moral mochte Jacobi nicht gelten lassen. Sein Gefühl protestirte dagegen. Er suchte Hülfe bei'm Aristoteles. Auf's Stärkste accentuirte er das pathologische Element der Tugend. In der sinnlichen Natur des Menschen suchte er die breite Basis, auf welcher das abstracte Pflichtgebot sich nur als letzte Spitze erhebe. Alle Tugend beruhte ihm auf einem unerklärlichen „Triebe,“ auf einem „Instincte“ unseres sinnlich-vernünftigen Wesens, der den Menschen zwingt, die Tugend aus sich hervorzuschaffen. Eben das nun war auch Humboldt's Ansicht, wie er sie schon in seiner Erstlingschrift im Wesentlichen ausgesprochen hatte. Allein von hier aus ging er zu Kant wiederum zurück. Es ist diese Ansicht nach ihm nichts Anderes als das „rechtverstandene“ Moralsystem der kritischen Philosophie selbst. Es käme nur darauf an, dasselbe in seinem eigenen Geiste zu vertiefen. Ihm genügt nicht der bloße Protest des Gefühls. Ihm genügt nicht der bloße Hinweis auf einen solchen Instinct. Als einen Wink nur läßt er es gelten, wenn diesem Instinct wieder ein

Grundtrieb im Menschen nach innerer und äußerer Uebereinstimmung untergebaut wird. Es gilt eben hier „durch das vereinte Streben aller menschlichen Kräfte“ noch tiefer in das Wesen des Menschen als ein Ganzes einzudringen. Nur so erst, vermittelt einer Correctur der abstracten Scheidekunst der Transcendentalphilosophie durch die den Menschen als Ganzes anschauende Philosophie der Alten, dürfte die „endliche, von allen Seiten genügende Philosophie“ zu Stande kommen. Diese Philosophie also und mit ihr das wahre Moralsystem ist für Humboldt nur erst ein Ideal. Aber es ist klar, worin ihm dasselbe besteht. Diese künftige Philosophie dürfte nicht, wie die Jacobi'sche, strenge Folgerichtigkeit und durchgängige Begriffsbestimmtheit vermissen lassen. Sie dürfte nicht, wie die Kant'sche, über der analytischen Genauigkeit und der Begriffsstrenge den Sinn für den vollen Gehalt der concreten Totalität der menschlichen Natur einbüßen. Das philosophische Ideal Humboldt's ist die Vollendung des Kantianismus, eine auf dem Grunde der Kant'schen Kritiken mit dem ästhetischen Geiste der Alten durchgeführte Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens.

Auf dem Wege zu eben diesem Ideal, nach demselben Ziele hin bewegten sich aber offenbar die philosophischen Anstrengungen Schiller's. Ungefähr gleichzeitig hatten die Beiden, der Eine seine Recension des Woldemar, der Andere die Recension über Matthisson's Gedichte geschrieben. Selbständig hatte jener seinem Verhältniß zu Jacobi einen Ausdruck gegeben und Zeugniß von seiner Beschäftigung mit der kritischen Philosophie abgelegt. Selbständig hatte dieser, wie er schon in „Anmuth und Würde“ gethan, Einzelnes aus seinen ästhetischen Resultaten dem Publicum vorweggegeben. Aber ein lebendigeres Eingreifen, ein regerer wechselseitiger Einfluß Beider griff jetzt Platz. Humboldt zog das Thema, dessen Bearbeitung für die Horen er sich vorgesetzt hatte, recht eigentlich aus den geheimsten Falten seines Busens. Während Schiller sein bestes und eigenstes Wesen in die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hineinarbeitete, ging Humboldt an eine Abhandlung „über die Weiber.“ Unter diesem Namen figurirt das Humboldt'sche Motiv in dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel. Es war das Verhältniß der Geschlechter zu einander, was

zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Vertiefung in das Wesen der menschlichen Natur wurde. Ein Symbol seines eigenen Wesens und ein Symbol seiner Philosophie! In dem Manne des kalten kritischen Verstandes, in dem Lobredner der Energie war zugleich soviel Weibliches und soviel Bedürfnis nach Weiblichkeit. Er hatte frühzeitig alle Reize des Umgangs mit dem anderen Geschlecht gekostet. Er wußte, was Weiber dem Manne gewähren können und hatte die Empfindung davon in seine geistigsten und in seine sinnlichsten Stimmungen tief verwebt. Er hatte eine Gattin an seiner Seite, von deren Lippen und aus deren Augen ihn das innigste Verständnis seines eigenen Gemüthslebens ansprach, der er in Geist und Empfindung sich täglich enger verbunden fand. Wenn sich alle seine Gedanken um die Totalität der Menschennatur drehten, so genoß und fühlte er dieselbe am sinnlichsten und innigsten in der Liebe. „Ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle.“ Nicht der Mann für sich und nicht das Weib für sich. Um daher „die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt; und dies Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.“ So schrieb Humboldt in den ersten Wochen seiner Ehe.¹⁾ Diese Worte bilden den Text der Aufsätze „Ueber den Geschlechtsunterschied“ und „Ueber männliche und weibliche Form.“ Ihr Sinn bildete den Schlüssel, durch den sich für Humboldt's Individualität die gesammte innere und äußere Welt, der Mensch und die Natur, dem Erkennen erschloß.

Dem in der That, nicht blos um die Schilderung des männlichen und weiblichen Charakters im Menschengeschlecht handelt es sich für Humboldt. „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur,“ lautet der vollständige Titel des ersten jener Aufsätze.²⁾ Das moralische und anthropologische Interesse hat sich zum naturhistorischen erweitert. Ohne Zweifel,

1) In den „Ideen über Staatsverfassung,“ G. W. I. 311.

2) In den G. W. sind die beiden Aufsätze auseinander gerissen, und findet sich der erstere (Horen I. 2. S. 99 ff.) im vierten, der zweite (Horen I. 3. S. 80 ff. u. I. 4. S. 14 ff.) im ersten Bande.

daß die mehrmalige Anwesenheit des Bruders in Jena ihm in dieser Richtung eine Anregung gab. Hörte er doch den ganzen Winter über bei Loder ein anatomisches Collegium. Verhandelte doch der Bruder, auch abwesend, physikalische Themata mit ihm. Aber sofort freilich weiß er diesen Dingen die geistigste Bedeutung abzugewinnen. Er führt die Natur in seine allgemeine philosophische Anschauung ein; von seinem anthropologischen Standpunkte aus tritt er in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Stets auf Universalität und Totalität gerichtet, hatte er schon ehemals von einer „Physiognomik der Natur“ geredet, und hatte ein andermal das ästhetische Gefühl als den Vermittler bezeichnet, wodurch uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt werde. Diesen zusammenfassenden Blick auf das Ganze fordert er auch jetzt. Er leitet diese Forderung ab aus seiner Anschauung von der Natur des Menschen. Denn „schon in dem körperlichen Theil seines Wesens findet der Mensch mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Dasein zu bringen streben soll.“ Ueberall daher muß bei Untersuchung der Körperwelt zugleich die moralische in's Auge gefaßt werden: zur Begründung seiner moralischen Natur, umgekehrt, bedarf der Mensch einer anhaltenden und ernstlichen Betrachtung der ihn umgebenden physischen. Beide, die physische und die moralische Welt, machen doch zuletzt nur Ein großes Ganze aus, und „die Erscheinungen in Beiden gehorchen nur einerlei Gesetzen.“ Nach der Erforschung Beider daher „bleibt endlich noch ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden.“ Erst von diesem höchsten Gesichtspunkte aus wird alsdann der Naturforscher und der Erforscher der moralischen Natur, jeder „sein eigenes Gebiet in einer neuen, und nun erst in der wahren Gestalt erblicken.“

Es liegt nahe, in Ideen wie diese eine Anticipation der Schelling'schen Natur- und Identitätsphilosophie zu erblicken. Wir unsrerseits halten sie für mehr und für etwas Besseres. Die Behauptung eines lebendigen Zusammenhangs und einer tief begründeten Analogie zwischen dem geistigen und dem Naturgebiete hat ein größeres Recht als die Schelling'sche Formel von der „Identität des Sub-

jectiven und des Objectiven.“ Die Forderung, nach den gemeinsamen Gesetzen beider großen Welten zu forschen und, eingedenk der beide umfassenden Totalität, auf dem einen Gebiete stets das andre, auf beiden die zu Grunde liegende Einheit unverrückt im Auge zu behalten, — diese Forderung ist unverfänglicher und fruchtbarer als das kühne Unternehmen, aus der Idee jener Identität aprioristisch und durch phantasirende Construction die correspondirenden Potenzen der ideellen und der reellen Welt abzuleiten. Man verstehe uns nicht falsch. Auch die metaphysische Formel hat ihren Werth; auch der speculativen Kühnheit bleibt ihre Ehre. Etwas Anderes ist es, geistvolle Winke hinwerfen, und etwas Anderes, ein philosophisches System erfinden. Geschliffene Gläser sind ein vortreffliches Hülfsmittel für schwache Augen: philosophische Formeln und Schemata sind ein vortreffliches Hülfsmittel für die Geister. Sie machen Geist und Genie nicht überflüssig, aber sie dienen in der Förderung der Wissenschaft als Surrogat dafür. Die Forderung, welche Humboldt an den Naturforscher wie an den Erforscher des moralischen Reichs stellt, zu verstehen, ist nicht leicht; sie recht zu erfüllen, ist die Sache des Genie's. Das Schema des Identitätssystems prägt sich ohne Mühe auch einem Schwachkopf ein. Das Kategorische und Abstracte hat, zumal unter Deutschen und in einer metaphysisch so vielfach angelegten Generation, eine wunderbare Gewalt. Jene Humboldt'schen Sätze von der lebendigen, einheitlichen Beziehung des Geistigen und des Natürlichen und von der Nothwendigkeit einer darauf eingehenden wissenschaftlichen Methode sind spurlos verhallt. Die hohlen Formeln, die abstracten Sätze, die verwegenen Constructionen und die tollkühnen Parabigmen des Schelling'schen Systems haben jene Anschauungen allgemein in Eurs und etwas wie jene Methode erst in Ruf und dann wieder in Verruf gebracht. Begreiflich auch dies Letztere und in der Ordnung. Denn das Eine große Ganze, auf welches Humboldt den Blick will gerichtet wissen, ist eine Realität und ein ewiger Vorwurf der wissenschaftlichen Forschung: das Absolute der Schelling'schen Schule ist ein metaphysisches Nichts, eine Phantasie des Verstandes, deren man gerade deshalb überdrüssig wird, weil sie nicht ein gelingendes Forschen, sondern den Besitz der Wahrheit verbürgen soll. Und dieser Unterschied hat seine Wurzel in dem verschiedenen Ursprung der einen und der anderen Anschauungs-

weise. Auch Schelling wurde durch die Naturwissenschaft aus der einseitigen Abstractionsreihe des blos subjectiven Idealismus herausgeworfen. Vom Ich erweiterte er seinen Blick über die Natur. Aber das Ich war ihm nicht der volle, lebendige Mensch, sondern der Mechanismus des Bewußtseins. Diesen nun übertrug er schematisirend auf die Natur: auch diese ward zum Abstractum. Er concipirte endlich die Idee des Absoluten als der Identität des Subjectiven und des Objectiven und forderte von der wahren Erkenntniß, daß sie sich in den Indifferenzpunkt des Ideellen und Reellen stelle. Nämlich zu diesem Abstractum schrumpfte ihm nummehr der Geist zusammen, der in den Werken unserer großen Dichter Geistiges und Sinnliches zur Erscheinung des Schönen zusammenschmolz. Angeweht von Außen von diesem Geiste, ein gelehriger Schüler der neuen Aesthetik, ahnte er mit combinatorischem Verstande die schöpferische Phantasie der Dichter nach, formulirte er das Gesetz der Dichtung zum trockenen und uniformen Schema alles Seins. Aber völlig anders Humboldt. Von dem Drange, den Menschen in der Fülle und dem Einklang seines Wesens zu ergreifen, führte es ihn hinüber in die Natur. Er schaute auch in diese hinein mit dem lebendigen Gefühl von ihrer unerforschlichen Tiefe und Mächtigkeit. Aus dem Grunde seiner eigenen Individualität endlich, mit jenem Sinn, den er nicht den Dichtern erst ablernte, sondern den er von Hause aus mit ihnen gemein hatte, mit dem Sinn für Totalität und Zusammenstimmung tastete er nach dem Punkte, schaute er auf zu der Höhe, von welcher ein- und dasselbe Licht die physische wie die moralische Welt erhelle. Ein Genof und Geistesverwandter unserer Dichter begnügte er sich, denselben Geist, aus dessen Kraft heraus die Letzteren schaffen, auch als belebendes Princip der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen. Ein Epigon nur unseres Klassicismus verfälschte dagegen der Erfinder der Naturphilosophie* den Genius der Dichtung zur todten Formel des Weltalls.

Wie dem sei: eben dieser Gesichtspunkt, von dem aus mit ästhetischem Sinne die geistige und die physische Welt in einander geschaut werden, der Gesichtspunkt der Harmonie und Totalität ist sofort derjenige, von dem aus der in Rede stehende Aufsatz insbesondere die Erscheinung des Geschlechtsunterschiedes zu fassen versucht. Das Streben der Natur nämlich ist auf das Unendliche hingerrichtet. Sie

realisirt es aber innerhalb der Schranken der Endlichkeit und mit endlichen Mitteln. Dies nun ist nur auf die Weise möglich, daß die Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte durch den Drang eines Bedürfnisses aufgehoben wird. Eben dies macht den Begriff des Geschlechts aus. Derselbe bezeichnet „nichts Anderes als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dies Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.“ Im Acte der Zeugung tritt dies energisch in die Erscheinung. Zeugung, verschieden von bloßer Bildung, ist Erweckung neuen Daseins. Jedes zeugende Wesen fühlt seine eigenen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt; jede Zeugung ist überdies eine Verbindung zweier verschiedener, ungleichartiger Principien. So in der Körperwelt, so in der Geisterwelt. Schon gelegentlich in jener früheren politischen Schrift hatte Humboldt darauf hingedeutet, wie sich das geistige Schaffen „gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens“ auffassen lasse. Die Zeit ist jetzt gekommen, in der er seinen ganzen Ideenvorrath umzusetzen Anstalt macht. Die geistige Zeugungskraft, so führt er nun aus, ist das Genie. Denn „was das echte Gepräge des Genie's an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eigenem organischen Leben;“ es „ist wiederum begeistert für das Genie und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.“ Die geniale Erzeugung besteht in der Wechselwirkung von Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit: nur dadurch gelingt es dem Genie, „sich aus sich selbst herauszustellen.“ Und dieser Parallelismus des Geistigen und des Physischen bleibt nun sofort in Sicht. Der Aufsatz wendet sich von dem Moment der Zeugung selbst zur Beobachtung des Zustandes, der demselben vorausgeht. Er schildert denselben vorzugsweise in Rücksicht auf die geistige Production. In diesem Zustande „ist das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden.“ Aus der in sich selbst gesammelten Kraft bricht eine unruhvolle Sehnsucht aus, die zur Hervorbringung reizt. Sie ahndet etwas Anderes, mit dem sie sich zu vereinigen strebt. Es entsteht „ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe“ — es ist der Moment, wo aus der höchsten Spannung des Daseins ein neues Dasein hervorspringt. Aber woher nun und weshalb die Duplicität des Geschlechts?

warum geht nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andre hervor? Daher, weil die lebendige Kraft jedes organischen Wesens einen Körper fordert. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden, und auch die Erzeugung organischer Wesen erfordert mithin eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andere auf Rückwirkung gerichtete Stimmung. Hiermit wird übergegangen zur Charakteristik der geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit, so zwar daß dieser Unterschied nicht sowohl ein Unterschied im Vermögen als in der Richtung ist. Es macht sich aber derselbe bemerkbar auch in dem Zustande, welcher in beiden Geschlechtern der Hervorbringung unmittelbar vorausgeht, und Humboldt weiß die Differenz der männlichen und weiblichen Stimmung in dieser Situation zugleich zart, und zugleich sinnlich, mit lebendigster Wahrheit darzustellen. Und auf's Neue überträgt er diese Anschauungen auf die geistige Zeugung. „Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind.“ Deutlicher noch als im intellectuellen, markirt sich dieser Unterschied im praktischen Leben. Bald ist es die Achtung des Gesetzes, welche den moralischen Sinn zur kräftigen, männlichen That treibt. Bald reizt die Tugend mehr durch ihre Anmuth: das moralische Gefühl ist mehr empfangend als zeugend. Dieselbe Eigenthümlichkeit der empfangenden und zeugenden Kräfte offenbart sich aber endlich auch in anderen als in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit. Denn nicht blos die Erzeugung, sondern auch die Erhaltung, die beständige Wiedererzeugung ist das Werk jener zwiefachen Kräfte. Ein neuer Aufsatz zu ihrer volleren Charakteristik ist durch diese Bemerkung eröffnet. Ebendemit aber lenkt die Betrachtung zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück. Alles was die eine und die andere Kraft charakterisirt, dient nämlich, zusammenwirkend, zur Realisirung des letzten Endzwecks der Natur als eines Ganzen, Unendlichen. „Indem alles Männliche angestrenzte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbefchränkte Kraft der Natur.“ Aus dem einen Geschlecht schöpft die in ihrer Totalität unveränderliche Natur Kraftlosigkeit, indeß ihr das andre die Stätigkeit verbürgt. Aus der Wechselwirkung von

Form und Stoff, aus dem Gegensatz der auf Energie und der auf Dasein gerichteten Kräfte erzeugt sich das ewige Leben der Natur. Denn Dasein, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel der Natur. Die Neigung aber, welche die Geschlechter diesem Ziel dienen macht, indem sie das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. Die Natur — so schließt Humboldt — „gehört derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.“

Dies war der Aufsatz, von welchem Kant an Schiller schrieb, daß er ihn „sich nicht enträthseln könne, ein so guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein scheine.“ Ihm selbst, fügte er hinzu, sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen „jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen.“ Zum Theil nun kommt diese von Kant gefühlte und gerügte Schwierigkeit des Verständnisses ohne Zweifel auf Rechnung der Darstellung und des Stils. Darin erblickten wenigstens Schiller und Körner den Hauptfehler der Arbeit. Mit jenem treffenden kritischen Blick für Fehler und Flecken an den Producten Anderer, welcher Körner auszeichnete, hatte dieser gleich an den ersten Aufsätzen, die ihm Humboldt in Dresden mitgetheilt hatte, die schriftstellerischen Schwächen desselben erkannt. „Er fehlt,“ schrieb er damals an Schiller, „in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen.“ Er fügte später — vollkommen mit demselben Rechte — den Vorwurf einer zu großen Weichheit hinzu, wie der Fichte'sche Stil, umgekehrt, an zu großer Härte leide. Schiller, der im Ganzen fast noch schlimmer von dem Schriftstellertalent des Fremdes dachte, sah es sehr gern, daß Körner ihm diese seine Meinung offen geschrieben hatte. Ja, so sehr lag ihm Humboldt und lagen ihm die Horen am Herzen, daß er, als das Manuscript „Ueber den Geschlechtsunterschied“ endlich fertig geworden war, ausdrücklich eine recht scharfe Kritik desselben bei Körner bestellte. Sie traf wirklich ein, und man muß sie, dünkt uns, wie Schiller, in allen Punkten unterschreiben. Abermals trafen die Körner'schen Einwendungen den Vortrag. Für den bequemeren Leser sei die abstracte Haltung des Aufsatzes ermüdend: der schulgerechte Denker würde hier und da die

Bestimmtheit vermissen. Ruhe und Einfachheit seien allerdings die schönste Manier, aber doch nur dann, wenn man, was hier nicht der Fall sei, vollständige Belehrung über einen Gegenstand geben könne. Wäre dennoch die Absicht didaktisch, so wäre ein anderer Gang vielleicht zweckmäßiger gewesen. Dem Periodenbau endlich fehle es zwar nicht an Wohlklang, aber durch mehr Contrast in der Länge und Kürze der Perioden würde er gewonnen haben. Aber Körner erkannte zugleich richtig, daß diese Fehler des Vortrags größtentheils in der Schwierigkeit der Materie lagen. Zuviel Deutlichkeit vertrage der Gegenstand nicht. Es seien weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgehe. Nur der feinste Duft der Erfahrungen sei hier zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen. Wir haben nur Eins diesem Urtheil hinzuzufügen. In diesem Zwielicht zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraction bewegt sich das Humboldt'sche Philosophiren durchweg. Es bewegt sich unvermeidlich darin: es ist der Humboldt'schen Individualität schlechthin gemäß und natürlich. Jener Gegenstand, welcher „zu viel Deutlichkeit nicht verträgt,“ ist gerade der Gegenstand, welcher ihn am meisten interessiert und ihn völlig einnimmt. Wenn das Geheimniß der Uebereinstimmung von Geist und Natur blos geahndet werden kann, wenn ebendeshalb Kant am Rande dieser Tiefe schwindelte, so ist doch Humboldt's Wesen gerade darauf und nur darauf hingerichtet. Die Form seines Philosophirens entspricht genau ihrem Ziel und Gehalt. Auf die Totalität gerichtet, soll und darf diese Totalität auch keinen Augenblick verloren gehn. Was die höchste Idee seiner Philosophie ist, eben das ist auch das Ideal seines Philosophirens. Hatte er es nicht bereits in jenem Briefe an Forster ausgesprochen, wie er verlange, daß die Abstractionen der bisherigen Philosophie sich durch die lebendige Wirklichkeit verdichteten, daß der synthetisirende Sinn zur Correctur der logischen Analyse würde? Deutlicher noch und nachdrücklicher spricht er dieselbe Forderung jetzt aus. Der Charakter der Dinge und der wirkenden Kräfte kann nicht durch „rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale“ erschöpft werden, sondern in seiner ganzen Einheit muß er von der „inneren Anschauung“ aufgefaßt werden. Das einheitliche Ganze kann wieder nur „mit vereinigten Kräften“ verstanden werden. „In harmoni-

schem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig sein. Hat der Verstand die Natur und Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dies doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen.“ Aesthetisch, mit anderen Worten, ist die Anschauungsweise Humboldt's: ästhetisch ist die Methode, die ihm als Ideal vorschwebt. Körner, in der That, traf den Nagel auf den Kopf. „Für einen solchen Gegenstand,“ sagte er, „würde eine dichterische Einkleidung sehr vorthelhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde.“ Dieser Wink ward von Schiller aufgegriffen. Als später „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ entstanden waren, da erkannte Humboldt, daß nun erst ausgesprochen sei, was er selbst auszusprechen vergeblich gestrebt habe: im Munde des Dichters erst habe es „Vollendung, Leben und eigne Organisation“ erhalten.

Zunächst inzwischen war er ernstlich bemüht, das glänzende Vorbild Schiller's und die kritischen Bemerkungen Körner's sich zu Nutzen zu machen. Mit einer nur zu sichtbaren Sorgfalt griff er von Neuem sein Lieblingssthema an. Wir möchten uns getrauen, in dem zweiten seiner Horenaußsäge „Ueber männliche und weibliche Form“ die Spuren der Pausen nachzuweisen, in denen er zu Papiere gebracht wurde. Noch weniger als der erste ist er in Einem Niedersitzen oder auch nur in Einem Fluß der Production geschrieben. Wieder muß man Körner Recht geben, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck macht. Wieder fühlt man sich, und mehr noch als bei dem ersten, durch die Breite der Darstellung ermüdet, durch das poetisirende Colorit des Stils am scharfen Auffassen der Gedankenumrisse gehindert. Man hat von diesem beständigen Hin- und Her-, diesem bald Vor-, bald wieder Zurückgreifen, diesem Wiederholen und im Kreise Gehen, diesem Limitiren und Vorbeugen keinen anderen Eindruck, als daß hier überall zu sagen versucht wird, was sich nur anschauen und empfinden läßt. Es ist so, wie Schiller auf Anlaß einer späteren Humboldt'schen Arbeit sagte: für die Werke der Einbildungskraft, für das Aesthetische überhaupt giebt es kein anderes Gefäß, um sie aufzufassen, als die Einbildungskraft selbst; die Abstraction und die Sprache ist die An-

schauung und Empfindung auszumessen außer Stande. Bei alle dem ist der Humboldt'schen Darstellung etwas wenigstens von jener glücklichen Schiller'schen Manier angefliegen, von jener Methode, durch das Sehen und wieder Zusammenfassen concreter Gegensätze allmählig den Totalgehalt eines Gegenstandes zur Anschauung zu bringen. Einen anderen Kunstgriff hat er ihm mit noch größerem Erfolge abgesehen. Man erinnert sich, wie Schiller in dem Aufsatz „über Anmuth und Würde“ die griechische Dichtung von dem Gürtel der Aphrodite gleichsam zum Text macht, an den seine Ideen wie commentirend sich anlehnen. Was Schiller instinctiv und aus unfreiwilliger poetischer Intuition, eben das thut Humboldt mit bewusster Reflexion. Der Charakter der männlichen und der weiblichen Form soll geschildert werden. In aller begrifflichen Reinheit und doch in seiner ganzen sinnlich individuellen Bestimmtheit soll er erfasst werden. Die alte Forderung und die alte Schwierigkeit kehrt wieder. „Der Verstand kann nur dürftige Abstractionen liefern,“ und doch ist es gerade „um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.“ Was thun in dieser Verlegenheit? Nur die „productive Einbildungskraft“ ist im Stande die Aufgabe zu lösen. Und sie hat sie gelöst. Mit diesem wunderbaren Vermögen nämlich vorzugsweise von Natur ausgestattet, „bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten;“ dem griechischen Künstler gelang es, „das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen.“ So schließt sich die Charakteristik der männlichen und weiblichen Form sinnreich und glücklich an die Schilderung der Gestalten der griechischen Götter und Göttinnen an, und erst wo dieser Boden verlassen wird, fließt die Darstellung wieder breit auseinander, geräth sie wieder unsicher in's Schwanken zwischen Begriffs- und Empfindungsausdruck.

Noch merkwürdiger indeß als in der Form, steht dieser zweite Aufsatz nach seinem Inhalt unter der Herrschaft des Schiller'schen Ideenkreises. Alle Elemente, aus und in denen Humboldt lebte, fassen sich in der Auffassung zusammen. Ganz sein eigen ist der Grundstoff desselben: die Empfindung des Geschlechtsunterschiedes. Diesem Stoff werden seine Studien in der Anatomie dienstbar gemacht. Er wird in Verbindung gebracht mit der schönen Kunst und der mythologischen Welt des griechischen Alterthums.

Aber beherrscht wird endlich dies Alles durch die mit Schiller so oft durchsprochenen Anschauungen; es sind die von Schiller in „Anmuth und Würde“ und in den „ästhetischen Briefen“ entwickelten Ideen, welche überall durchklingen, in welche Humboldt, wie in eine bereit liegende Form seine eigenen Ideen nur hineinlegt. Aus dem reinen Wesen der Menschheit hatte Schiller den Begriff des Idealschönen entwickelt. Er hatte es aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Triebe, des Sachtriebes, der den Menschen an die Sinnlichkeit bindet, und des Formtriebs, der ihn in Freiheit setzt und über die Schranken der Endlichkeit erhebt, als den Gipfel des menschlichen Seins, abgeleitet. In einem dritten Triebe, dem Spieltriebe, wie er ihn nannte, sollten jene beiden verbunden wirken. Der Gegenstand eben dieses dritten Triebes war ihm die Schönheit, deren Wesen daher im vollendeten Gleichgewicht von Realität und Form, von Nothwendigkeit und Freiheit bestehe. Diese abstract gehaltene Entwicklung des Schönheitsbegriffes wird nun von Humboldt durch die Einführung des concreteren Bildes der Menschennatur gekreuzt und verdichtet. Den Schiller'schen Begriff der Schönheit, auf den er sich ausdrücklich beruft, wendet er an, um zu bestimmen, was menschliche Schönheit sei. Die transcendentalen Untersuchungen Schillers macht er fruchtbar für eine anthropologische Untersuchung; auf die ästhetische Theorie desselben macht er die naturhistorische Probe. Wenn Schiller von dem Gegensatz von Vernunft und Sinnlichkeit ausgegangen war, so geht Humboldt von der polaren Duplicität des Männlichen und des Weiblichen aus. Wenn Schiller jenen Gegensatz im Begriff der „hohen Schönheit“ ausgelöscht hatte, so sieht Humboldt den Geschlechtsgegensatz in dem „Ideal reiner geschlechtloser Menschheit“ verschwinden. Hier deckt sich die transcendentale und die anthropologische Betrachtungsweise. Denn wenn Schiller in dem Idealschönen „die Consummation der Menschheit“ erblickt, so verhält sich nach Humboldt die geschlechtlich indifferenzirte Menschheit zur Schönheit wie Wirklichkeit und Erscheinung, wie Urbild und Abbild. Aber das Idealschöne weiter — so lehren die ästhetischen Briefe — spaltet sich im Gebiet der Erfahrung: es giebt eine schmelzende und eine energische Schönheit. Nicht zusammenfallend zwar, aber correspondirend mit dieser Eintheilung specificirt sich nach Humboldt die Schönheit nach der Duplicität des Geschlechts als männliche und weibliche

Schönheit. „Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen.“ Dort mehr Freiheit und Kraft, hier mehr sinnenschmeichelnde Anmuth. Dort ein Analogon dessen, was Schiller unter energischer Schönheit verstand, hier ein Analogon dessen, was er die schmelzende Schönheit nannte. Und in immer neuen Ansätzen nun sucht Humboldt den Charakter der schönen männlichen und der schönen weiblichen Gestalt zu schildern. Die Idee von dem tiefbegründeten Parallelismus, vielmehr von der Wesensidentität der physischen und der moralischen Natur leitet sofort diese Charakteristik wieder ganz in die Spuren der Schiller'schen Philosophie zurück. In jenem Gleichgewicht von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Nothwendigkeit entdeckte Schiller nicht bloß das Gesetz der Schönheit, sondern zugleich das Ideal schöner Sittlichkeit. Eben dies Ideal, wofür Schiller im Gegensatz zu der Härte des Kant'schen Moralismus mit so warmer Begeisterung kämpfte, coincidirt nach Humboldt mit dem Ideal geschlechtsloser Menschheit. Wie eine männliche und weibliche Schönheit, so giebt es, als deren innerlichen Typus, eine männliche und eine weibliche Tugend. Aus dem Gleichgewicht Beider entspringt ein höchstes sittliches Verhalten, — eben dasjenige, wofür im Wesentlichen Humboldt auch früher schon eingestanden und das er nun fast mit den Worten des philosophischen Dichters charakterisirt. Es besteht darin, daß der Wille herrscht, „aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur.“ Die geschlechtslose Menschheit ist identisch, wie mit der schönen, so mit der moralisch veredelten Menschheit, und in dieser erscheint, „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens.“

So ganz hatte sich Humboldt an Schiller hinangelebt, so innig hatten sich seine Ideen mit den Schiller'schen verzweigt! Was ihm jedoch Schiller war, sollte er ganz erst erfahren, als ihr Zusammenleben unterbrochen ward. In den ersten Tagen des Juli 1795, nach einem sechszehnmönatlichen Aufenthalt verließ die Humboldt'sche Familie Jena. Kindespflicht und Familienrückfichten bestimmten Humboldt, sich eine Zeitlang in die Nähe seiner Mutter zu begeben,

deren Lebenstage gezählt schienen. Es war Anfangs nur auf einen Besuch von drei Monaten in Tegel abgesehen, allein immer weiter mußte der Termin der Rückreise hinausgeschoben werden. Der Herbst, der Winter und wieder der Sommer verging: erst nach fünf Vierteljahren sahen die Freunde sich wieder. Eine unerfreuliche Zeit, diese Zeit der Trennung. Unter dem Druck und der Sorge am Krankenbett der Mutter, in der Einsamkeit von Tegel und fast mehr noch in der Zerstreung der Hauptstadt sehnte Humboldt sich doppelt nach Jena zurück. Wiederholt kam er gleich Anfangs nach Berlin. Ein nur auf Wochen berechneter Aufenthalt daselbst, seit dem December, wurde sodann zu einem dauernden. Aber weniger noch als bei seiner Zurückkunft von der Universität konnte ihm jetzt die Berliner Atmosphäre zusagen. Wie weit war er von den Engel und Biester, von den Böllner und Gedicke abgekommen! Wie eng erschien ihm der Kreis, in welchem die Phantasie des Verfassers von „Lorenz Stark“ sich bewegte, wie platt und gemein die Weisheit der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wie dürr und unfruchtbar der ganze Berliner Geistesboden! Hoch hatte er sich im Umgang mit den Alten, in der Theilnahme an Schiller's Denken und Dichten, über jenes aufklärerische Wesen erhoben, das auf seine Jugendbildung so stark eingewirkt hatte. Es war eine ganz andere Bildungsgeschicht, in die er eingetreten war, und eine ganz andere die, in welcher seine Berliner Freunde und Lehrer stehen geblieben waren. Man war in Weimar und Jena in die Welt der ästhetischen Anschauungen hinübergewandert: man war in Berlin noch immer in der Welt des aufklärerischen Verstandesthums befangen. Die Philosophie der Horen war nicht nach dem Geschmack und sie ging über den Horizont der Berliner. Selbst die Besten hatten sich so in ihren Lessing und Mendelssohn, und wenn es hoch kam, in ihren Kant hineingelesen, daß ihnen die Briefe über ästhetische Erziehung und die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische wie in einer fremden Sprache geschrieben schienen. Was half es Humboldt, wenn er einem so scharfsinnigen Manne, wie sein alter Freund Herz, auseinandersetzte, daß es leichter sei, witzig als ästhetisch, spitzfindig als tief zu schreiben? daß es ein Mangel des bisherigen Philosophirens gewesen, die Gegenstände mit schonungsloser Logik zu behandeln, ein Vorzug des neuen, in die ganze individuelle Bestimmtheit

der Dinge hineinzugehn? Zum Verständniß ihrer Auseinandersetzungen fehlte es den Meisten am Organ; sie waren zum Lernen zu alt. Nur unter der Jugend und unter den Frauen, nur da, wo schon früher die Empfindsamkeit ihren Hauptanhalt gefunden, begann der neue Aestheticismus seine Wirkung zu üben. Nur hier ebendeshalb fand Humboldt Berührungspunkte. Rahel Levin, halb der alten, halb der neuen Bildung zugewandt, voll Empfindung noch in ihren verstandeschärfsten Urtheilen, witzig noch in ihrem Empfinden, begann zum Mittelpunkte des jüngeren geistreichen Berlin zu werden. Sie hatte Humboldt's Woldemar-Recension goutirt, während sie an der Schiller'schen über Matthiſſon Lessing's Bestimmtheit und Sicherheit vermißt hatte. Ihre reizbare Unruhe, der Mangel an Harmonie in ihrem Wesen, der ihre Empfindungen wie ihre Urtheile zu lauter Fragmenten und unfertigen Pointen auseinanderriß, ihre überweibliche und dann wieder fast männliche Natur war für Humboldt nicht wohlthwend. Ihr Witz und ihre Gescheidtheit, durchbrochen von zartfünnigem Tact und tiefem Gefühl, berührte dennoch ein eignes Wesen nach seinen beiden Polen. Auch Humboldt's Frau war mit Rahel innig befreundet. Zimmer ließ sich mit ihr ein geistreiches Gespräch führen, immer über das Tiefste und Beste wenigstens reden. Er hatte von ihr wohl als von der Einzigen gesprochen, mit der er auch früher in Berlin gern und nahe umgegangen sei: sie stand ihm jetzt, unter den Frauen wenigstens, obenan. Von den früheren Bekanntschaften aus der männlichen Berliner Welt aber war ihm Geng vor Allem lieb. Größere Charaktergegensätze zwar als Geng und Schiller ließen sich nicht denken. Wer etwa des Letzteren Genie nicht hätte erkennen oder anerkennen wollen, der hätte immer doch den Adel seines Charakters anerkennen müssen. Geng hatte sicher nichts vom Genie: er hatte sicherer nichts, was den Namen eines Charakters verdient hätte. Mit der entschiedensten Impotenz zur selbständigen Ideenerzeugung verband sich in ihm ein ungezügelter Leichtsin, eine bodenlose Grundlosigkeit. Daß der Vertraute Schiller's zugleich der Vertraute des lächerlichsten und geistig unselbständigsten aller Menschen sein konnte, ist auf den ersten Anschein eine Paradoxie. Eine Paradoxie indeß, die sich bei näherer Betrachtung löst. Zweierlei hatte Humboldt mit Geng gemein. Die susceptibelste Sinnlichkeit und den

schärfsten und behendesten Verstand. Gutz war ein Genüßmensch und ein Verstandesmensch, und war nichts weiter. Humboldt war Beides gleichfalls, er war nur außerdem etwas mehr. Der Kern seines Wesens bestand aus einem Stoffe, demjenigen verwandt, aus welchem Schiller gebildet war: die Schale war aus Gutz'schem Stoffe. Er liebte daher in Gutz den leichten Gefellen, mit dem sich leben, und den klugen Kopf, mit dem sich bis in's Unendliche schwagen ließ. Er liebte ihn um so mehr, weil das, was er mit ihm gemein hatte, an jenem in grellen Farben schillerte, während es an ihm selbst grau und matt aussah. Gutz, der Genießling, war damals, in den Tagen der Jugend, ausschweifend und leidenschaftlich; Gutz, der Raisonneur, war voll Feuer und Lebhaftigkeit. Dieser Hestigkeit gegenüber konnte Humboldt sich so leicht in der tiefen Stille seines Wesens behaupten; er konnte dem Freunde durch die leidenschaftslose Ruhe des Genusses und durch die Feinheit und Zähigkeit des Raisonnements imponiren; er konnte ihn durch das, was Gutz das Dämonische und Sophistische in ihm nannte, jeden Augenblick zügeln und fern halten, indeß er sich gern durch dessen rückhaltloses Herausgehn angeregt und in Bewegung gesetzt sah. Oft hatte er schon früher mit ihm nächtlich die Straßen Berlin's durchschlendert und sich gelegentlich seines Besuchs in Burgörner gefreut. Jetzt wieder ließ er sich von ihm in Tegel besuchen, verkehrte er in Berlin mit ihm auf dem alten vertrauten Fuße, trat er zu ihm in ein fortgesetztes literarisches Commercium. Der Uebersetzer von Burke war den Freunden in Jena als keine üble Acquisition für die Horen erschienen. Dem leicht erregten Manne wiederum hatten die ersten Heste dieses Journals einen mächtigen Eindruck gemacht. Und in der That, eben die Eigenschaften, durch die er mit Humboldt zusammenpaßte, befähigten ihn, sich bis auf einen gewissen Grad des Geistes und der Form der neuen Aesthetik zu bemächtigen. Er fand in sich ein Analogon jenes reinen Sinnes für das Schöne und ein Surrogat jenes ernstern sittlichen Pathos, wovon die Philosophie und die Diction Schiller's voll waren. Er besaß Geschmack und Verstand, Sinn für schöne Formen und ein wunderbar leichtes Nachahmungstalent. „Unter Allen, die ich sprach,“ schrieb Humboldt an Schiller, „ist Gutz der Einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt

haben, sowie er, überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist.“ Bald genug bestätigte Geng diese Aeußerungen. Von Humboldt in jenem Enthusiasmus befestigt, fing er an eine Monatschrift herauszugeben, die ein Seitenstück der Horen sein sollte. In seiner Geschichte der Maria Stuart versuchte er, mit dem Verfasser der Belagerung von Antwerpen zu wetteifern. In dem einen seiner Aufsätze verkündete er öffentlich Schiller's Lob, in dem anderen gab er eine Verfassungstheorie nach dem Modell von Schiller's Schönheitstheorie, in allen suchte er durch Eleganz und Rhetorik seinem Stil den Anstrich des Schiller'schen Stils zu geben. Geng, Schiller'sche Denk- und Schreibweise schien durch ihn, so gut oder schlecht sie da wachsen wollte, auf den sterilen Berliner Boden verpflanzt. Wenn Humboldt an irgend wem ein näheres Interesse nehmen konnte, so war es an Geng, wenn er mit irgend wem über die Dinge sich verständigen konnte, die ihm am Herzen lagen, so war es mit Geng, wenn irgend wer ihm ein Ersatz für seinen Schiller sein konnte, so mußte es wohl Geng sein.¹⁾

Es war ein kümmerlicher und trauriger Ersatz. Humboldt, trotz Geng und trotz Rahel, fühlte sich unglaublich verlassen. In jeder Weise vermißte er die Anregung und Erfrischung, die Bereicherung und den Genuß, die er aus Schiller's Gespräch geschöpft hatte. Seine Briefe an diesen drücken immer von Neuem die tiefste Sehnsucht nach dem Freunde aus; sie wiederholen das Geständniß, daß er ohne Schiller geistig zu verarmen befürchte. „Ich fühle es“ — schreibt er das eine Mal — „daß vielleicht noch mehr als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf.“ Es war so, wie er schrieb. Während er in Jena, an Schiller's Seite, von verhältnißmäßig großer Productivität gewesen war, so kam in dieser Periode wenig oder Nichts zu Stande. Wieder wie in der Periode von Auloben und Burgörner hatte er Pläne über Pläne. Er hatte Schiller versprochen, die Luise von Boß zum Gegenstand einer ästhetischen Beurtheilung zu machen. Er ging auf den Einfall Schiller's ein, einen gelegentlichen Commentar zu einem von dessen Gedichten zu schreiben. Er übernahm Schiller's Auftrag einer ausführlichen Besprechung des Reinecke Fuchs. Um-

1) Vergl. meine Biographie von Geng in der Ersch und Gruber'schen Encycl.

ständig und gründlich rüstete er zu diesen Arbeiten. Er rüstete ebenso zu einem und dem anderen literarischen Werk, das er sich selbst gesetzt hatte. Es blieb bei den Zurüstungen: muthlos wandte er sich von den Projecten oder von den schon begommenen Ausführungen wieder ab. Niemals erscheint der Unterschied zwischen ihm und Schiller in hellerem Lichte. Auch dieser war während des Sommers von 1795, da auch Göthe auf längere Zeit abwesend war, einsamer als gewöhnlich; auch er vermißte den Freund, dessen tägliches Gespräch so lange seine beste und beinahe einzige Erholung gewesen war. Die Folge jedoch war, daß er sich mit doppelter Anspannung auf die Hervorbringung warf. Er besaß eben, um seine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Kunst und das Streben, aus wenigem viel zu machen, und die Familie von Begriffen, die er beherrschte, zu einer Welt zu erweitern. Indessen Humboldt seine eigne Dürftigkeit und Langsamkeit beklagte, mußte er gerade jetzt die unerschöpfliche Fruchtbarkeit und die unbegreifliche Thätigkeit des Fremdes mehr als jemals anstaunen. Ohne vorher einen irgend bestimmten Plan entworfen zu haben, schrieb Schiller Ende des Jahres 1795 die Aufsätze über das Naive und Sentimentale. Es fehlte ihm zum Planentwerfen „ganz und gar an Muße.“ Gerade vor Muße, umgekehrt, kam Humboldt nicht zum Arbeiten und vor Planen nicht zum Ausführen.

In solcher Lage nun und solcher Stimmung nahm er, wie er sich selbst ausdrückt, zu Erinnerungen seine Zuflucht und brachte den besten Theil seiner Zeit in Gedanken bei dem abwesenden Freunde zu. Eine von beiden Seiten mit Eifer geführte Correspondenz ward zum Ersatz und zur Fortsetzung ihrer Gespräche. Schiller nannte in seiner Einsamkeit die Briefe aus Tegel seinen beinahe einzigen Berührungspunkt mit der Außenwelt: die aus Jena, meinte Humboldt, knüpfen ihn fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an. Nicht Alles zwar ließ sich schreiben und lesen wie sagen und hören; dennoch war es Beiden geläufig, schriftlich über alles Höchste, was sie beschäftigte, wie von Mund zu Mund zu verhandeln. Wie gewichtige Dinge auch in diesem Briefwechsel durchsprochen wurden, in wie edler und ernster Haltung auch die Persönlichkeit beider Männer einander gegenüberbleibt, so geht doch durch alle uns erhaltenen Documente dieses Briefverkehrs der Reiz des unmittelbaren Sichausprechens wie in Rede und Gegenrede hindurch. Sind die Gegen-

stände in diesen Briefen Humboldt's an Schiller noch von höherem Gehalt als in denen an Wolf, so ist auf der andern Seite auch der Ton derselben der einer zugleich vertrauteren und zugleich vertraulicheren Freundschaft. Humboldt, je erquickender ihm dieser Austausch mit dem Freunde war, ließ es sich ganz eigens angelegen sein, „die Briefe wie das Gespräch zu behandeln.“ Schiller andererseits gab in den Arbeiten, die ihm jetzt gelangen, dem Andern nun erst recht nicht bloß den höchsten geistigen Genuß, sondern zugleich den ganzen Eindruck seiner lebendigen Persönlichkeit. Jenem daher war es „schlechterdings die liebste Beschäftigung,“ die Arbeiten Schiller's zu lesen und mit diesem darüber zu reden. Er hatte, in der unproductiven Stimmung, in der er sich befand, seine Partie genommen. Nach dem Worte Schiller's, daß seine Stärke im Urtheilen und Genießen liege, ging er ganz im genießenden Nachbilden, im Commentiren und Kritisiren auf. Die Rollen vertheilten sich jetzt, wie es für die Individualität beider Männer am gemähesten und bezeichnendsten war. Genau um die Zeit, wo Humboldt nach Berlin hinwegging, wandte sich Schiller von der Philosophie zur Poesie und zu Arbeiten, welche zwischen Beidem vermittelten. Wie für ihn, nach seiner eigenen nunmehrigen Auffassung, die Kritik und die Metaphysik nur die Brücke zu neuer Production gewesen, so schien sich Humboldt während der Jenenser Periode in eignen Productionen nur versucht zu haben, um jetzt desto fähiger zum Empfangen, desto gerüsteter zum Beurtheilen des Fremden zu sein. „Da Sie zu blöde und schamhaft sind,“ schrieb der Dichter an den Kritiker, „selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen: dafür sollen Sie auch die Vaterfreunden mit mir theilen.“ In vollem Maaße theilte Humboldt diese Freuden, und redlich unterzog er sich jener Erziehungsorge.

Es war die Obliegenheit, seinen Musenalmanach auszustatten, welche Schiller'n um jene Zeit auf einmal wieder dahin brachte, die Muse aufzusuchen, die er so lange gegen eine kältere Göttin vernachlässigt hatte. In wenigen Wochen überraschte er seine Freunde mit einer wahren Fluth von Gedichten. Die „Macht des Gesanges,“ „der Tanz,“ „das Reich der Schatten,“ „Natur und Schule,“ „die Ideale,“ „die Würde der Frauen,“ eine Reihe kleinerer Stücke und endlich das größte und schönste von allen, die un-

vergleichliche „Elegie“ — alles das ward beinahe in Einem Athem gedichtet und frisch, wie es aus der Werkstatt des Dichters gekommen, gleichzeitig an Körner nach Dresden mitgetheilt und an Humboldt geschickt, der in Berlin den Druck des Almanachs überwachte. Selten ist einem Dichter das Glück zu Theil geworden, solche Freunde und in solchen Freunden solche Richter und Rathgeber zu besitzen. Beide waren durch die Bande der innigsten und anhänglichsten Liebe an Schiller gekettet. Beide verbanden mit der Liebe zu Schiller den edelsten Wahrheitsinn und die höchste Unparteilichkeit. Beide waren mehr zur Kritik als zur Hervorbringung befähigt. Beide waren durch eine eminente Urtheilskraft und durch einen gebildeten Sinn für das Schöne mit den beiden Erfordernissen ausgerüstet, welche die Kompetenz des ästhetischen Kritikers bedingen. Wichtiger für Schiller war es, daß Beide sich in der Auffassung seiner Productionen und in der Art und Weise, sie zu beurtheilen, gegenseitig ergänzten. Es ist merkwürdig, wie überein sie in Vielem dachten, und wie verschieden sie doch in ihrer Beurtheilung zu Werke gingen, wie zusammenstimmend im Ganzen, und wie abweichend doch im Einzelnen ihre Aussprüche ausfielen. Körner liebte in Schiller mehr den Menschen und in dem Menschen erst den Dichter. Humboldt liebte mehr den Schiller'schen Genius und in dem Dichter erst den Menschen. Ebendeshalb stand jener den Arbeiten Schiller's unbefangener gegenüber als dieser. Und nicht deshalb allein. Humboldt war nicht eigentlich eine enthusiastische Natur. Er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der Dinge und der Menschen. Allein dieser Blick ward getrübt, so oft er in Dingen oder Menschen eine Seite entdeckte, die stark in ihm selbst wiederklang. Dies war der Fall mit Jacobi's Roman gewesen. Dasselbe war mit Schiller und den Schiller'schen Producten im höchsten Grade der Fall. Die bedeutendsten der für den Musenalmanach geschaffenen Gedichte behandelten Themata, welche er so oft mit dem Dichter durchgesprochen hatte, welche in gewisser Weise Gemeingut Beider waren. Einige, wie „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ gehörten ihm noch näher an; sie waren Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. In einem noch anderen als dem gewöhnlichen Verstande schienen ihm andere wie aus der Seele gedichtet zu sein. „Die Macht des Gesanges,“ schrieb er, „berührt gerade die Seite,

auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu sein: sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung.“ Er hob ein andermal den reichen Stoff hervor, den „der Spaziergang“ behandle; und dieser Stoff, fügte er hinzu, „ist überdies gerade der, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt;“ das Gedicht „stellt die veränderliche Strebbarkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, Beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag.“ So war es mit den Schiller'schen Gedichten, und nicht anders war es mit den Schiller'schen Aufsätzen. Die Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung waren erschienen. Der Haupteindruck, den sie auf Humboldt gemacht hatten, war der — so schreibt er — „daß sie mir zu fast allen Zweifeln, in welchen ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Haupturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben.“ Bei solcher Befangenheit in dem Gedanken- und Empfindungsgehalte der Schiller'schen Production, bei solcher Idiosynkrasie für die Ideen und Stimmungen, aus denen jene Werke entsprungen waren, war ein freies kritisches Urtheil nicht wohl möglich. Selbst Körner war nicht im Stande, ein Gedicht seines Freundes so tief, so genau, so Schillerisch nachzuempfinden, wie Humboldt. Das macht: er hatte seine eigenen Gedanken und Gefühle frei daneben; er ward gewonnen, aber nicht bestochen, ergriffen, aber nicht hingerissen. Er konnte loben, aber er konnte daneben tadeln. Nicht ebenso Humboldt. Sein Urtheil ist in der Regel bei Weitem tiefer geschöpft, bei Weitem gründlicher motivirt; allein es ist ein Urtheil der bestochenen Empfindung. Von der Begeisterung, welche des Dichters Worte in ihm wecken, pflegt er auszugehn. Er liest sie wieder und wieder. Er wird zum Uebersetzer und Interpreten derselben. Er versucht es, den Zusammenhang der Gedanken und die Uebergänge zu zergliedern und zu prüfen. Nun glaubt er es nachzuempfinden, wie es in dem Dichter selbst müsse aufgestiegen sein. Er endet, wie er begonnen: seine Begeisterung ist gewachsen, er giebt eine eingehende Umschreibung und wiederholt ein enthusiastisches Lob. Es hilft nichts, daß er selbst weiß, wie er sich „überall in

der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse," daß er deshalb sich selbst „mit Fleiß zu einer größeren Strenge zu stimmen“ versucht. Nur für diejenigen Punkte bleibt sein kritischer Blick ungetrübt, die von der Empfindung für das Ganze nicht unmittelbar berührt werden. Es sind die höchsten und feinsten Spitzen, und es sind die kleinsten und äußerlichsten Seiten, welche seine Kritik erreicht. Was er zu bedenken giebt, sind Dinge, für welche es jedem anderen Auge an Schärfe gebrechen würde, und was er rügt, sind Flecken, die jedem anderen Auge einleuchten würden, sobald es nur darauf haften wollte: es sind die zartesten Richter des Gedankens und der Empfindung, und wiederum so elementare Punkte wie störende Reime oder prosodische Mißgriffe. Noch Anderes tritt hinzu, was die Humboldt'sche Kritik von der Körner'schen unterscheidet. Jene ist so milde auch deshalb, weil sie von jener Schätzung und Achtung der Individualität begleitet ist, die überall als ein Grundzug von Humboldt's Anschauungsweise aufsteht. Mit Recht giebt Schiller dem Freunde das Zeugniß, daß er sich dieser Idee vollkommen bemächtigt habe und sie eben darum in jeder Anwendung fest halte. Er hielt sie fest auch in der Beurtheilung der Schiller'schen Geistesproducte. Auch wenn diese ihm minder homogen gewesen wären, würde er so positive Ausstellungen und Rathschläge wie Körner zu machen nicht über sich gebracht haben. Körner hatte seinem Freunde nur einen leisen Wink gegeben, einen sehr treffenden, scheint uns, einen Wink, dessen Richtigkeit Schiller selbst, so oft er sich mit Göthe verglich, erkennen mußte. Er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß eine größere Harmonie in seinen Poesien entstehen würde, wenn er dem Walten seiner Einbildungskraft mehr nachgäbe und sich weniger von dem Triebe nach dem Allgemeinen und Abstracten fortreißen ließe; und Schiller war der Mann, mit dem ganzen Ernst seines Wollens und Strebens sich nach jedem Ziele hinzustrecken, das er als richtig erkannte. Der Umgang und der geistige Idiomenaustausch mit Göthe führte ihn auch je länger je mehr wirklich dieses Weges. Humboldt war nicht dieser Ansicht. Die delicate Schonung fremder Individualität verbot ihm, solche Forderungen zu stellen. Er konnte das von Körner Angedeutete nicht als einen Mangel ansehen. Er konnte eine Aenderung in dieser Beziehung nicht hoffen oder wünschen. „Es streitet," schrieb er, „gegen meine Theorie der Bildung überhaupt;

Jeder muß seine Eigenthümlichkeit suchen und diese reinigen, das Zufällige absondern.“ Diese schonende Milde und Zartheit endlich ward noch vermehrt durch die praktische Schüchternheit, die ihn aus der Production auch in die Kritik hinüberbegleitete. Es fehlte ihm die dreiste Parrhesie, die selbstvertrauende Sicherheit des Kritikers. Es fehlte ihm ebenso das praktische Interesse und der hilffsinnige Trieb des Rathgebers. Der gerade und nüchterne Körner daher nennt mit geschäftsmäßiger Sicherheit die Punkte, an denen er Anstoß genommen: Humboldt wagt nur, sie anzudeuten und mißtraut seinen eigenen Andeutungen. Jener entscheidet, dieser erwägt. Jener giebt Urtheile, dieser Bedenken. Jener ist meist kategorisch, dieser fast immer problematisch. Die Körner'schen Urtheile sind in der Regel von lakonischer Kürze, die Humboldt'schen von umständlicher Breite; jene oft kaum motivirt, diese in lauter Motiven versteckt und verbaut; jene ohne Weiteres zu verstehn und in der Mehrzahl auch ohne Weiteres zu brauchen, diese oft schwer verständlich und noch schwerer unmittelbar zu verwerthen. Ein Muster von jener tief eingehenden, congenialen Kritik, welche aus dem Mittelpunkt der Sache heraus zugleich scharf und milde, bei allem Enthusiasmus zugleich mit Kälte und Bestimmtheit urtheilt, gab Schiller in seiner Besprechung des Göthe'schen Meister. Was hier beisammen ist, erscheint in der kritischen Weise Humboldt's und Körner's beinahe zu gleichen Hälften vertheilt. Nehmen wir, wie billig, zu den kritischen Stimmen, die auf Schiller's Dichten einen Einfluß hatten, die Stimme dessen hinzu, der freilich mehr noch durch sein Beispiel und seine Persönlichkeit auf ihn einwirkte, so scheint der verschiedene Ton dieser Stimmen eine vollständige und harmonische Stufenfolge zu bilden. Alles, was befähigt und berechtigt war, ihn zu beurtheilen, lagerte sich wie in concentrischen Kreisen um ihn. Seinem individuellen Genius stand Humboldt weitaus am nächsten: er repräsentirte ihm in der Form des Urtheils seinen eigenen Geist, aus dem heraus er schuf. In Göthe war ihm der Genius der Poesie selbst nahe. Durch Körner's Urtheil endlich war die Nation und das Publicum vertreten.

Die Art und Weise aber gerade, wie Humboldt die Schiller'schen Compositionen beurtheilte, das ganze tief angelegte Verhältniß, in dem er zu Schiller stand, brachte es mit sich, daß er beständig auf dessen Individualität zurückgriff. Er empfand und studirte, er be-

urtheilte und analysirte nicht blos die Werke, sondern in und mit den Werken den Meister. So kam es, daß sein Urtheil über jene durch seine Ansicht über diesen bestimmt blieb, und die Umstände brachten es mit sich, daß er über Beides in einer Weise urtheilte, die nicht ganz frei von den Zufälligkeiten der Epoche war, in die sein Verhältniß zu Schiller fiel. So eigenbestimmt wie er war, und so beflissen, in diesem Eignen zu verharren und es zu pflegen, würde seine Auffassung Schiller's unter allen Umständen eine individuelle Färbung behalten haben. Allein es traf sich, daß der Dichter gerade jetzt in seinem Entwicklungsgange auf einer Stufe stand, die der Humboldt'schen Eigenthümlichkeit vorzugsweise nahe lag. Was Humboldt eben jetzt an Schiller erlebte, war der Umschwung, den derselbe von philosophischer zu poetischer Thätigkeit machte; die Werke, die er beinahe unter seinen Augen entstehen sah, waren philosophisch-dichterische und dichterisch-philosophische. Spielend gleichsam, und lächelnd über sein eignes Beginnen, zog auf einmal Schiller einen Strich unter seinen ästhetischen Briefen. Vom trocknen Lande der Metaphysik begab er sich auf einmal auf das Element der Poesie. Aber er wagte sich — um seinen eignen schönen Ausdruck zu brauchen — nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher. Er übersetzte sein ästhetisches System in ein Gedicht; er machte Gedichte aus jenen Ideen, die im Gespräch mit Humboldt herüber und hinüber aufgetaucht waren. Das war es ja, was der Letztere mit Staunen schon früher an dem Freunde beobachtet hatte. „Das wunderbare Phänomen,“ — so schrieb er, nur erst in Erwartung der neuen Gedichte, welche Schiller ihm angekündigt hatte, — „das Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in so eminentem Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's.“ Und sofort bemüht er sich, dieses Phänomen zu analysiren und psychologisch dem Geheimniß des Schiller'schen Geistes auf die Spur zu kommen. Der Dichter und der Philosoph sei in Schiller nicht zweierlei, sondern schlechterdings Eins. In seiner Poesie sowohl wie in seiner Philosophie sei daher mehr und eine höhere Wahrheit, als wofür man gewöhnlich Sinn habe, — in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen. Der

große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der Wahrheit der Idee sei offenbar für Schiller gleichsam aufgehoben. Wegen der Fülle seiner geistigen Kraft werde er vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben. Daher die rastlose geistige Thätigkeit in Schiller. Daher die große Selbständigkeit seiner geistigen Kraft. Denn nur im Allgemeinen werde diese durch die äußere Beobachtung auf die Wirklichkeit gestimmt; sie nehme nichts eigentlich aus ihr an, sondern wirke in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fort. Beruhen aber müsse diese ganze Geistes-eigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der ersteren mehr producirend als reproducirend werde.

Das ist, man sieht es, eine etwas überschwängliche Auffassung; überschwänglich aus dem Grunde, weil sie aus individueller Sympathie hervorgeht und mit einer Lieblingsidee des Beurtheilers zusammenhängt. Nur um so mehr aber mußte er durch die nächsten Leistungen Schiller's in dieser Auffassung seines geistigen Charakters festgehalten und bestärkt werden. Die Ansicht, die er sich darüber aus Gedichten wie die Künstler und die Götter Griechenlands und aus Aufsätzen wie Anmuth und Würde und die ästhetischen Briefe gebildet hatte, wurde ihm nun durch die Macht des Gesanges, das Schattenreich und die Elegie, wurde ihm ebenso durch die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische bestätigt. Er erblickte in jenen Gedichten Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, in diesen Aufsätzen Muster des echten Philosophirens. Er sah in Schiller den vollendeten Meister des wahrhaften Lehrgedichts und des idealen philosophischen Stils. Seine Idee, daß Dichtung und Speculation eines Geschlechtes und in der Wurzel verwachsen seien, wurde der Grund, auf dem sich die Figur Schiller's ihm abzeichnete; die Erscheinung Schiller's wurde ihm zur Illustration und Verkörperung jener Idee. Und gewiß, höchlich berechtigt war diese Ansicht. Niemand, der nicht in sie hineingeht, wird unseren Dichter zu würdigen und sein Schaffen zu begreifen im Stande sein. Allein Humboldt vertiefte sich, dergestalt in sie, daß er aus ihr allein den Dichter zu charakterisiren versuchte, daß andere nicht minder wesentliche Seiten von dessen Natur dagegen in den Hintergrund traten. Worin er die Urform von Schiller's Geist in der

Mitte der neunziger Jahre erkannt zu haben glaubte, daran hielt er mit jener wunderbaren, man möchte sagen monotonen Treue und Stätigkeit fest, mit der er stets an Ideen und Menschen hing, die ihm theuer waren. Wie jetzt in den Briefen an Schiller, so bestimmte er dessen Charakter in einem wenige Jahre später geschriebenen, der Darstellung von Goethe's Dichtereigenthümlichkeit gewidmeten Werke. Er bestimmte ihn ebenso in brieflichen Aeußerungen bei Schiller's Tode, und ebenso, lange nach diesem Tode, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Die wunderschöne Vorerinnerung, mit welcher Humboldt im Jahre 1830 die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller einleitete, bricht in der Verfolgung von dessen geistigem Entwicklungsgange gerade an dem Punkte ab, wo aus der Betrachtung seiner dramatischen Meisterwerke ein neuer oder doch wesentlich modificirter Gesichtspunkt für die Charakteristik zu gewinnen gewesen wäre. Diese Charakteristik schärft das Eine ein und verweilt vorzugsweise bei dem Einen, daß Schiller's Dichtergenie „auf das Engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft“ gewesen, daß es „ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervorgetreten, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte.“ Eben diese Vorerinnerung, ferner, berührt im Vorbeigehn die Analogie, in welcher die Schiller'sche Dichterweise zu der eigenthümlichen Verbindung von Poesie und Philosophie stehe, wie sie die indische Literatur aufweise. Uns, in der That, scheint diese Aehnlichkeit durch die Differenz zwischen dem weichen Charakter der einen und dem energisch-pathetischen der anderen weit überwogen zu werden. Aber Humboldt lag die Vergleichung ungemein nahe. Schon ehe er jene Vorerinnerung schrieb, hatte das Studium der indischen Bhagavad-Gitá ihm auf's Lebhafteste die alte Lieblingsidee wiederaufgeregt, daß „Poesie und Philosophie, beide demselben Boden entwachsen,“ und diese Lieblingsidee hatte ihm das Bild des Dichters der Künstler und der Schatten in die Seele zurückgerufen. Was ihm weder Lucrez noch Empedokles oder Parmenides war, das war ihm dieser, — ein „echt philosophischer Dichter,“ ein Dichter, wie er sich ausdrückte, „dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht schente, sie in

seine äußersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegenstand, als daß er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte.“¹⁾ So sehr ging ihm hierin das Wesen Schiller's und der Schiller'schen Poesie auf, so sehr maas er die Letztere mit diesem Maasstabe, daß er ein Gedicht wie die Ideale gerade deshalb weniger hochstellte, weil es, dem einfachen, subjectiven Gefühl entsprungen, weniger von jenem strengen Stil der Gedankendichtung an sich trug, aber in Wahrheit nur desto mehr sich dem echt lyrischen näherte. Er legte diesen Maasstab an, wo er über Schiller's spätere dramatische Arbeiten gelegentlich urtheilte, wie in dem Brief über die Braut von Messina und in der mehrerwähnten Vorerinnerung. Er orientirte sich endlich von hier aus, als er, bald nachdem Schiller seine dichterischen Kräfte von Neuem gefühlt hatte, zu dem wichtigsten Dienst berufen ward, den er als Kritiker dem Dichter leisten konnte.

Schiller hatte früher über seinen dichterischen Beruf überhaupt gezweifelt, und Körner wie Humboldt hatten durch ihre Kenntniß und ihren Glauben an seinen Genius diese Zweifel niederschlagen helfen. Er zweifelte nach seinen eignen neusten Erfahrungen jetzt nicht mehr, daß er zum Dichten berufen sei, aber er forderte jetzt, in neuer Ungewißheit, das Votum der beiden Freunde über die Frage: „ob episch, oder dramatisch?“ Diese „ästhetische Gewissensfrage“ nun, wie Schiller selbst sie nennt, zwang Humboldt zu neuem Eingehn in die Textur der Schiller'schen Dichterindividualität. Es war nicht schwer, das Richtige zu treffen. Humboldt entschied wie Jeder entscheiden mußte, der auch nur von Weitem den Entwicklungsgang des Verfassers der Räuber und des Don Carlos beobachtet hatte. Es war offenbar, daß ein Dichter, der mit allen seinen Kräften in der sittlichen Welt wurzelte, dem die historischen Dinge unendlich näher lagen als die natürlichen, nur in derjenigen Gattung das Höchste leisten konnte, deren Begriff es ist, den Conflict der ethischen Kreise und Mächte im Leben wie in der Brust der Menschen zur Darstellung zu bringen. Von dieser Meinung nun wurde auch Humboldt geleitet; allein er faßte sie, gemäß seiner

1) Ueber die Bhagavad-Gitā. G. W. Bd. I. S. 101.

eigenen Denkweise und seinem Bilde von Schiller, an einem anderen Ende an. Wiederum ging er davon aus, daß die dichterischen Producte Schiller's „einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens zeigen, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.“ Er ging aus von jenem „Ueberschuß von Selbstthätigkeit“ in Schiller's Geist, einer Selbstthätigkeit, „die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet.“ Daher das Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit, die Richtung auf Tiefe und Erhabenheit an allen Schiller'schen Productionen, endlich der idealistische Glanz, der allerdings die Farbe der Natur zuweilen verdränge. Auf das Erhabene nun gehe auch das heroische Drama; denn, indem es den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal darstelle, sei es eigentlich die Darstellung einer Idee. Hier eben sei daher die Schiller'sche Eigenthümlichkeit in ihrem wahren Gebiete. Hier — so schließt er, und der Erfolg hat dieses Wort auf's Glänzendste bestätigt — „hier, wenn Sie Ihren Gegenstand glücklich wählen, wird Sie Keiner erreichen.“

Die Charakteristik Schiller's indeß, von Schiller selbst immer von Neuem herausgefordert, ward von Humboldt noch von einer anderen Seite her gefaßt.

Es war der Unterschied der alten und der modernen Dichter, durch welchen Schiller, während der Arbeit an seinem Aufsatz über das Naive, ein concretes Substrat für seine philosophischen Distinctionen erhielt. Es war ebenso die Vergleichung mit den Griechen, welche sich bei Humboldt in die psychologische Ansicht mischte, die er auf der Grundlage der Kant'schen Philosophie sich von Schiller's Dichtergenie gebildet hatte. Ja, vorzugsweise sogar ging er von dieser Vergleichung aus. Ihn frappirte auf der einen Seite der diametrale Gegensatz der Homerischen oder Sophokleischen gegen die Schiller'sche Poesie, und er fand doch andrerseits, daß alle wesentlichen Schönheiten der klassischen Dichtung auch in der letzteren vorhanden seien. Eben die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs war es sofort, was das Nachdenken Schiller's beschäftigte. Die Zweifel über sich selbst, überwältigt von dem Selbstgefühl seines dichterischen Vermögens, zusammenschließend mit seinen früheren ästhetischen An-

schauungen, das Alles formirte sich endlich in den neuesten Horen-
auffäßen zu der Theorie von dem zwiefachen Geschlecht der „naiven“
und der „sentimentalischen“ Dichtung. Der Gegenstand jener ist —
nach der Ausführung jener Aufsätze — die Wirklichkeit, der Gegen-
stand dieser das Ideal. Jene rührt uns durch Natur und sinnliche
Wahrheit, diese rührt uns durch Ideen. Die alten Dichter haben
vor den modernen den Vorzug größerer Sinnlichkeit und Bestimm-
theit, Einfachheit und Geschlossenheit. Die Letzteren wiederum können
jene in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und un-
ausprechlich ist, in dem, mit Einem Worte, übertreffen, was man
Geist eines Kunstwerks nennt. Wenn die Alten dadurch so groß
sind, daß sie die ihnen gestellte Aufgabe vollständig erfüllen, so ist
dafür diese Aufgabe selbst etwas Begrenztes. Wenn die Modernen
die ihrige nie ganz erfüllen, so liegt dafür ihre Größe in der Un-
endlichkeit der Aufgabe, der sie nachstreben. Die Alten daher sind
nie zu erreichen; wohl aber sind sie zu übertreffen. Das ungefähr
waren die Ideen, durch deren Vermittelung Schiller sich seinen ei-
genen Platz im Kreise der Dichtung zu erobern, durch die er zugleich
diesen Kreis vollständig auszumessen versuchte. Es waren Ideen,
die mit Naturnothwendigkeit sich aus dem ganzen Organismus sei-
nes Denkens entwickelt hatten. Man erkennt die rohe Skizze der-
selben bereits in der Anmerkung, die er vor mehr als zwei Jahren
zu dem Humboldt'schen Aufsatz „über die Griechen“ gemacht hatte,
einer Anmerkung, welche gleichfalls das Schema eines Zerfallens und
einer höheren Wiederherstellung der Form hellenischer Bildung auf-
stellt.¹⁾ Wie aber damals Humboldt Schiller'n den Anlaß zu verglei-
chen hingeworfenen Winken, so gaben jetzt die Schiller'schen Ideen je-
nem den Anstoß, auf seine Ansichten über die Griechen zurückzukommen
und sie von neuen Gesichtspunkten aus zu revidiren. Zunächst zum
Behufe einer vollständigeren Charakteristik Schiller's. Die Griechen,
— so verständigte er sich nun mit diesem und über diesen — die
Griechen besaßen die wunderbare Fähigkeit, die äußere Natur ganz
und rein auf sich einwirken zu lassen und doch zugleich in derselben
Weise vermöge ihrer Selbstthätigkeit auf sie wieder zurückzuwirken.
Aus diesem Gleichgewicht zwischen dem anschauenden und dem pro-

1) Humboldt an Wolf, G. W. V. S. 38.

ductiven Vermögen, zwischen Wahrheit und Dichtung entsprang jene Klarheit, jene Ruhe und jener edle Anstand, die in allem echt Griechischen vorwalten. Aber es entsprang daraus auch eine gewisse Dürftigkeit. Es fehlt den Griechen an dem fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet. Ihre Charaktere thun mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung. Ihre Poesie, indem sie stets auf die Darstellung Einer Empfindung, Eines Bildes ausgeht, ist in einem noch ganz anderen als dem gewöhnlichen Verstande sinnlich. Dagegen die Neueren! In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen: die Selbstthätigkeit ist im Uebergewicht gegen die Empfänglichkeit. Daher denn der größere Gehalt der modernen Dichter, bei den Deutschen insbesondere die sentimentale und intellectuelle Tiefe. Hier nun ist auch der Ort, auf welchem Schiller steht. Gerade seine Producte tragen vorzugsweise das Gepräge der Selbstthätigkeit: er ist insofern das directe Gegentheil der Griechen und der „Modernste der Modernen.“ Wiederum jedoch ist der allgemeine Charakter der Modernen in ihm am reinsten, von allem Zufälligen am meisten gesondert: aus seinen Producten mehr als aus irgend anderen spricht die Nothwendigkeit der Form, und er steht insofern unter allen Modernen den Griechen dennoch am nächsten.

Sofort nun zwar wird hinzugefügt, wie modernisirt doch auch dieser Sinn für die reine Kunstform bei Schiller sei; denn sie sei bei ihm ganz aus der Vernunft geschöpft, während die Griechen sie aus dem Anblick der äußeren Natur entnommen hätten. Allein auch so noch ist offenbar dies Bild von Schiller's Dichtercharakter allzu sehr geschmeichelt; es entspricht mehr dem Ideale, welches demselben unablässig vorschwebte, als der Wirklichkeit. Zum Idealisiren ohnehin geneigt, ist Humboldt in diesem Falle ein zwiefach bestochener Richter, — bestochen durch seine Liebe zu Schiller, und bestochen durch seinen Enthusiasmus für die Alten. Der Dichter, dessen Werke er in tiefster Seele nachempfindet, muß vortrefflich, und das Vortreffliche muß dem griechischen Alterthum verwandt sein. Es ist zwar gewiß, daß die Schiller'sche Dichtung je länger je mehr dem klassischen Typus zustrebte; kam dem Dichter doch eben jetzt der Gedanke, Griechisch zu lernen, sprach er doch eben jetzt den Entschluß aus, sich ganz und ausschließlich „mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der

Alten zu umgeben.“ Allein nicht minder gewiß ist es, einmal, daß die Richtung auf das Ideelle in Verbindung mit dem Streben nach Klassicität einen hohlen Formalismus zu begünstigen drohte, sodann, daß Göthe's realistische Dichtung viel mehr als die Schiller'sche der der Griechen blut- und wesensverwandt war. Auch scheint es, daß Humboldt in späterer Zeit hierin klarer sah und unparteiischer urtheilte. Was er in seiner „Vorerinnerung“ über die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest sagt, daß der Sinn des Alterthums, nur in einer höheren Geistigkeit ausgeprägt, in diesen Gedichten lebe, wird man im Allgemeinen nicht bestreiten wollen. Allein diese Einzelurtheile sind nur der Rest jenes ehemaligen überspannten Gesamturtheils über den Dichter, und dieses, offenbar, trug mehr die Spuren der Construction als der objectiven Wahrheit an der Stirn.

Wie es sich jedoch damit verhalte: an eben diesem Punkte vereinigte sich Humboldt's Interesse für die Aesthetik und die Schiller'sche Dichtung mit seinem Interesse für das griechische Alterthum. Die Zeit schien gekommen, wo die beiden Strömungen, die ihn in den letzten Jahren ergriffen hatten, die philosophisch-ästhetische und die philologische, in Einem Bette zusammenfließen würden.

Zu der That, nebeneinander waren beiderlei Bestrebungen fortwährend hergegangen. Es ist wahr, in den ersten Monaten des Jenenser Aufenthalts waren die Griechen zu kurz, und sie waren seit Schiller's Ankunft immer kürzer gekommen. Auch die Correspondenz mit Wolf war während des Winters in Jena gar nicht mehr das, was sie während des Winters in Burgörner gewesen war. Genug, wenn nur kein Tag sine Graecis verging, wenn nur einige Stunden der Lectüre der Tragiker oder dem Studium der Metrik verblieben. Schon die Wolffschen Prolegomena indeß hatten dem philologischen Interesse einen neuen Aufschwung gegeben; er hatte sich auf Anlaß derselben ernstlich in die Homerische Frage vertieft und sich durch die Wolffschen Argumente für überzeugt erklärt.¹⁾ Eine noch lebhaftere Anregung aber hatte ihm, wenige Wochen vor seiner Abreise von

1) Nr. XXII. der Briefe an Wolf. Es ist aber klar, daß dieser Brief nur aus grober Unachtsamkeit an die Stelle gesetzt werden konnte, die er in der Sammlung einnimmt. Er gehört zwischen Nr. XXVIII. und XXIX. und ist nicht vom 30. Januar 1794, sondern 1795.

Jena, ein Besuch Wolf's gegeben. Die alte Freundschaft und die alte Studiengemeinschaft war wieder lebendig geworden. Es war verabredet worden, daß Humboldt eine Recension der neuen Wolf'schen Ausgabe der Odyssee für die Literaturzeitung aufsetzen sollte, und diese Recension, wie sie bald darauf erschien,¹⁾ war so recht ein Denkmal ihres alten Verhältnisses geworden. Es war die Arbeit eines Philologen und es war die Arbeit eines Wolfianers. Sie pries die Wolf'sche Homerausgabe als das unübertreffliche Muster einer kritischen Textberichtigung. Sie brach eine Lanze für die kritische Methode Wolf's und gegen die Larheit der Geistreichen und Aesthetischen unter den Philologen. Sie demonstirte mit vielem Geschick, wie die Ergründung des Geistes des Alterthums unzertrennlich mit der Aufmerksamkeit auf so geringfügige Dinge wie Accentuation und Orthographie zusammenhänge, und wie nicht durch das Vorübergehn vor diesen Dingen, sondern durch den Gesichtspunkt aufs Ganze die geistvolle sich von der pedantischen Behandlung unterscheide. Aber verabredet hatte man auch, daß die philologische Correspondenz wieder in alter Weise aufgenommen werden solle. Mit den besten Vorsätzen überhaupt ging Humboldt nach Berlin. Außer daß nun endlich die Resultate über Pindar's Metrik gezogen werden sollten, lagen ihm einige Philologica am Herzen, die auf's Genaueste mit seinen ästhetischen Interessen zusammenhingen. Er wollte mit Wolf in kritische Verhandlungen über die Poetik des Aristoteles eintreten. Er wollte Voß' Luise besprechen, und die Luise führte ihn auf den Theokrit und die altsicilischen Mimen. Auch wurde Einiges, soweit die unglücklichen Verhältnisse in Tegel es gestatteten, realisirt. Die Metrik ward wirklich zu einem gewissen Abschluß gebracht.²⁾ In die Lectüre kam wieder mehr Stätigkeit. Während er mit seiner Frau die Tragiker las, so studirte er für sich den Aristophanes, und es gelang ihm eine Uebersetzung des Anfangs der Lysistrata. Auf den Komiker sollten endlich die Redner folgen: — immer mehr näherte er sich dem Ziele, das er sich von Hause aus gesetzt hatte, den Kreis der griechischen Klassiker vollständig zu durchmessen.

1) Literaturztg. 1795 Nr. 167. G. W. I. 262 ff.

2) Ich schließe dies aus der Erwähnung eines H.'schen Aufsatzes über den Trimeter, in dem Schiller-Göthe'schen Briefw. V. 327 u. 332.

Damit nun würde er wahrscheinlich auf jenes ursprüngliche Project einer Charakteristik des griechischen Geistes zurückgeleitet worden sein, auch wenn der Briefwechsel mit Schiller ihn nicht in noch bestimmterer Weise dazu angeregt hätte. Denn stets hatte er dasselbe im Auge behalten. Auch Körner beschäftigte sich in seiner dilettantischen Art mit den Alten. Seit dem Dresdner Zusammentreffen war zwischen ihm und Humboldt oft diese gemeinschaftliche Liebhaberei neben und in Zusammenhang mit den ästhetischen Dingen brieflich berührt worden. Auch Körner liebte es, literarische Pläne zu machen, deren Ausführung dann an seiner Unproductivität scheiterte. Bald nach dem Rendezvous in Weisensefels war zwischen den Freunden über ein Project verhandelt worden, ganz wie es Humboldt ehemals unter dem Titel „Hellas“ sich vorgestellt hatte, — ein periodisches Werk über griechische Literatur und Kunst, welches neben den Horen, aber in gleichem Geiste mit diesen erscheinen sollte. Es kam dazu, daß Humboldt, je länger er im philologischen Gebiete arbeitete, desto mehr in der Ueberzeugung sich bestärkte, mit der er dasselbe betreten hatte, daß ihm zum eigentlichen Philologen nur allzuviel fehle. Er verglich sich in der philosophischen Schriftstellerei mit Schiller: das Ergebnis war Beschämung und Entmuthigung. Er verglich sich in der Philologie mit Wolf: das Ergebnis war dasselbe. Er bewunderte das philosophisch-kritische Genie des Verfassers der Prolegomena wie er das poetisch-philosophische Genie des Dichters der Schatten und der Elegie bewunderte. Er fand, daß er von jenem so fern sei wie von diesem. An der mit Wolf verabredeten kritischen Perustration der Aristotelischen Poetik glaubte er so recht die Erfahrung gemacht zu haben, daß er zum Kritiker verdorben sei. „Ich bewundere,“ schrieb er nach der Lectüre eines Wolf'schen Hestes über die Poetik, „Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinahe das glückliche Talent, bei der Belesenheit immer zugleich die bloßen Facta in ihrer treuesten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt.“ Nur Eins daher schien ihm übrig zu bleiben. Er konnte, ohne weder mit Wolf noch mit Schiller zu rivalisiren, zwischen Beide in die Mitte zu treten. Er konnte seine philologischen Studien für die Aesthetik, seine ästhetischen An-

sichten für die Alterthumswissenschaft fruchtbar machen. Wie, wenn er nun endlich ernsthaft die Summe seiner griechischen Lectüre zog? Wie, wenn er die Griechen nach den Gesichtspunkten zu charakterisiren versuchte, die ihm durch Schiller klar geworden waren? Wie, wenn er die neue ästhetische Theorie an den Griechen zu erproben und zu erläutern unternahm? Wäre das nicht eine Arbeit, der seine Schultern gewachsen sein dürften, und vereinigten sich in solcher Arbeit nicht seine philosophischen, philologischen, ja selbst seine naturhistorischen Bemühungen? Jener Brief, in welchem er Schiller'n seine poetische Gewissensfrage beantwortete, gab den Ausschlag. Er wollte, wie er an Wolf schrieb, eine „Schilderung der griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden“ oder zunächst, wie er an Schiller schrieb, „ein Bild des griechischen Dichtergeistes“ und zwar „in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen“ entwerfen. So gefaßt, war es ein vortrefflicher Plan. Auch fand derselbe Schiller's volle Billigung, und sein aufmunterndes Wort wirkte mächtig auf Humboldt. Eine Zeitlang war er ganz in der Idee dieser Arbeit. Nur zu bald indeß bestätigte sich seine eigene Besorgniß, daß Muth- und Entschlußlosigkeit die Ausführung hindern werde. Wäre er jetzt in Jena gewesen, wahrscheinlich, daß Schiller's Beispiel ihn muthig und entschlossen gestimmt hätte. So jedoch ward die Tägler Arbeitsmuße alsbald durch die Zerstreuungen und Beschäftigungen in der Hauptstadt unterbrochen, und diese Ungunst der Verhältnisse steigerte die Schwierigkeiten, die aus Humboldt's Individualität sich der Arbeit entgegenstellten und die in der That unbefieglbar waren. Die Wahrheit ist, daß seine Schultern dennoch auch dieser Arbeit nicht gewachsen waren. Es war ihm unmöglich, zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen in's Gleichgewicht zu kommen. Jetzt verlor sich sein Blick in den Weiten des Horizonts, jetzt haftete er wieder an dem Kleinsten und Nächsten. Zwischen der Tendenz auf Tiefe und erschöpfende Ausbreitung und der Tendenz auf mikrologische und pedantische Behandlung des Einzelnen ward er beständig hin- und hergeworfen. Es war eine weise Beschränkung, wenn er vorerst, statt der Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, nur den griechischen Dichtergeist schildern wollte. Nun aber gedachte er, wie es ihm mit jenem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gegangen war. Weil er gleich das Ganze und

Alles mit einmal hatte sagen wollen, war er dunkel und abstract geworden. Es sollte also diesmal der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wenn zuerst nur eine Charakteristik der lyrischen Poesie der Griechen gelänge! Und auch diese wird nicht sogleich im Ganzen und ganz mit Einem Male sich darstellen lassen. Er zieht den Kreis daher abermals enger: mit einer Charakteristik des Pindar, des Pindar, in den er weitaus am besten eingelefen ist, soll der Anfang gemacht werden. Aber je enger er sich zusammenzieht, desto weitaussehender wird das Ganze. Es kann nicht fehlen, daß er dies selbst fühle. Schon stellen sich alle die Bedenken ein, die alles Produciren vereiteln müssen. Ist diese Pindarcharakteristik nicht zu speciell für das Ganze? Oder soll er alles Uebrige fallen lassen? Soll er eben nur den Pindar, etwa mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung, verfolgen? So schwankte er, und schwankte von da wieder zu der Idee, die Charaktere, welche die alten Dichter darstellen, mit denen der modernen Dichter zu vergleichen, — bis die ersten Monate des Berliner Aufenthalts allem Schwanken und dem ganzen Projecte ein Ende machten.

Noch war die Zeit nicht gekommen, noch das Object nicht gefunden, wo Philosophie und Philologie für Humboldt sich wirklich hätten durchdringen können. Wieder war in Berlin die Letztere in's Hintertreffen gekommen, wenn er auch mit seiner Frau Pindar und Euripides las, wenn ihm auch die Correctur der Wolf'schen Briefe an Heyne, sowie vorher schon der Streit Wolf's mit Herder, die Homerdebatten auf's Neue nahe brachte. Von dem Pindarischen Detail daher ward er wieder ganz in's Weite, ja in's Unabsehbare geworfen. Durch einen salto mortale sprang er von den ältesten zu den neuesten Zeiten, von Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern, von philologischen Specialitäten zu philosophischen Allgemeinheiten über. Ein „sehr mittelmäßiges Buch über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts“ hatte ihm den lange gehegten Gedanken einer Charakteristik der Gegenwart von Neuem empfohlen. Er war diesem Gedanken nachgegangen und suchte sich die Erfordernisse, die Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik klar zu machen. Dies Allgemeine und Vorläufige sofort fesselte ihn. Er fing an, eine Schrift „über die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters“ auszuarbeiten. Es sollte eine Einleitung zu einer Charakteristik des

Jahrhunderts sein: es war in der That nur so etwas, wie es vor aller Einleitung im Kopfe des Schriftstellers vorhanden sein mag. Humboldt selbst, so gewiß er die Einleitung schon im nächsten Jahre erscheinen lassen wollte, ließ es dahingestellt, ob er je zur Ausführung der Hauptschrift kommen werde. Man darf unbedenklich versichern, daß ein Autor, welcher das Zeug dazu hätte, das achtzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, sich nimmermehr bei der philosophischen Charakteristik dieser Charakteristik aufhalten würde. Ebenso, daß derjenige, der aus der Idee eines solchen Buches ein eignes Buch macht, schwerlich der Mann ist, jenes Buch selbst zu Stande zu bringen. In der Sache selbst lag für diesmal das Schicksal des neuen literarischen Planes. Das Werk, welches jetzt entstehen sollte, war schon im Titel und der Idee eben das, was alle die Werke und Aufsätze Humboldt's in dieser Periode waren, — kein Buch, sondern die Conception eines Buches, keine Ausführung, sondern die Rüstung zu einer Ausführung, eine schriftstellerische Velleität, eine Blüthe, die nicht Frucht ansetzen konnte. Darin gerade lag der Reiz, den Humboldt an dieser Arbeit fand, und darum gerade schrieb er sich eine gute Strecke in dieselbe hinein; eben darum andrerseits blieb zuletzt die Einleitung so gut wie die Hauptschrift ungeschrieben. Gleichviel indeß. Es war dem Inhalt nach eine Idee, welche nicht bloß mit seinen Studien, sondern mit den tiefsten Interessen seines Geistes und Wesens zusammenhing. Es war darauf abgesehen, den Classicismus des Alterthums und die neue deutsche klassische Literatur in Beziehung zu bringen, die Modernen mittelst einer durchgeführten Parallele mit den Alten zu schildern. Vielmehr, auf noch Größeres war es abgesehen. Humboldt stieg mit der Idee dieser Schrift bis zu dem untersten Grunde aller seiner Ideen, bis zu dem Punkte hinab, in welchem alle seine Strebungen und die ganze Welt seiner Vorstellungen sich individuell zusammenknüpften. Sich selbst zu bilden, zum Menschen im höchsten Sinne des Wortes zu bilden, war die Tendenz, aus der heraus er lebte. Mit dieser Tendenz in ihrer abstractesten Fassung fiel der neue literarische Plan zusammen, so gut wie auf diese Tendenz sich das Alterthumsstudium und die ästhetisch-philosophischen Studien bezogen hatten. Schiller'n setzte er diesen Gesichtspunkt auseinander. „Wenn man sich,“ schreibt er an diesen, „einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt,

so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen.“ Auf dieses Bild der Menschheit hatte er sein Auge gerichtet, als er sich in das Leben des Alterthums vertiefte. An jenes Ideal der Menschheit hatte er Kant seine Philosophie, Schiller seine Aesthetik anknüpfen sehen, hatte er selbst seine Betrachtungen über die moralische und ästhetische Bedeutung des Geschlechtsunterschieds angeknüpft. Es kam ihm jetzt darauf an, jenes Bild und dieses Ideal zusammenzugreifen und in flüssigen Zusammenhang zu bringen, und für Beides eine breitere historische Basis zu gewinnen. Es war ihm, im Interesse der eigenen humanistischen Bildung, um eine Geschichte des menschlichen Geistes oder, wenn man lieber will, um eine Philosophie der Geschichte zu thun. Vollkommen klar war er sich über den Sinn und Zweck, der ihn zum Aufsuchen dieses Bildes der Menschheit hintrieb. Dasselbe sollte in lebendigen Bezug zu dem eigenen Sein und Leben gesetzt werden. „Es giebt,“ so äußerte er sich bei dieser Gelegenheit, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eines in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal und doch so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Mich selbst prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.“ Keinesweges klar dagegen war er sich über die Werkzeuge und Handhaben, um dem Historischen beizukommen und ihm dasjenige abzugewinnen, was er sich selbst daraus assimiliren könnte. Sein Bild der menschlichen Natur war zu breit und gründlich angelegt, als daß er so leicht denjenigen Durchschnitt der Menschen-

geschichte hätte ausfinden können, durch den sie sich ihm übersichtlich präsentirt hätte. Erst viel später entdeckte er den für sein Auge passenden Gesichtswinkel für die philosophisch-historische Betrachtung der Menschheit, das „Behikel,“ wie er alsdann sich ausdrückte, „alle Tiefen und alle Höhen der Menschheit zu durchfahren.“ Und abermals also riß für jetzt der so eifrig angeknüpfte Faden seiner Arbeit.¹⁾ Mit leeren Händen beinah kehrte er im Herbst zu seinen Freunden zurück. Das Einzige, was er mitbrachte, war, außer den Arbeiten über Metrik, ein angefangenes Manuscript und das Fragment einer Aristophanesübersezung. Das Einzige, was er inzwischen veröffentlicht hatte, war eine alte, von Geng für seine Monatschrift ihm abgedrungene Uebersetzung einer Pindarischen Ode, und so ganz unschriftstellerisch war der Mann, daß er weit mehr bereute, daß er sich dies hatte entwinden lassen, als daß er mit allen übrigen Arbeiten war stecken geblieben.²⁾

Zum 1. November 1796 war es, daß Humboldt über Halle, wo er den philologischen Freund besucht hatte, nach Jena zu den poetischen Freunden zurückkehrte. Nur gerade sechs Monate dauerte dieser zweite Jenenser Aufenthalt. Die Stunden des glücklichsten und fruchtbarsten Zusammenlebens und Zusammensprechens mit Schiller erneuerten sich.³⁾ Die Trennung hatte eher dazu gedient, die Innigkeit ihres persönlichen Verhältnisses zu steigern. Die Arbeiten beider Freunde dagegen lagen jetzt etwas weiter auseinander.

1) Brief an Schiller vom 2. Februar 1796; an Wolf vom 11. Juni und 16. Juli d. J. Auch beziehe ich auf die „Einleitung zu einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts“ die Stelle in Körner's Brief an Schiller vom 25. Juni 1797 (IV. S. 36. 37.) und vom 25. August d. J. (ebendasselbst S. 49.)

2) An Schiller vom 13. November 1795; an Wolf vom 26. November 1795 und vom 5. Januar 1796. Die Uebersetzung der vierten pythischen Ode im Decemberheft der Monatschrift, jetzt in den G. W. II. 297. ff. Nur das directeste und unwiderleglichste äußere Zeugniß dagegen würde uns bestimmen können, die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs vom Jahre 1796 (N. L. = J. 1796 No. 167) für eine Arbeit von Humboldt gelten zu lassen. Bis dahin halten wir an der Ueberzeugung, daß der Recensent des Wolbemar und der Wolf'schen Odyssee am allerwenigsten in einer Schiller betreffenden Angelegenheit im Stande war, seinen Ton zu so vulgärem Recensententone herabzustimmen.

3) Aus dieser Zeit ist die Schilderung von Burgsdorf in dessen Brief an Rahel; Barnhagen, Gallerie von Bildnissen I. 113 ff.

Die Horen standen schon nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Die Wärme dafür hatte sich bei Schiller zugleich mit dem Eifer für die Philosophie abgekühlt. Nichts sollte ihn mehr in freier, selbstbestimmter Thätigkeit stören, nichts ihn mehr von ausschließlicher Beschäftigung mit der Poesie abziehen. Er brütete über seinem Wallenstein, und so riesenhaft die Arbeit war, diese Welt zu bewältigen und zu formen, so gewiß konnte er sie nur allein, im einsamen Vernehmen mit seinem Genius vollbringen. Erst wenn sie vollbracht wäre, wollte er das gelungene Ganze den Freunden mittheilen, und noch war nichts zur Vollendung gediehen. Auf der anderen Seite war eben dadurch, nicht minder durch sein geschichtsphilosophisches Project, endlich durch die neue Berührung mit Wolf Humboldt mehr auf die Griechen zurückgeführt worden. Nach manchem Hin und Her hatte ihn die Uebersetzerlust ergriffen. Auch er dichtete diesmal, statt zu philosophiren. Er dichtete dem Pindar und dem Aeschylus nach; unter der Hand rückte er von Scene zu Scene im Agamemnon vor. Auch das nun, freilich, gab hinreichenden Stoff zu Debatten zwischen ihm und Schiller: nur war es seltsam, daß Humboldt diesem den Rath gab, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, und daß dieser der Agamemnonübersezung gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Dem gegenüber steigerte sich jetzt ein anderes Verhältniß. Durch Schiller, und zwar zunächst durch die Horenangelegenheit, war Humboldt schon bei seiner ersten Anwesenheit in Jena mit Göthe in eine nähere Berührung gekommen. Er wie Körner gehörte unzertrennlich zu Schiller und hatte ein Recht, zu ihm zu gehören. Indem Göthe sich seit dem Herbst 1794 diesem vertraulich näherte, fielen ihm die beiden kritischen Freunde desselben wie von selbst mit zu. Mit Humboldt zumal, dem Anwesenden, sah er sich alsbald in derselben Weise in ein Verhältniß zweiter Hand gesetzt, wie Schiller zu Göthe's Freund und Gesinnungsgenossen, dem kunstverständigen Meyer. Die Einrichtung eines kritischen Tribunals bei der Horenredaction gab den äußeren Anlaß, daß Humboldt sein Urtheil auch über die Göthe'schen Arbeiten vernehmen ließ. Er erwarb ein noch größeres Recht dazu durch seine nicht erst von gestern datirende Bewunderung des Göthe'schen Genius, durch die Uebereinstimmung, in der er sich in Grundsätzen und Empfindungsweise mit dem Dichterpaare befand. Am

Wilhelm Meister zuerst wurde diese Uebereinstimmung erprobt. Das Urtheil Schiller's über den stückweise übersandten Roman war fast immer von Humboldt's Votum begleitet und unterstützt; beide Urtheile wurden in der Regel ausdrücklich von Göthe eingefordert. Besuche von Weimar nach Jena und von Jena nach Weimar beförderten die Verständigung und knüpften zugleich ein freundschaftliches persönliches Band. Durch Humboldt ward das Verhältniß zwischen Göthe und Wolf gestiftet. Ein weiteres Mittelglied bildete Humboldt's Bruder und das Interesse, welches beide Brüder den naturhistorischen und zwar zunächst den osteologischen Betrachtungen Göthe's schenken mochten. Der Idealismus, in welchem sich Humboldt und Schiller so durchaus begegneten, war jetzt kein Hinderniß mehr der Verständigung. Das universelle Interesse für alles Menschliche, die weiche und hingebende Empfänglichkeit, die Vielseitigkeit von Humboldt's Wesen und sein weitausgreifendes Wissen — dies Alles wiederum gab seinem Verhältniß zu Göthe einen desto breiteren Boden. Ueberall und in jeder Beziehung war Humboldt recht eigentlich der dritte Mann zu den beiden, halb Vermittler, halb Theilnehmer jener unvergleichlichen Freundschaft, welche zusammen mit den Meisterwerken der Dichtung eine Ehre der deutschen Literatur geworden und „den deutschen Namen verherrlicht hat.“

Und schon, als Humboldt nach Jena zurückkehrte, hatte sich diese Dichtersfreundschaft in der auffälligsten und wunderlichsten Weise der Welt fühlbar gemacht. Als eng verbundene Kampfgenossen, in gleicher Rüstung, ununterscheidbar, hatten sie eine Wolke von Pfeilen unter das literarische Publicum geschickt. Uebermüthig und kampflustig, wie Jugend ist, hatte sie ihre junge Freundschaft gemacht. Sie hatten ihre gemeinsamen ästhetischen, sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu spizen Epigrammen, zu poetisch-polemischen Sentenzen ausgemünzt und sie als Gastgeschenke unter die Menge gestreut. Den Chorizonten zum Trotz hatten sie in den Xenien sich so eng „in einander verschränkt,“ daß selbst der verbündete Scharf- und Spürsinn Humboldt's und Wolf's bei dem Sonderungsversuche fehlschoß. Höchlich erbaut, wie Humboldt von den Xenien war, konnte er den Freunden bereits berichten, welchen Lärm die unerbetenen Geschenke draußen in der Welt gestiftet und wie gut es mit der Absicht gelungen sei, „Furcht und Hoffnung

unter den Autoren zu verbreiten.“ Er sollte bald eine reifere und köstlichere Frucht der Verbindung Göthe's mit Schiller entstehen sehen. Göthe war jetzt der Productivere. Seine Schöpfungskraft schien neue Nahrung aus der Verührung mit einem von dem seinigen so verschiedenen geistigen Leben geschöpft zu haben. Sich und den Genossen ermunterte er zur rüstigsten und edelsten Thätigkeit. „Denn nach dem tollen Wagstück mit den Kenien,“ schrieb er an diesen, „müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“ Nicht wenig trug zu solcher Freudigkeit die beifällige und verstehende Theilnahme der beiden Männer bei, die ihm Schiller's Freundschaft mitbescheert hatte. Von Körner's zustimmenden Urtheilen wurde er beständig durch diesen unterrichtet. Humboldt sprach seinen Beifall unmittelbarer gegen ihn selbst aus. Er hatte seinem Entzücken über die liebliche Idylle Alexis und Dora, im letzten Schiller'schen Musenalmanach, in einem eigenen Briefe an Göthe Worte gegeben. Er suchte jetzt, bald nach seiner Ankunft in Jena, bei Gelegenheit einer Reise nach Erfurt, Göthe persönlich in Weimar auf. Körner's ausführliche Beurtheilung des nunmehr vollendeten Wilhelm Meister war diesem inzwischen von Schiller mitgetheilt worden. Sofort wurde sie für Humboldt zum Anlaß, auch seine, von der Körner'schen in einigen wesentlichen Stücken abweichende Auffassung des Romans dem Dichter in brieflicher Ausführung darzulegen. Göthe war ganz Freude und Dankbarkeit. Wiederholt sprach er es gegen Schiller aus, wie „tröstlich und erquicklich“ es ihm sei, solche „theilnehmende Freunde und Nachbarn“ zu haben, denen man in „Neigung und Einsicht“ so rein und nahe sich verbunden fühle. Aus dieser Stimmung nun sollte das Beste erwachsen, was wir den späteren Jahren des Dichters verdanken. Schon waren die drei ersten Gesänge jenes unvergleichlichen Gedichts niedergeschrieben, dessen Schönheit die Anmuth von Vosses Luise weit in den Schatten stellen sollte. Humboldt und Schiller waren die Ersten, deren Bemerkungen der Dichter über diesen Anfang von Hermann und Dorothea sich erbat. Und nun, gegen den Ausgang des Winters, siedelte Göthe sich förmlich nach Jena über. Es war mehr Bewegung und Leben in dem

kleinen Musenort als je. Auch Humboldt's Bruder hatte sich eingefunden und theilte, so schreibt Göthe selbst,¹⁾ wie ein reiches Cornu copiae seine Gaben mit Liberalität mit; Fichte war eifrig über einer neuen Darstellung seiner Wissenschaftslehre, Wilhelm Schlegel übersezte am Shakspeare, Humboldt am Aeschylus. In dem Gedränge dieser Bestrebungen, wozu für Schiller noch mancherlei Familienbesuche kamen, fand sich dieser in seiner weitangelegten Arbeit am Wallenstein eher gehemmt als gefördert. Nur in den theoretischen Gesprächen, die sich über seinem werdenden Trauerspiel und dem Göthe'schen Epos über die Natur beider Dichtungsarten ergaben, vermochte er lebhaft einzugreifen. Aber Göthe, in der ganzen Mächtigkeit und Elasticität seines Geistes, gab sich allen jenen Anregungen hin und zog sich doch gleichzeitig in den Mittelpunkt seiner Kraft zurück. Von Alexander von Humboldt ließ er sich in das chemische, physicalische und physiologische Gebiet hinüberführen; an Wilhelm's Agamemnonübersezung nahm er Antheil wie nur irgend ein Zweiter an dem Werk eines Andern Antheil nehmen kann; — zwischenim vollendete er mit wunderbarer Leichtigkeit und wie im glücklichsten Wurf des Genie's sein episches Meisterwerk. Humboldt sah es unter seinen Augen entstehen, er hörte es aus dem Munde des Dichters. So rund und vollendet, wie es der Hand des Meisters entsprungen war, gab es der Kritik wenig Fläche. Hier hatte man zu lieben und zu bewundern, nicht zu tadeln oder zu bessern. Und doch war gerade Humboldt derjenige, der dem Gedichte in dem einzigen Punkte nachhelfen konnte, wo es fremde Hülfe ertrug und bedurfte. Er wurde zum metrischen Beirath für die letzte Feile, die der Dichter seinem Werke ertheilte. In Weimar, wohin Humboldt Göthe'n zurückbegleitete, ward „ein profodisches Gericht“ über die letzten Gefänge abgehalten; noch in Berlin, wohin jener Ende April 1797 abgegangen war, hatte er mit kritischem Auge den Druck des Ganzen zu überwachen; er konnte sich nicht satt daran lesen und nicht satt darüber aussprechen: noch einmal äußerte er sich umständlich von hier aus in einem Briefe an Göthe.

Viel tiefer noch und nachhaltiger indeß haften in seinem Geiste die Eindrücke, die er diesmal in Jena empfangen hatte. Als er es

1) An Knebel, Briefwechsel mit Knebel I. 143.

verließ, blickte Schiller nicht ohne Wehmuth auf das Verhältniß mit ihm als auf ein „beschlossenes“ zurück, welches „nicht mehr wiederkommen könne.“ Als ein unvergängliches faßte es Humboldt. In seinem Gemüthe bewegten sich unaufhörlich die Bilder aus dem Kreise des Jenaer Lebens. Fort und fort, und je weiter, desto vernehmlicher, klang ihm Schiller's ideenreiches Gespräch nach. Fort und fort stiegen vor ihm die Gestalten des Göthe'schen Gedichtes auf, das er durch die eingehendste Theilnahme sich zu eigen gemacht hatte. Er hatte aus Schiller's Gesprächen die reinste und höchste Ansicht der Dichtkunst: aus Göthe's Gedicht die unmittelbare Erscheinung einer echten und vollendeten poetischen Natur davongetragen. Beides fügte sich zu einem Ganzen zusammen. Endlich war der Moment gekommen, wo er über einer Ausführung die Bedenken vergessen konnte, die ihm bisher so oft alle literarischen Projecte immer wieder aus der Hand gespielt hatten. Die Macht der Einflüsse, die er noch zuletzt in Jena erfahren hatte, machte alle seine Reflexionen und alle seine Vorsätze zu Schanden. Er hatte die Idee einer Charakteristik der damaligen Zeit noch in Jena nicht aufgegeben. Er hatte daneben den Plan einer „vergleichenden Anthropologie“ gefaßt. Er hatte weiterhin mit Körner ein gemeinschaftliches Werk verabredet, welches psychologisch-kritische Zergliederungen und Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur enthalten sollte. Von alle dem steckte etwas in der Arbeit, die ihm endlich zu Stande kam: aber sie war in erster Linie eine viel natürlichere und einfachere Frucht seines Lebens in dem Denken und Dichten Schiller's und Göthe's. Ein Jahr war vergangen, seit er diesen die Hand zum Abschied gereicht hatte; von Jena war er nach Paris verschlagen: da auf einmal überraschte er die Freunde durch ein Manuscript. Es war ein Buch wie sonst seine Briefe gewesen waren, — ein umfassendes Werk „Ueber Göthe's Hermann und Dorothea.“¹⁾

Wie gesagt: von allen seinen früheren Plänen war etwas in dieses Werk eingegangen. Hermann und Dorothea war ihm an die Stelle des Reineke Fuchs, der Luise von Bof, ja an die Stelle des Pindar getreten. Hier ward wenigstens Eine solche psychologisch-

1) Das Buch erschien unter dem Titel „Aesthetische Versuche. Erster Theil.“ Braunschweig 1799. Jetzt in den G. W. IV. 1. ff.

kritische Zergliederung gegeben, wie sie Körner und Humboldt gemeint, wie Beide sie in ihren Briefen über einzelne Stücke Schiller's und Göthe's wirklich zu geben gewohnt gewesen waren. Hier wurden Züge jener Vergleichung zwischen den Alten und Modernen ausgeführt, welche in der „Charakteristik des griechischen Dichtergeistes“ zu einem Bilde hatten vollendet werden sollen. Nur ein Segment war dies Werk von der beabsichtigten Charakteristik des Jahrhunderts, und es war voll von den Ideen, die zu einer vergleichenden Anthropologie zu verarbeiten Humboldt den Einfall gehabt hatte. Alle seine literarischen Pläne hatten endlich in diesem Werke eine Form: mehr als das, es hatte alles dasjenige darin einen Ausdruck gefunden, was in letzter Instanz jenen Plänen zu Grundlage lag. In dem Brief, worin er Schiller'n die Idee und Tendenz seiner geschichtsphilosophischen Einleitungsschrift auseinandersetzte, hatte er sich weitläufig über seine dermaligen höchsten Gesichtspunkte ausgelassen: es sind dieselben Gesichtspunkte, aus denen er in der Einleitung zu der gegenwärtigen Schrift, die Haltung derselben motivirt. Der „ästhetische Versuch“ über Hermann und Dorothea giebt uns eine Anschauung Humboldt's nach seinem Hindurchgehen durch die Schule der Alten und durch die Schule des Schiller-Göthe'schen Aestheticismus, wie uns der politische Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit den Verfasser vor diesem Hindurchgehen kennen lehrte. Beide Schriften beschließen und ziehen eben damit die Summe je einer Epoche der Humboldt'schen Bildung. Die neue wie jene ältere Schrift ist interessant durch ihre wissenschaftlichen Resultate: interessanter durch den Einblick, den sie in die Individualität, in das Gedanken- und Empfindungssystem ihres Urhebers gewährt.

„Von welchem Gegenstand man immer reden mag,“ so heißt es in der Einleitung unserer Schrift, „so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen.“ Eben darauf nun richtet sich auch die Besprechung des Göthe'schen Gedichts. Der Standpunkt derselben ist der humanistische, oder näher der anthropologisch-pädagogische und geschichtsphilosophische. Ihren Mittelpunkt bildet „die Bildung des Menschen,“ des Einzelnen, wie des Geschlechts. Das Gebäude, zu dem sie einen Stein tragen will, ist die Ergründung dessen, was in dem Brief an Schiller „das Bild der Menschheit“ hieß, ist, wie

es jetzt ausgedrückt wird, „die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt.“ Aus dem, was im Wesentlichen die Transcendentalphilosophie und aus dem, was im Wesentlichen die Geschichte leistet, fügt sich für Humboldt die Idee einer Wissenschaft der Wissenschaften zusammen: die Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß,“ als deren praktischer Ausläufer sich sofort eine „philosophische Theorie der Menschenbildung“ darstellen würde. Dies, der vorgestellte Ausdruck von Humboldt's eiguem Wesen und Streben, wäre die eigentlich Humboldt'sche Wissenschaft gewesen. Die Schwierigkeit, und wir dürfen hinzufügen die Unbestimmtheit derselben hat es ihm unmöglich gemacht, sie selbst aufzustellen. Aber im Miniaturbilde und auf bestimmt beschränktem Raume führte er sie später in seiner Sprachphilosophie aus. Auf ihr als auf einer imaginären Grundlage ruhte für jetzt dieser „ästhetische Versuch.“ In seinem eigenen Leben und in seinem Innern hatte sie gewissermaßen Existenz. Hier war das individuelle und unsichtbare Centrum, von dem aus, in Ermangelung einer solchen Wissenschaft, die Schrift über Hermann und Dorothea Licht und Einheit empfing. Es war so, wie er an Wolf schrieb, er habe die Idee dieser Schrift „an alle Theile seines Gedankensystems gehalten, und sie nirgends in Disharmonie gefunden.“

Nur ein Zweig nun aber jener Wissenschaft, jenes großen Desideratum, um mit Bacon zu reden, auf dem Globus intellectualis, ward von Humboldt jetzt vorgewiesen. Nur die zuletzt am stärksten in ihm selbst ausgebildete Seite drängte sich, zur Darstellung reif geworden, hervor. Es galt der Aesthetik. Seine nähere schriftstellerische Absicht war, „das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufzusuchen“ und „bis auf die höchsten Principien der Elementar-Aesthetik zurückzugehn.“ Er wollte „den gesammten Vorrath seiner Ideen“ über die Aesthetik „zu einem soviel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch ordnen.“ Nur daß ihm freilich auch hier ein Größeres vorschwebte, als was er selbst geleistet zu haben sich bewußt war. Ein engeres Desideratum ist ihm eine „vollständig durchgearbeitete Aesthetik, 1)“ die mit den Ansprüchen eines

1) G. W. IV. 147. 268 — 269.

echten Kunstsinns zusammenstimmt.“ Eine Aesthetik also — zu diesem Einfall wird man geneigt sein — wie wir sie seit den Hegel'schen Vorlesungen wirklich zu besitzen meinen. Aber schwerlich, daß Humboldt diese als die Realisirung seines Wunsches würde anerkannt haben. Von Neuem stoßen wir hier auf die Kluft, welche die nachkantische Philosophie von der Humboldt'schen Vorstellungsweise trennt. Die Letztere steht auf demselben Boden mit der Denkweise und der Dichtung der Schiller und Göthe: die Erstere schwebt über diesem Boden in der Luft. Auch in der gegenwärtigen Schrift wieder, wie in dem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied taucht die Idee auf, daß im Grunde der Geist der Natur und der Geist der Menschheit nur Einer und derselbe sei,¹⁾ und dem Göthe'schen Dichten ist diesmal ausgesprochenermaßen dieses „große Ideal“ abgeschaut; denn auf die Darstellung dieses Ideals und seiner Formen sei mit aller Kraft jenes Dichten hingerichtet. Aus derselben Quelle nun floß die Vorstellung, welche die Systeme Schelling's und Hegel's beherrscht. Der Sache nach spielt Humboldt die Vermittlerrolle zwischen unseren klassischen Dichtern und unserer nachklassischen Metaphysik. Anekdoten freilich steht Schiller in dieser Rolle da, und nur Er, in der That, beeinflusste factisch die Entwicklung unserer Philosophie. Es ist eine merkwürdige Stelle in den Hegel'schen Vorlesungen über Aesthetik, worin das Geständniß dieser Abhängigkeit gemacht wird. Die Einheit des Geistigen und Natürlichen — heißt es an dieser Stelle —,²⁾ welche Schiller als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßt und durch Kunst und ästhetische Bildung in's wirkliche Leben zu rufen unablässig bemüht gewesen, sei durch Schelling sodann als Idee selbst zum Princip der Erkenntniß und des Daseins gemacht worden. Das Geständniß dieser Abhängigkeit ist nicht merkwürdiger als der bestimmte Ausdruck der Differenz. Dieselbe Differenz aber scheidet Humboldt von den beiden Hälften der Speculation. Er nämlich hütete sich wohl, jenes große Ideal, dessen Formen er von den Dichtern ausprägen sah, zur „Idee“ dieses Ideals zu verflüchtigen oder zum metaphysischen Begriff des Absoluten in's Leere zu zeichnen. Es hatte Wirklichkeit für ihn in der schöpferischen Kraft

1) N. a. D. S. 140.

2) Werke, Bb. X. Abth. I. S. 80. zweiter Aufl.

und in den Schöpfungen des Dichters. Es lebte ihm als Princip der Wahrheit in dem lebendigen Menschen. Hier ebendeshalb geht auch die Hegel'sche Aesthetik andere Wege, als diejenige, deren Ausbau Humboldt desiderirte. Jene leitete nummehr rückwärts den Begriff des Schönen aus dem zum metaphysischen Begriff sublimirten Wesen, aus der zur „Idee“ erhobenen Energie der Kunst und des künstlerischen Menschen ab. Dagegen, umgekehrt, Humboldt glaubte der Natur des Schönen nur beikommen zu können, wenn er sich fest auf den sicheren Boden des menschlichen Wesens stellte. Wenn er das, was er selbst jetzt leistete, doch nur als ein „Fragment“ einer erst zu hoffenden Aesthetik bezeichnete, so war es, weil die Aesthetik, welche er meinte, ein festgefügted Glied jener höchsten Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß“ sein mußte. Das Eine, was er von ihr verlangte, hat in ihrer Weise die Hegel'sche Aesthetik geleistet. Er verlangte, daß sie, was die Dichtkunst anbetrifft, „ebensowohl die verschiedenen Dichternaturen als die verschiedenen Dichtungsarten darstellen und würdigen“ solle. Aber er verlangte zweitens — und wo ist in der „absoluten“ Metaphysik, wir sagen nicht die Worte, aber der Sinn für diese Dinge? — er verlangte, daß sie die Kunst „immer auf den Menschen und sein inneres Wesen beziehen“ und sie ebendamit „mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen“ müsse. Nur den Menschen hat, nach Humboldt, alle Philosophie zum Endzweck. Nur den Menschen auch die Aesthetik. Hier ist daher auch der Coincidenzpunkt von Aesthetik und Moral. Nur für denjenigen ist jene, „der durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht.“ Und niemals, so fügt er, umgeben von den Zuständen des revolutionirten Frankreich, und im Sinne der von Schiller geforderten „ästhetischen Erziehung“ hinzu — niemals war es nöthiger, „die inneren Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äußeren der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarem Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen.“

Daß es demnach Kant und Schiller sind, auf denen die ästhetischen Ausführungen unserer Schrift beruhen, bedarf kaum der Bemerkung. Des Verfassers allgemeiner Standpunkt ist der transcendente. Er würde polemisirt haben gegen die metaphysische Aesthetik,

wenn eine solche schon existirt hätte. Er polemisirt um so mehr gegen den damals noch geltenden Objectivismus der Aesthetik und findet den Grundirrtum aller bisherigen falschen Raisonnements über ästhetische Dinge darin, „daß man im Object aufgesucht hat, was allein im Subject verborgen ist.“ Stimmt er aber hierin mit Kant wie mit Schiller überein, so unterscheidet ihn von Beiden die ausschließliche Aufmerksamkeit auf die Eine Gemüthskraft, welche die Quelle künstlerischer Wirkungen ist. Schiller hat es in den ästhetischen Briefen mit dem allgemeinen Wesen des Idealschönen zu thun, und seine Absicht geht dahin, dasselbe als identisch mit dem Ideal-Menschlichen darzustellen. Kant, in der Kritik der Urtheilskraft, hat es mit dem Verhältniß des Schönen und Erhabenen und des Gefühls, als des Organs für dieselben, zu den Kräften des Erkennens zu thun. Humboldt ist vor allem für die Genesis des Kunstschönen, für den im Gemüthe des Künstlers und des Poeten vorgehenden Proceß interessirt. Sein Auge, das ohnehin gern in die dunklen Tiefen der Menschennatur sich senkt, ist daher fest auf „die geheimnißvollste unter allen menschlichen Kräften“ gerichtet. Die Einbildungskraft zu studiren, ihr mit Begriffen näher zu kommen, aus ihr das Wesen aller Kunst abzuleiten, das ist sein Endzweck. Wäre Kant von demselben Interesse geleitet gewesen, so würden wir eine Kritik der Einbildungskraft statt einer Kritik der Urtheilskraft besitzen. Wäre nicht sowohl die ästhetische Erziehung als die ästhetische Production das Ziel von Schiller's philosophischer Hauptschrift gewesen, so würde sein „Spieltrieb“ sich bestimmter auf die schöpferische Kraft der Phantasie bezogen, vielleicht mit dieser Platz und Namen gewechselt haben. Weniger auf den Begriff, als auf die Entstehung des Schönen, weniger auf die Beurtheilung als auf die Erzeugung desselben aufmerksam, nimmt Humboldt eine mittlere Stelle zwischen dem ein, was Schiller und dem, was Kant entwickelt hatte. Wie aber diese Einbildungskraft bei Kant eine viel wichtigere Rolle spielt als bei Schiller, so geräth er dabei zu jenem in eine viel größere Nähe als zu diesem. Zwar er geht aus, wie immer, vom ganzen Menschen und stellt sich so zunächst in den Umkreis der Schiller'schen Anschauung. Diese, nur wenig verschoben, erkennen wir in den ersten Sätzen seiner ästhetischen Deductionen. Drei allgemeine Zustände nämlich unserer Seele gebe es, in denen allen freilich ihre sämmtlichen Kräfte gleich

thätig seien, aber doch in jedem je Einer als der herrschenden untergeordnet. „Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloßer Erfahrungskennntnisse oder mit dem Auffuchen von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so, als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.“ Von diesen Sätzen jedoch führt nun sofort der Weg zur Einbildungskraft und damit mitten in die Paragraphen der Kritik der Urtheilskraft. Jener letzte Zustand nämlich kann nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, „welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist“ oder welche es vermag, wie er früher einmal in einem Briefe an Schiller es ausgedrückt hatte, „das Incompatible zugleich festzuhalten.“ Die Kunst daher ist „die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen“ oder, wie abermals eine Stelle des früheren Briefwechsels mit Schiller sagte, „das Vermögen, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen.“ Und weiter. Der Künstler, indem er dies thut, verwandelt die Wirklichkeit in ein Bild, hebt die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, idealisirt sie. Er tilgt, heißt das, alle Zufälligkeiten an ihr, macht jeden Zug an ihr von dem andern, das Ganze nur von sich selbst abhängig, stellt eine Einheit her, die nicht eine Einheit des Begriffs, sondern der Form ist. Das Idealische ist, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann. Zugleich mit der Idealität wird aber so auch Totalität erreicht und von Einem Punkte aus die ganze Welt aufgeschlossen. Denn es ist die Macht der Einbildungskraft, wie die Zufälligkeit der wirklichen Welt, so ihre Beschränktheit und Getrenntheit aufzuheben. Beides, Idealität und Totalität, hängt unmittelbar zusammen, ja, ist identisch.¹⁾

Ist nun dies der principielle Kern der Humboldt'schen Aesthetik, so lehrt ein flüchtiger Blick, wie Kantisch, bis auf die Worte Kantisch derselbe ist. Wir erinnern uns leicht, wie Kant das Kunstschöne als die „Darstellung einer ästhetischen Idee“ definiert und wie eine solche Idee ihm „eine Vorstellung der Einbildungskraft ist, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein Begriff adäquat sein kann.“

1) §. III.—XI., a. a. D. S. 17 ff.

„Die Einbildungskraft nämlich“ — so heißt es in der Kritik der Urtheilskraft, noch übereinstimmender mit den Humboldt'schen Sätzen, — „ist sehr mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche giebt,“ welcher Stoff von uns „zu etwas Anderem, nämlich dem, was die Natur übertrifft, verarbeitet werden kann.“ Die Dichtung, heißt es bei Humboldt, „schafft Individuen in Ideale um“ und führt die Natur, „in das Land der Ideen“ hinüber, sie schlägt eben dadurch die Saite im Menschen an, die nicht aus dieser sinnlichen Welt stammt, sie „flößt die höchste und schönste Begeisterung zu großen Thaten ein,“ aber nur „indem sie den Menschen sich selbst giebt, schenkt sie ihn der Welt.“ Der Alte vom Königsberge sagt dasselbe in seiner Weise. „Die Dichtkunst,“ heißt es in der Kritik, „stärkt das Gemüth, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von sich selbst weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet, um sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen.“

Aber verlassen von Kant sah sich nun Humboldt sofort in denjenigen Partien der Aesthetik, in denen allein später Herder in seinem prätentiosen Ausfall gegen den Kriticismus ein scheinbares Uebergewicht über den großen Denker behauptete. Ein weites Feld stand demjenigen offen, welcher die Kant'schen Elementarsätze zu concreter Kunstbetrachtung hinüber führen wollte. Es handelte sich um die Ableitung der verschiedenen Künste, um die Motivirung der verschiedenen Dichtungsgattungen, um die Charakteristik der mannigfachen ästhetischen Stimmungen und Naturen. Ein Theil dieser Aufgabe lag geradezu und unabweislich auf Humboldt's Wege, einen anderen zog er absichtlich herbei. Er mußte sich über das Wesen des Epos und der Idylle erklären, und er wollte sich über den Unterschied dieser von den übrigen Dichtungsarten, über den Gegensatz der alten und der modernen Dichtung, über die verschiedenen Richtungen innerhalb der letzteren erklären. Bei einigen dieser Punkte nun war er ganz auf sich selbst angewiesen. Er war es namentlich bei der Ableitung der verschiedenen Dichtungsgattungen; denn Schiller, in seinem letzten großen Aufsatz, hatte nur gelegentlich und nur zum Behufe der Charakteristik der sentimentalischen Dichter von der Eigenthümlichkeit mehr noch des idyllischen, satirischen und elegischen

Stils als der verschiedenen Gattungen dieses Namens gesprochen; er war überhaupt dem Wunsche Humboldt's nicht nachgekommen, „die naive und die sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriffe abzuleiten.“¹⁾ Zu dem Letzteren nun, zu der Aufstellung wenigstens des allgemeinen Begriffs der Poesie, war Humboldt an der Hand Kant's fortgeschritten. Die Eintheilung in die verschiedenen Gattungen blieb noch übrig. Kantisch wiederum mußte der Grund dieser Eintheilung in der Natur der dichterischen Einbildungskraft, nicht etwa in dem Objecte, gesucht werden. Analog dem bisherigen und analog dem Schiller'schen Verfahren, stets den ganzen Menschen vor Augen zu haben, mußte diese transcendente Deduction eine breitere anthropologische Basis bekommen: es mußte gleichzeitig auf die verschiedenen Zustände der Seele reflectirt werden. Aus der Annahme solcher „Seelenzustände“ hatte Humboldt sich zu dem Begriff der Kunst und Poesie überhaupt den Weg gebahnt. Er geht jetzt denselben Weg, um für den Unterschied des Epos von den übrigen Dichtungsgattungen eine Unterlage zu gewinnen. Es giebt, so behauptet er, zwei specifisch verschiedene Zustände im menschlichen Gemüth, den Zustand „allgemeiner Beschauung“ und den „einer bestimmten Empfindung.“ Aus der Wechselwirkung der dichterischen Einbildungskraft mit dem einen oder dem andern dieser Gemüthszustände entspringt auf der einen Seite die epische, auf der andern die im weitesten Sinne lyrische Dichtung, der auch die Tragödie zugehört. Aus der sorgfältigsten Analyse der beiden zusammenwirkenden Factoren, der beschauenden Gemüthsstimmung und der auf sie bezogenen Einbildungskraft, gewinnt er endlich die Definition des epischen Gedichts. Es ergiebt sich, daß dasselbe „eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt.“

Durch dieses Verfahren nun, es ist wahr, gelingt es unserem Verfasser in hohem Grade, das epische Gedicht nach allen Richtungen hin in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Es gelingt ihm schon weniger mit der Tragödie. Kaum bedürfte es indeß dieser letzteren Erfahrung, um uns gegen die Stichhaltigkeit dieser ganzen

1) Briefw. S. 266.

Deductionsweise mißtrauisch zu machen. Wem gelingt es nicht am Ende, sich einen solchen Zustand gleichmüthiger Seelenstimmung vorzustellen, mit welcher die Seele, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit auf alle Punkte gleichmäßig vertheilt? — einen Zustand, dessen Merkmale also Parteilosigkeit und Allgemeinheit, Objectivität und Umfang der Ansicht wären? Wer jedoch wäre überzeugt, daß dieser Zustand ein in der Natur des Menschen nothwendig sich abscheidender, durch seinen eignen Begriff sich begrenzender, unwidersprechlich sich ankündigender wäre? Das Humboldt'sche Bestreben, die Dichtung und ihre nothwendigen Arten aus dem vollen und lebendigen Menschen zu deduciren, ist das lobenswertheste. Aber es mißlingt. Die harten Scheidungen, denen wir bei Kant überall begegnen, die Trennung des Menschen in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft ist ohne Zweifel abstract, aber sie legitimirt sich in all' ihrer Schärfe durch die innere Nothwendigkeit des Begriffs. Die Humboldt'schen Scheidungen sind ohne Zweifel concret, aber bei der sorgfältigsten Umständlichkeit, womit sie vorgenommen werden, bleiben sie unrein und stumpf, sie treffen und schneiden nicht — um mit Platon zu reden, — κατ' ἀρδρα ἢ πέφυκεν. Die Wahrheit ist: seine Untersuchungen sind fein und gehaltreich, aber sie leiden an einer gewissen Unbeholfenheit. Wo Kant ihn im Stich läßt und wo Schiller ihm nicht vorgearbeitet hat, gelangt er selten zu reinen und leicht faßlichen Ergebnissen.

Schiller aber hatte ihm vorgearbeitet in einer Reihe einzelner Bestimmungen und vor Allem durch den glücklichen Griff der Gegenüberstellung des naiven und des sentimentalen Dichtercharakters. In die Bahn der Schiller'schen Ideen daher lenkt Humboldt mit seinen ästhetischen Sätzen, so oft er irgend in ihre Nähe geräth. Er modificirt wohl gelegentlich die Bestimmungen Schiller's, er bereichert sie durch concrete Ausführungen, er giebt ihnen erweiterte Anwendungen, er rangirt sie endlich unter andere Gesichtspunkte und kreuzt sie durch seine eigenen Bestimmungen: im Ganzen jedoch haben sie völlig von seiner Anschauung Besitz genommen. Es ist eine Schiller'sche Aneidung, die er verfolgt, wenn er musikalische und plastische Poesie einander gegenüberstellt. Von Schiller adoptirt er die Charakterbezeichnung der alten als naiver, der modernen als sentimentalischer Dichter. Wie Schiller erläutert er diese Differenz an Homer

und Ariost. Wie Schiller hebt er die Verwandtschaft Göthischer Dichtung mit dem naiven Genus hervor, erkennt er die Verbindung an, in welcher das Naive bei Göthe neben dem Modernen und Sentimentalen auftritt. In sichtbarer Anlehnung an den Schiller'schen Satz, daß die Poesie bestimmt sei, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, sagt er von dem Dichter von Hermann und Dorothea: was derselbe erstrebt und erreicht habe, sei „Darstellung des ganzen Menschen in seiner äußeren Gestalt und seinem inneren Wesen“ und zwar „Darstellung durch die Einbildungskraft.“ Mit Schiller coordinirt er die Satire und die Idylle, und in alter Uebereinstimmung mit ihm skizzirt er bei Gelegenheit der Idylle den Entwicklungsgang der Bildung des Menschengeschlechts als ein Ausgehen von der Uebereinstimmung mit der Natur, dessen endlicher Zweck es sei, reicher und gebildeter zu ihr zurückzukehren.

Mit voller Wahrheit und im Bewußtsein dessen, was er selbst Schiller verdankte, sagt Humboldt in seiner Vorerinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel, daß die beiden großen ästhetischen Abhandlungen jenes alles Wesentliche auf eine Weise enthielten, über die es niemals möglich sein werde hinauszugehn. Schiller machte in dem Briefe, den er in seinem und Göthe's Namen nach dem Empfange des Manuscripts über Hermann und Dorothea an den Freund abgehen ließ, diesem dasselbe Compliment. Er verhehlte ihm nicht, daß das Werk wegen seiner philosophischen Höhe für die poetische Praxis wenig Ausbeute gewähre. Die Erinnerung kam von dem Dichter, der der Speculation mehr und mehr den Rücken wandte, der auch in seinen theoretischen Reflexionen, wie er sie noch in dem letzten Winter gemeinschaftlich mit Göthe über das Charakteristische des Epos und der Tragödie angestellt hatte, mehr realistische Gesichtspunkte anfing in's Auge zu fassen. Sie bewog Humboldt dazu, in der Vorerinnerung vor seinem Werke zu erklären, daß er in der That mit seinem Philosophiren über die Kunst nicht dem Künstler, sondern dem Menschen und dem Philosophen in die Hand habe arbeiten wollen. Eben von diesem Gesichtspunkt aus hatte Schiller dem Manuscript jedes höchste Lob gespendet. Was immer künftig für die philosophische Theorie der Aesthetik werde geleistet werden: es werde den Humboldt'schen Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, es werde sich in jenem Werke gewiß

der Ort nachweisen lassen, in den es gehöre, und der es implicite schon enthalte. Das war viel, — es war, wie wir glauben, zu viel gesagt. Allein es war andrerseits zu wenig, es war lange nicht Alles gesagt. Das Beste an der Humboldt'schen Schrift war offenbar nicht der allgemeine, kunstphilosophische, sondern der specielle, auf Göthe und das Göthische Gedicht bezügliche Theil. Den Muth, seine ästhetischen Ueberzeugungen auszusprechen, den Muth zu schriftstellerischem Auftreten überhaupt hatte Humboldt nur dadurch bekommen, daß er hier durch etwas ganz Individuelles sich den Zugang zum Allgemeinen eröffnen, daß er von dem Allgemeinen immer wieder zum Individuellen zurückkehren konnte. Die Darstellung der ästhetischen Theorie legte sich herum um die Charakteristik eines einzelnen Werkes und eines einzelnen Dichters. Beides fiel zusammen, und nur hin und wieder sollten die allgemeinen theoretischen Sätze auf ein weiteres Feld hinübergreifen. Wie er ehemals die vollendete weibliche Form an dem Bilde der Here und Aphrodite charakterisirt hatte, so wurde ihm jetzt der Göthe'sche Dichtercharakter zum Träger der Kunstphilosophie. Bedingt freilich war dieses Verfahren durch eine Uebersteigerung des Werthes der Göthe'schen Dichtung. Durch eine optische Täuschung, die in der Beschaffenheit seines Auges lag, identificirte er das Ideal mit dem Individuum. Er verfuhr mit Göthe wie früher mit Schiller. Er erhob seinen Gegenstand in die Potenz des Absoluten, und maas ihn alsdann an dem idealen Maasstab, den er ihm selbst zum Theil erst entnommen hatte. Er ging davon aus, „daß dies Gedicht die allgemeine Natur der Poesie und der Kunst reiner als nicht leicht ein andres sich zum besondern Charakter aneignet,“ und er gelangte so zu einer Kritik, „die in dem einzelnen Beispiele zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert.“ Groß, in der That, war der Fehler in diesem Falle nicht. Am merklichsten mußte er sich in den eigentlich kritischen Partien fühlbar machen, und hier wiederholte sich daher dieselbe Erscheinung wie bei der Beurtheilung Schiller's: wenn das Ganze von vorn herein ein Ideal repräsentirte, so konnten die Ausstellungen nur entweder das Feinste und Einzelste, oder das Außerlichste und Nebenächlichste betreffen. Nicht ganz ohne Einfluß konnte jener Fehler auf die ästhetische Doctrin sein: er mußte in etwas die begriffliche Schärfe und Klarheit derselben abstumpfen. Aber er hörte beinahe

auf, ein Fehler zu sein in Betreff der Darstellung und Charakteristik Göthe's und seines Werkes, welche durch Liebe und Begeisterung mehr gewinnen mußten, als sie durch den Mangel nüchtrner Strenge verlieren konnten. Nie vielleicht ist ein Dichter und eine Dichtung so innig und zugleich so klar empfunden worden. Es verhält sich doch, wie Humboldt ausführt, daß dieses Epos „mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.“ Es ist so, wie er mit sichtlichem Anschluß an Lessing's Bestimmung des Unterschiedes von Dichtkunst und Malerei ausführt: innerhalb jener Verwandtschaft mit der bildenden Kunst macht Göthe zugleich die eigenthümlichen Vorzüge der Poesie geltend, sein Schildern der Gestalt nämlich „ist selbst eine Handlung und seine Handlung wird zur Gestalt.“ Mit Recht wird die hohe Objectivität des Gedichts hervorgehoben, und in der Verbindung dieser Eigenschaft mit schlichter Einfalt und natürlicher Wahrheit die Verwandtschaft desselben mit den Werken der Alten erblickt. Vortrefflich wird sofort entwickelt, was den Dichter dennoch von den Alten unterscheidet und ihn wieder ganz auf die Seite der Modernen stellt, wie er für einen geringeren Gehalt an sinnlichem Reichthum durch einen desto reicheren und tieferen Empfindungsgehalt entschädigt, und wie Beides in ihm harmonisch ausgeglichen erscheint. Denn, wie mit glücklichem Ausdruck gesagt wird: „von dem Menschen und der Natur malt er die Seele, aber sie immer gestaltet und lebendig.“ Vortrefflich wird ausgeführt, wie sich eben hierin endlich der eigenthümlich deutsche Charakter des Dichters offenbare, und es ist eine Stelle, an der wir uns nicht leicht satt lesen, die Stelle, in welcher zuletzt Gedicht und Dichter in Eine Charakteristik zusammengefaßt wird. „Denn“ — so heißt es nun — „wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offenes Auge verliehen hatte, Alles was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gebiegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so

durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von dem besten der Neuern durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige entstehen.“¹⁾

Es ist klar genug aus dieser Stelle, daß von der einnehmenden Wirkung, welche Hermann und Dorothea auf Humboldt ausübte, nicht wenig auf Rechnung des Inhalts kam. Bei der Beurtheilung des Gedichts kam offenbar dasjenige mit in's Spiel, was Schiller die Idiosynkrasie seines Empfindens nannte. Es ging ihm mit Hermann und Dorothea wie es ihm mit der Macht des Gesanges, mit der Würde der Frauen und mit dem Spaziergang gegangen war. In noch umfassenderer Weise rührte das Göthe'sche Gedicht an alles Beste und Tiefste seiner eignen Gedanken- und Gefühlswelt. Er ward zum Commentator jenes Gedichts, weil er die Quintessenz seines eignen Wesens darin in Poesie übersetzt fand. Unübertrefflich ist daher der Theil der Schrift, in welchem er, sinnig vertieft in die Gestalten des Dichters, dieselben mit sicherer Hand nachzeichnet. Unübertrefflich insbesondere die Exposition, die er von dem Thema des Gedichtes giebt. Er scheint nur seine eignen Gedanken, die uns bekanten immer wiederkehrenden loci seines individuellen Denksystems, auszusprechen, — er weicht dennoch kein Haar breit von dem Texte ab, den er commentirt. Es ist, nach Humboldt, die Menschheit und das Schicksal, was uns in dem Gedicht entgegentritt. Dasselbe behandelt die Frage, wie das allgemeine Ziel der Menschheit mit der natürlichen Individualität eines Jeden vereinbar ist? Und

1) A. a. O. S. 143. 144.

die Antwort, die Humboldt-Göthe'sche Antwort ist diese. Vereinbar ist Beides durch die Beibehaltung und Ausbildung unsers natürlichen und individuellen Charakters, dadurch, daß man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Die moralische Charakterbildung als die unerläßliche Grundlage politischer Cultur, die bildende Kraft des weiblichen Geschlechts, die fortschreitende Vereblung des menschlichen Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, — das sind die Themata, welche Humboldt mit Recht aus dem Göthe'schen Gedichte herausliest. Er ist gleich sehr von dem ästhetischen Werth wie von dem menschlichen Gehalt desselben ergriffen. Es erscheint ihm ebendeshalb als ein Absolutes, als ein Kanon und Organon zum Verständniß der Kunst und der Menschheit überhaupt. Der Urheber solch' eines Gedichts „ist in einem höheren Grade als irgend ein anderer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unserem Herzen sprach.“ Er ist ebenso ein Maximum dichterischer Vortrefflichkeit: „in keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“

Mit so unbedingter und so uneingeschränkter Bewunderung sprach Humboldt von Göthe. Das ganze Buch war nur eine Ausführung dieses Einen Textes. Der Name Schiller's war darin nicht zu finden. An Schiller nichtsdestoweniger fandte er das Manuscript und beauftragte ihn mit der Veröffentlichung desselben. Immer ist es uns als eins der unwidersprechlichsten Zeugnisse für die Reinheit und Liebenswürdigkeit von Schiller's Charakter erschienen, daß dieser die Schrift des Freundes mit vollkommen unparteiischer Billigung empfing. Er hatte allerdings auch Tadel darüber auszusprechen. Aber dieser Tadel bezog sich theils auf die Form, theils auf dasjenige gerade, worin er seinen Einfluß auf den Freund zu erkennen glaubte. Keine Spur von Empfindlichkeit war diesem Tadel beigemischt. Das, ohne Zweifel, war eine in der Literatur seltene Erscheinung. Aber seltsamer war es, daß Humboldt diese Gesinnung bei Schiller voraussetzte, nicht minder seltsam, daß er jetzt fast

mit denselben Worten den Dichtergenius Göthe's charakterisirte, mit denen er früher von dem Genius Schiller's gesprochen hatte. Zwei solche Ideale jedoch schienen nebeneinander nicht Platz zu haben. Die Art, wie jetzt Göthe als ein Non plus ultra poetischer Größe dargestellt wurde, war entweder eine Degradation Schiller's, oder es mußte ein Mittel ausfindig gemacht werden, den Zurückgestellten doch wieder so auszuzeichnen, daß die Priorität des Ranges zwischen Beiden unentschieden blieb. Am sichersten wäre dies erreicht worden, wenn Humboldt ein Schiller'sches Werk in derselben Weise analysirt hätte, wie jetzt das Göthe'sche. Allein der Wallenstein war noch im Entstehen begriffen, und als er vollendet war, hatte Humboldt seine ästhetisch-philosophische Epoche bereits hinter sich. Das Mittel, wodurch er den Cultus Göthe's mit seinem Schillercultus zu verbinden suchte, wodurch er seine alte Ueberzeugung rettete, daß „beide Dichter das Höchste erreichen können, ohne einander zu schaden,“ — dieses Mittel war künstlich und sah aus wie ein Verlegenheitsmittel. Die Kategorien des Naiven und Sentimentalen, des Antiken und Modernen reichten nicht mehr aus, nachdem Göthe als erhaben über diese Gegensätze war dargestellt worden. Es wurden Kategorien herbeigeholt von so apartem Aussehn, daß Schiller bekannte, er habe sie nicht deutlich eingesehn. Um die Schiller'sche Poesie unterzubringen und ihr eine höchste Stelle neben der höchsten zu vindiciren, handelt Humboldt — in einem Winkel freilich seines Werkes und ohne den Dichter namentlich zu bezeichnen — von der „Dichtkunst als einer redenden Kunst.“¹⁾ Er geht davon aus, daß die Poesie die Kunst durch Sprache sei. Die Sprache nun ist ihm, im weiten Abstände von seinen späteren Einsichten über das Wesen derselben, lediglich „für den Verstand da;“ sie „verwandelt Alles in allgemeine Begriffe.“ Eine Antinomie ergiebt sich auf diese Weise. Denn die Kunst „lebt nur in der Einbildungskraft“ und „will nichts als Individuen.“ Die Sprache — so wird dieselbe Antinomie formulirt — „ist das Organ des Menschen,“ die Kunst ist „ein Spiegel der Welt.“ Diesen Gegensatz nun vereinigt die Dichtkunst. Und zwar auf eine zwiefache Weise. Der Dichter kann entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst geltend machen, oder er

1) §. XIX. a. a. O. S. 59 ff.

kann die individuelle Natur der Kunst durch das Medium der Sprache geltend machen. Das Erstere ist der Fall, wenn er die inneren menschlichen Formen zu seinem Objecte wählt; dann nämlich findet er in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel, indem die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, sich an die Vernunft anzuschließen gezwungen ist. Und diese Gattung des Dichtens „ist der eigentliche Gipfel der neueren Poesie.“ Der Dichter, welcher so verfährt, ist in einem noch engeren Sinne des Wortes Dichter, als derjenige, welcher darauf ausgeht, die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. Er kann ein gleich großer Dichter sein, aber er „leistet mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag,“ er „wandelt mehr einen einsamen, von keinem anderen betretenen Weg.“ Nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter vermag dies. Es ist diese Dichtweise — dürfen wir hinzufügen — die Schiller'sche Dichtweise. Sie ist der Goethe'schen und ist insbesondere „der Gattung, zu welcher Hermann und Dorothea gehört, geradezu entgegengesetzt.“

Diese etwas künstliche Construction des Verhältnisses von Goethe's zu Schiller's Dichterwerth beruht, man sieht es, auf der gleichen Neigung für Beide. Mit seinem ganzen Wesen stand Humboldt gleichgetheilt zwischen beiden Dichtern: er war innerlich gezwungen, den Einen zu schätzen wie den Andern. Und diese Gleichschätzung ist ebendeshalb das Bleibende an jenem Constructionsvoruche. Sie hat bei Humboldt das ganze Leben hindurch vorgehalten. Sie sprach sich lange Jahre nachher in zwei Aufsätzen aus, welche er unmittelbar nach einander, den einen über Schiller, den andern über Goethe schrieb. Sie sprach sich aus in der Vor Erinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel und in der Recension des zweiten Bandes von Goethe's italienischer Reise, und mit Recht schrieb Humboldt an Caroline von Wolzogen,¹⁾ wie beide Aufsätze ein Ganzes ausmachten und in seinem eigenen Geiste zusammengehörten. Die Künstlichkeit dagegen, mit welcher er in der gegenwärtigen Schrift jene Gleichschätzung motivirte, war bedingt durch den die Schrift beherrschenden Plan, an einem individuellen Stoffe eine allgemeine Doctrin zu entwickeln. Diese Anlage brachte noch andere Inconvenienzen mit sich. — Sie

1) Literarischer Nachlaß von Caroline von Wolzogen II. 58.

gab der Form des Werkes abermals jene zwischen der künstlerischen und der prosaischen Darstellung, zwischen dem ästhetischen und didaktischen Vortrag unbestimmt schillernde Farbe. Von dieser Seite ist der ästhetische Versuch über Hermann und Dorothea das Mißlingenste von Allem, was Humboldt geschrieben hat. Durch ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Logischen und dem Aesthetischen hielt sich seine erste Schrift in einem sehr wohl lesbaren Tone. Das Uebergewicht des Aesthetischen machte die Horenaufsätze dunkel und schwer. Diesen Fehler zu vermeiden, verfiel er in der Schrift über Hermann und Dorothea in einen schlimmeren Fehler. Er wollte durchaus deutlich sein, und er wurde unerträglich breit; er wollte streng logisch und methodisch schreiben, und er schrieb pedantisch und scholastisch. Der beste Gehalt der Schrift bestand in dem reinen Nachempfinden dessen, was die Kunst überhaupt und was Göthe insbesondere darbietet. Durch die Bemühung, diesen Gehalt mit logischer Subtilität darzulegen, das Empfundene in analytischer Weise, erschöpfend, und so, daß nichts zurückbleibe, wiederzugeben, durch die beständig contrastirende Mischung von individueller Schilderung und genereller Reflexion, von Gefühlsausdruck und Schulmetaphysik wurde der Vortrag an vielen Stellen matt und an mehreren Stellen steif. Keine von allen Humboldt'schen Schriften ist so schematisch gearbeitet und so streng disponirt. Auf Uebersichtlichkeit ist die Eintheilung des Ganzen in Paragraphen berechnet. Der Gang ist vielleicht nicht der zweckmäßigste, aber er ist vollkommen symmetrisch und von logischer Kunstmäßigkeit. Ausgegangen wird von dem echt dichterischen Eindruck des Göthe'schen Gedichts. Durch diesen Eindruck motivirt sich der Plan, die Erörterung des Wesens der Dichtkunst mit der Schilderung des Charakters eben dieses Gedichts zu verbinden. In zwei Theile sofort gliedert sich diese Doppelaufgabe. Es gilt eine allgemeine, ästhetische, und es gilt zweitens eine specielle, technische Prüfung. Hermann und Dorothea, führt der erste Theil aus, ist ein echtes Kunstwerk und ein echtes Gedicht. Aus dem Begriff der Kunst wird der wahre dichterische Stil abgeleitet und von diesem der „Asterstil“ der Dichtkunst abgesondert. Die stufenweise fortschreitende Entwicklung des für die echte Kunst charakteristischen Begriffs der „Objectivität“ giebt sofort Gelegenheit, die Göthe'sche von der Schiller'schen Dichtweise, weiterhin den mehr

plastischen von dem mehr musikalischen, endlich den naiven von dem sentimentalischen Stil zu unterscheiden und so zuletzt das Feld genau zu begrenzen, in welchem der Dichter von Hermann und Dorothea mit Meisterschaft sich bewegt hat. Und es folgt der zweite Theil der Abhandlung: Hermann und Dorothea ist ein echtes Epos. Die subjectiv-genetische Definition des Wesens der Epopoe eröffnet die Untersuchung. Wieder werden darauf engere und engere Kreise gezogen. Es wird die epische von der lyrischen und tragischen Dichtung abgeschieden, es wird weiter die Grenze zwischen Epos und Idylle abgesteckt, von dem Epos das erzählende Gedicht getrennt, endlich das bürgerliche Epos im Unterschied von dem heroischen als der wahre Ort des Göthe'schen Werkes ermittelt. Aus dem festgestellten Begriff der Epopoe werden hierauf die einzelnen Gesetze dieser Gattung abgeleitet, an diesen Gesetzen der Reihe nach der Plan, die Charaktere, der Vortrag des Gedichts geprüft und aus der Uebereinstimmung mit ihnen die rein dichterische Totalwirkung desselben hergeleitet. Von dieser Wirkung war die ganze Schrift ausgegangen. Streng methodisch, mit einem „quod erat demonstrandum“ kehrt sie am Schluß zu diesem ihrem Anfang wieder zurück. Dieser enge Zusammenhalt aller Theile der Schrift brachte die Freunde in Jena von dem Versuche ab, dem Ganzen durch eine Uebersetzung aufzuhelfen; sie fürchteten, daß, wenn man erst anfinge, an dem Gebäude zu rücken, dasselbe „mehr geregt werden müßte, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte.“ Gerade jener streng methodische Gang aber, indem er ebenso allen didaktischen wie ästhetischen Forderungen entsprechen sollte, verfehlte Zweck und Wirkung. Nur die zu große Weitläufigkeit erkannte der Verfasser selbst als Fehler seiner Schrift. Vollständiger kamen die schriftstellerischen Mängel derselben in den Briefen der Freunde zur Sprache. Man kann sie nicht vollständiger einsehen und nicht treffender charakterisiren, als es von Schiller geschah. „Sie haben,“ schrieb er an Humboldt, „eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können.“ Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und popularisirt ist. „Es fehlt Humboldt,“ schrieb er noch eingehender an Körner, „an einer

gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen, und, in Rücksicht auf die ganze Tractation, an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind, als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht, und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein; man muß sie zerstreut zusammensuchen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheset, und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen.“

Ein so beschaffenes Werk konnte im Publicum keinen Effect machen: es ist bis auf den heutigen Tag eine Studie für den Litterarhistoriker geblieben. Schon die Freunde waren nur halb befriedigt und stellten dem Buche kein günstiges Prognostikon. Die Helden des Athenäums aber machten es zur Zielscheibe ihres Witzes: sie fertigten die langweilige Metaphysik und die pedantische Kunstkritik des Werkes mit einem spöttischen Xenion in Prosa ab. Sie, in der That, hatten begonnen, die Aesthetik und die ästhetische Kritik als ihr Monopol zu behandeln. Der jüngere Schlegel war mit einer Recension des Jacobi'schen Woldemar, einem Gegenstück der Humboldt'schen, als Humboldt's Rival aufgetreten. August Wilhelm war diesem mit einer ausführlichen Recension von Hermann und Dorothea zuvorgekommen. An Gründlichkeit und philosophischem Gehalt stand die Letztere der Humboldt'schen Arbeit nach; es war eben eine Recension und kein Buch. Die Wahrheit ist, daß sie gerade dadurch dem mühsamen und schwerfälligen Werke den Rang ablaufen mußte. Sie war in Grundsätzen und in der ganzen Auffassung des Göthe'schen Gedichts durchaus in Uebereinstimmung mit der Arbeit von Humboldt. Auch Schlegel wollte die Theorie der Dichtkunst und die Grenzbestimmungen der einzelnen Gattungen „aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths“ hergeleitet wissen. Aber er hatte die praktische und schriftstellerische Weisheit, die schwere Last dieser theoretischen Deductionen nicht an den dünnen Faden eines schönen Werkes der Phantasie anzuhängen. Er lud nicht das Publicum zum Genuß eines duftenden Straußes, um ihm einen systematischen Vortrag über Pflanzenkunde zu halten. Er bediente sich des unschätzbaren Vortheils, den der Historiker vor dem Philosophen voraus hat. Er interessirte den Leser für die Theorie des Epos, indem er sie an dem alten Homer sogleich anschaulich machte, und aus der

Geschichte der Dichtkunst die Sätze ableitete, die ein Blick in die Tiefen des menschlichen Geistes bestätigt. Auch er erklärte, wie Humboldt, daß die Kunst nicht sowohl eine Nachahmung, als eine „nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende Umgestaltung der Natur“ sei, auch er erklärte, daß Gleichgewicht und Maaß, Ruhe und Stätigkeit, Parteilosigkeit und Objectivität die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der epischen Dichtung seien; auch er stellte den Dichter von Hermann und Dorothea in Parallele mit den Sängern der Ilias und Odyssee; auch er zeigte auf die Kunst hin, mit welcher in dem Gedicht das Individuellste mit dem Allgemeinsten, das Alltägliche mit dem menschlich Höchsten und Wichtigsten verknüpft sei, wie der Standpunkt des Dichters der humanste, wie endlich sein Werk zugleich ein „vollendetes Kunstwerk im großen Stile“ und zugleich „faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig — ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend“ sei. Um es kurz zu sagen: er hatte — abgesehen von einzelnen feinen Bemerkungen Humboldt's — alles dasjenige bereits vorgebracht, was der gewöhnliche Leser aus dem Humboldt'schen Buche herauslesen konnte. Was in diesem mehr stand, war für den Künstler von geringem, für den Philosophen von mäßigem, für das Publicum von gar keinem Werthe, und es verlor für Alle durch die breite, steife, pointenkarge Form, in welcher es vorgetragen war. Wer freilich begreifen will, wie es möglich war, daß eine Recension wie die Schlegel'sche einer Dichtung wie die Göthe'sche auf dem Fuße folgen konnte, daß so richtige ästhetische Anschauungen in so zweckmäßiger Fassung das Erscheinen des edelsten Dichterwerkes unmittelbar begleiten konnten, den mag man zurückführen zu den Abhandlungen Schiller's und zu dem Buche Humboldt's. Denn wir sind hier an der Quelle der Einsichten und in der Werkstätte des Geistes, der in den kritischen Arbeiten der romantischen Schule sich nur faßlicher aussprach und weiter ausbreitete. Wie der Geist der speculativen Philosophie, so hatte der Geist der ästhetischen Kritik in der Verbindung des Kantianismus mit der klassischen Schiller-Göthe'schen Dichtung seine Wurzeln. An diesen Wurzeln aber selbst liegen die philosophischen und ästhetischen Bestrebungen Humboldt's. Sie sind für denjenigen, der der inneren Geschichte des deutschen Geisteslebens nachforscht, weitaus das Instructivste. Sie zeigen das Zusammen-

treffen jener beiden Factoren in seiner primitivsten, in noch unbeholfener und für eine öffentliche Wirkung noch nicht reifen Form. Eine neue Schicht aber der Literatur mußte sich über der klassischen erheben, um so tiefe Bestrebungen allererst für das Gemeinbewußtsein fruchtbar zu machen. Hier war es, wo die Romantiker und für die Aesthetik insbesondere die Schlegel als Vermittler eintraten. Humboldt hatte auch persönlich in nahen Beziehungen zu ihnen gestanden. Er hatte ihren Arbeiten wiederholt die ernstlichste Theilnahme bewiesen; er hatte bei seinem zweiten Jenenser Aufenthalt Beide aus der nächsten Nähe beobachten können. Er hatte die philologischen wie die ästhetischen Interessen mit ihnen gemein. Er begegnete sich mit ihnen in dem für Dichtung und Philosophie empfänglichen, an fremder Production sich nährenden Sinn. An Tiefe und Ernst, an Gründlichkeit und Stätigkeit war er ihnen unendlich überlegen. Sie dagegen hatten die rasche Fassung, die leichte Beweglichkeit, das glänzende Talent der Formung und Darstellung, sie hatten den Instinct des Effects und die Kunst der Pointe, — sie hatten Alles vor ihm voraus, was den Schriftsteller macht. Einen zweiten Lessing besaß die Nation nicht. Den Geistreichen und Vielgewandten daher fiel die Aufgabe und das Verdienst der Propaganda des neuen ästhetischen Geistes zu. Nicht lange jedoch, und dieser edle Geist entartete in dem lockeren und flachen Boden. Eine Asterpoesie und eine unechte Philosophie schoß auf. Man münzte Paradoxien zu Principien und emancipirte die Phantasie von der Zucht des Verstandes und des Gewissens. In befestigtem Gemüthe während dessen trug Humboldt den unverfälschten Geist der echten, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Forschung und Dichtung. Der Romantik gegenüber hielt er fest an dem Verstande jener Aufklärungsbildung, in die seine Jugend gefallen war. Er hielt fest an dem Moralismus, welcher den Kern der Kant'schen Philosophie bildete. Er hielt fest endlich an dem ästhetischen Ideal, das er in den Werken der Alten, und, vertieft und bereichert, in den Schöpfungen der beiden großen deutschen Dichter erblickt hatte. Es waren die besten Geister des achtzehnten Jahrhunderts, mit denen er sich erfüllt und in denen er sich befestigt hatte. Sie blieben die Leitsterne seines Lebens. Sie waren es, die ihm demnächst den Blick in die Tiefen einer Wissenschaft eröffneten, die bestimmt war, alle Strahlen seines Wesens in Einen Focus zu sammeln.

Dritter Abschnitt.

Reiseleben.

Aus Paris hatte Humboldt die Freunde mit jenem Werk über Hermann und Dorothea überrascht. Was war es, was ihn so weit von diesen hinweggeführt hatte?

Schon frühzeitig sahen wir ihn reiselustig. Schon 1792 wäre er bereit gewesen, zum zweiten Mal nach Paris zu gehn.¹⁾ Seitdem, und in Folge seiner auf das Alterthum und die Kunst gerichteten Interessen, ging seine Absicht auf Italien. Wiederholt erwähnt er dieses Plans in seinen an Schiller geschriebenen Berliner Briefen. Es war ihm nicht sowohl um unmittelbaren Kunstgenuß zu thun, da er hiezu seinen Kunstsinn zu wenig geübt fand. Er suchte dort, was er überall gesucht hatte: Lebens- und Bildungs bereicherung; sein Ziel war, was es immer gewesen war: der Mensch und das Menschliche. „Außerdem“ — so äußerte er sich gegen den Freund — „daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer schönen reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse

1) An Schiller S. 98.

Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegensehe.“ Die letzten Motive dieses Reiseprojectes waren somit keine anderen als diejenigen, welche seinen Studien zu Grunde lagen. Die italiänische Reise lag so gut wie die Beschäftigung mit den Alten, wie die Philosophie und die Naturwissenschaft, wie die Theilnahme an den Arbeiten unserer Dichter auf seinem allgemeinen Bildungswege. Dieselben Gesichtspunkte knüpften das Eine mit dem Anderen zusammen. Die Reise nach Italien war ebendeshalb nur Einer seiner Pläne. Er wollte überhaupt mit der Welt und den Menschen sich in die vielseitigste Berührung bringen. Seine Absicht war — und so hatte er es ja schon bisher gehalten — „nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten.“ Es war auch in ihm nicht wenig von jener durch wissenschaftliche Zwecke geadelten Wander- und Weltlust, von jenem modernen Entdeckungs- und Abenteuersinn seines Bruders. Nur daß Er dabei mehr die eigne Bildung als die Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft im Auge hatte. Wie ihn ein unersättlicher Wissensdurst, die Begierde „so viel als möglich zu sehen, zu wissen und zu prüfen“ an den Schreibpult fesselte, so trieb sie ihn über die Bücher hinaus, „der Menschen Städte“ zu sehn, ihren „Sinn und Sitte“ kennen zu lernen.

Aber Italien freilich lag weit; noch Manches lagerte sich vor die beabsichtigte Reise. Vorerst die Krankheit seiner Mutter. Wie seine Arbeitspläne, so verschob und derangirte dieselbe seine Reise- und Aufenthaltsprojecte. Nur um so stärker meldete sich die Lust zum Reisen. Er bedurfte es, sich von dem Druck seiner Berliner Situation zu erholen.¹⁾ Auch mit der Erholung indeß ließ sich ein höherer Zweck verbinden. Eine von Berlin aus intendirte Badereise verwandelte sich durch einen plötzlichen Entschluß in eine größere Excursion.²⁾ Es reizte ihn, jetzt noch, bevor er das Vaterland auf längere Zeit

1) Schiller an Körner III. 355.

2) An Wolf, G. W. V. 165; Schiller an Körner III. 343.

verließe, das nördliche Deutschland mitzunehmen, wohin er später nicht mehr zu gelangen hoffen durfte. Es reizte ihn der Wunsch, in diesen Gegenden eine Anzahl Menschen zu sehn und wiederzusehn, die ihm persönlich anziehend waren. Er wollte Jacobi, der sich jetzt in Wandsbeck aufhielt, noch einmal die Hand drücken. Er wollte Voß in Gütin kennen lernen, Voß, den Dichter, den Uebersetzer, den Kenner der Alten, den Freund J. N. Wolf's. In Gütin hoffte er auch Stolberg, er hoffte Klopstock und Claudius, und wie Viele sonst noch zu finden! Statt über Dresden nach Karlsbad reiste er daher am 4. August 1796 mit Frau und Kind über Stralsund nach Rügen, von da über Rostock und Lübeck nach Gütin, von Gütin nach Hamburg. Vor Allem auf Voß hatte er sich gefreut, und seine Erwartung ward nicht betrogen. Er fand den Dichter der Luise „feiner, zarter, poetischer“ als er ihn sich vorgestellt hatte. Was aber nicht fehlen konnte: den vortheilhaftesten Eindruck machte auf ihn Vossens Charakter und häusliches Leben; wie Jeder, der dem wackeren Holsteiner nahe kam, rühmte er, wie brav und edel und wie daneben in hohem Grade liebenswürdig er sei.¹⁾

Anfang September war Humboldt von seinem Ausfluge wieder zurück. Er verließ endlich in den letzten Tagen des October Berlin und kam über Halle nach Jena, wohin er seine Familie vorausgeschickt hatte, ohne daß sich in dem aussichtslosen Zustande seiner Mutter etwas geändert hatte. Nur wenige Wochen war er indeß in Jena gewesen, als ihm, am 20. November, eine Stafette die Nachricht von ihrem Hinscheiden brachte. Es war doch ein epochemachendes Ereigniß für sein inneres wie für sein äußeres Leben. Unwillkürlich verweilte er mit seinen Gedanken bei der letzten trüben Periode, trübe auch deshalb, weil ihn bei eigenen kleinen Leiden überdies die anhaltende Kränklichkeit seiner Frau bekümmerte. Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über sich und seine Pläne drängten sich ihm auf. Mehr als je fand er sich, bei seiner Neigung, Alles innerlich zu wenden, in der Stimmung, Rechenschaft mit sich selbst abzuhalten. Mit einer Art von Schaam — so lauten seine Ge-

1) Humboldt an Wolf, bei Barnhagen, Denkwürdigkeiten V. 147 ff. Der Herausgeber von Humboldt's G. W. hat es nicht der Mühe werth gefunden, den angezogenen Brief, Humboldt's Reisebericht an Wolf, wiederzugeben.

ständnisse an Wolf — blickte er auf sich und seine zuletzt vergangenen Jahre zurück. Er fand, daß es ihm bei seinen Arbeiten zwar nicht an Eifer und Unverdroßheit, desto mehr aber an Methode gefehlt habe. Er zog den Schluß, daß er vor Allem fortfahren müsse, allererst an sich selbst zu arbeiten, um nicht, was seine individuellen Fehler seien, auf die Gegenstände zu übertragen. Er glaubte weiter, bei dieser Selbstprüfung zu entdecken, daß er weder zu historisch-kritischen Arbeiten, noch zu philosophisch-analytischen taue. „Wenn ich,“ so fügte er hinzu, „zu irgend etwas mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.“¹⁾ Und sofort nun verschmolzen hiermit seine Reisepläne. Der Tod seiner Mutter verbesserte auch seine äußere Lage wesentlich; nun erst konnte er ernstlich an die Ausführung seiner weitsehenden Projecte denken.²⁾ In der Combination und Synthese erblickte er seine eigentliche Stärke; seine äußere Lage andrerseits erlaubte ihm, mehr als Andre von der Welt zu sehen. „Individuelle Charakteristik,“ so schloß er, werde also das Feld sein, auf dem er zu arbeiten habe, oder, noch näher bestimmt: „Kenntniß und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen.“ In diesem Bezirke lag bereits die „Charakteristik unserer Zeit,“ mit der er sich trug. Er formulirte gleichzeitig, wie wir schon früher hörten, die ganze Aufgabe zu dem Projecte einer „vergleichenden Anthropologie“ d. h. er gab dem Thema einer „empirisch-philosophischen Menschenkenntniß“ eine Wendung, wodurch es in enge Beziehung zu seinen Reiseplänen kam. Denn, so wie man in der vergleichenden Anatomie die physische Organisation der Menschen und der Thiere mit einander zu vergleichen pflege, so gedanke er die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen gegeneinanderzustellen. Seine Reisepläne, es ist klar, influenzirten seine literarischen Projecte: seine wissenschaftlichen Tendenzen, umgekehrt, gaben jenen einen bestimmteren Zweck und einen concreteren Inhalt.

1) G. W. V. S. 173 ff.

2) Schiller an Körner III. 390.

In diesem Sinne nun wurde der Gedanke der italiänischen Reise unverwandt in's Auge gefaßt. Göthe mußte ihn mit Büchern, Wolf sollte ihn mit Notizen, Empfehlungen, Aufträgen versehen. Mit philologischer Gründlichkeit bereitete er sich auf das Studium Italiens vor. Nichts von der neuen Weltmasse, die ihm dort entgegentreten werde, wollte er sich entchlüpfen lassen; auf Alles wollte er gerüstet sein: auf die italiänische Kunst, auf das italiänische Land, auf die italiänischen Menschen. Auf dem Boden des neuen wollte er sich an die Schicksale des alten Italien erinnern: — er erbat sich von Wolf Auskunft über das Studium einer vergleichenden Topographie von Rom und Italien. In dem Lande, in welchem der Humanismus zuerst wiedererstande war, wo an den geflüchteten oder geretteten Resten des griechischen und römischen Alterthums der Geist der neuen Philologie sich entzündet hatte, wollte er die Studien von Burgörner und Auleben fortsetzen: — er erbat sich Anweisung, nach welchen Codices in den Bibliotheken, nach welchen Alterthümern er in den Museen zu suchen habe. Er verfaß sich endlich mit einer Liste aller dortigen Celebritäten; denn — so schreibt er an Wolf — „ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und Niemanden, der auch nur halb interessant sein kann, unbesucht lassen.“ Eine mündliche Besprechung mit Wolf, zugleich mit dem Aufbruch von Jena immer wieder aufgeschoben, wird endlich doch noch vor sich gegangen sein. Ueber Halle wird er, zu Ende April, nach Berlin gegangen sein, wo ihn noch Wochen lang die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten und eine Menge durch den Tod der Mutter ihm aufgeladener Geschäfte fesselte. Zugleich aber wurde hier der Plan der Reise festgesetzt und der wünschenswertheste Begleiter gewonnen. Ueber Dresden und Wien, durch die Schweiz wollte die ganze Familie sich erst nach Italien, dann nach Frankreich begeben. Auch Alexander von Humboldt wollte von der Gesellschaft sein.

Man traf sich in Dresden. Bis in den Juli verlängert, galt auch dieser Aufenthalt noch der Abwicklung der Familiengeschäfte. Er galt außerdem noch ganz denselben Interessen, welche Humboldt in Jena verfolgt hatte. War doch Körner und die Körner'sche Familie wie eine Kolonie der Familie Schiller's. Beide Humboldt's verkehrten auf's Intimste mit dem Körner'schen Hause, und zwischen den beiden Freunden Schiller's gab es alte und neue Beziehungen in Menge.

Körner nahm den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten, Plänen und Ideen Humboldt's. Zwei mehr kritische als productive Naturen und zwei Planmacher waren beisammen: sie machten gemeinschaftlich den Plan eines gemeinschaftlichen kritisch-literarischen Werks. Immer wieder vor allen Dingen trafen ihre Gespräche auf Schiller zusammen. Es hatte immer bei aller wesentlichen Uebereinstimmung über diese Angelegenheit, die beiden zugleich eine Herzensangelegenheit war, einzelne kleine Meinungsverschiedenheiten gegeben. Es gab deren auch jetzt. Humboldt war noch immer der Ansicht, daß Schiller den Wallenstein in Prosa schreiben solle; Körner wünschte ihn in Versen geschrieben. Und während man über ein Werk debattirte, welches nur erst im Werden begriffen war, gaben Schiller's Briefe und die neuesten Erzeugnisse seiner Muse frischen Stoff zu Streit und Theilnahme. Das köstliche Vorspiel wenigstens zum Wallenstein war fertig geworden und gab Körner'n, der für die Jamben stritt, schon mehr als zur Hälfte Recht. Auf eine ganz neue Probe aber hatte Schiller sein Talent zum Besten der Ausstattung des nächstjährigen Almanachs gestellt. Im Wettkampf mit Göthe hatte er das Nadowessische Lied und einen ganzen Kranz von Balladen gedichtet. Da war nun des Gesprächs über den Umfang und die Bestimmung des Schiller'schen Dichtergenies, über die Wahl des Stoffs, über die Art der Behandlung, über den Unterschied des Schiller'schen und Bürger'schen Balladentons kein Ende. Da suchte sich Jeder sein Lieblingsstück. Körner mußte die Todtenklage gegen Humboldt vertheidigen, dem sie „einen Schauer erweckte.“ Jener wieder rügte an den Kranichen des Ibylus eine gewisse Trockenheit des Stoffs, während dieser hingerissen war von einem Gedicht, aus dem ihm die Töne seines Aeschylus entgegenklangen und das ihm in epischer Ausführung dieselbe Idee vergegenwärtigte, die er in philosophisch-didaktischer in der Macht des Gefanges und in den Künstlern gefunden hatte. Der Gang nach dem Eisenhammer war Jenem eins der liebsten Stücke; ihn reizte die nordische Frömmigkeit Fridolin's, welcher Humboldt schlechterdings keinen Geschmack abgewinnen konnte.¹⁾ Hier überhaupt differirten die Freunde. Denn auch Humboldt's Beitrag

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel IV. 109, Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 174.

für den Musenalmanach von 1798, die Uebersetzung eines Fragments aus Pindar's zehnter Nemeischer Ode,¹⁾ wußte Körner nicht zu goutiren. Jenem ging nichts über das Griechische, und unter dem Griechischen nichts über Pindar. Dieser fand sich durch die „mythologische Aristokratie des Stoffs“ beleidigt; echt griechisch war ihm noch nicht ohne Weiteres echt menschlich, und bei seinem Urtheil über das echt Menschliche war doch zuweilen und ein wenig der deutsche Philister im Spiel.

Wie dem sei: in Gespräch und Umgang hatten sich Beide von Herzen lieb gewonnen. Nur ungern verließen die Humboldt's Dresden. Anfang August war man in Wien. Noch immer war die Absicht, von hier nach Italien, von Italien nach Frankreich zu gehn. Allein Italien war nicht mehr jenes Italien, in welchem Göthe in ungestörtestem Kunst- und Naturgenuß hatte schwelgen dürfen. Es war der Schauplatz des Krieges geworden. Von dem Lärm der Waffen ertönte die ganze nördliche Halbinsel wie in den Tagen Hannibal's und wie in den Tagen Franz' I. Von Sieg zu Sieg flogen die französischen Adler. Wie ein Dictator schaltete der siegreiche Bonaparte und dictirte den italiänischen Staaten das Gesetz der Republik. Die Kriegsmacht Oesterreichs war dem Feldherrn der Republik erlegen; seine Räubersucht scheute nicht vor der Würde des heiligen Stuhls, seine Raubgier nicht vor dem ehrwürdigen Alter der Denkmäler der Kunst zurück. Unter solchen Umständen war es weder erfreulich noch sicher, den italiänischen Boden zu betreten. Die beunruhigendsten Nachrichten von den Gräueln des Krieges und von der Unsicherheit der Wege drangen täglich nach Wien. Man mußte sich entschließen, für jetzt diese Gegenden aufzugeben, und fand sich am leichtesten in diesen Entschluß, wenn man den ursprünglichen Plan einfach umkehrte. Der Staatsstreich vom 18. Fructidor hatte zwar die Regierung Frankreichs von Neuem jacobinisiert; aber doch konnte der Zustand des Landes und der Hauptstadt fortan für gesicherter gelten, als er es unter der ohnmächtigen Autorität der gestürzten Directoren gewesen war. Ueberdies stand der Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich bevor; er kam am 17. October auf dem Schlosse von Campo Formio zu Stande.

1) Dervollständiget findet sich diese Uebersetzung in den G. W. II. 343 ff.

Schon vor diesem Datum waren Humboldt's von Wien abgereist. In Salzburg trennte sich Alexander von der Familie. Dieselbe war Ende October in München und wandte sich von hier aus nach Basel. Göthe, gleichfalls auf einer Reise nach dem Süden begriffen und gleichfalls durch die Kriegseignisse von weiterem Vordringen abgehalten, hatte gehofft, dem Freunde in der Schweiz zu begegnen. Allein Humboldt traf ihn nicht mehr. Die Nachrichten, die er in Basel über die Pariser Zustände einzog, bestimmten seinen Entschluß, und überhoben ihn, den Winter über in der Schweiz zuzubringen. Nur nach Zürich ward eine Excursion unternommen; wahrscheinlich schon im November war man wohlbehalten in der französischen Hauptstadt angelangt.¹⁾

Während all' dieser Zeit und bis tief in seinen Pariser Aufenthalt hinein beschäftigten indeß den Reisenden mehr die alten als die neuen Eindrücke. In den Bibliotheken von Wien wie von Paris suchte er emsig nach kritischem Material für seinen Pinbar; inmitten der lärmenden französischen Hauptstadt wußte er sich eine Studienruhe wie die in Auleben zu schaffen, las er, am „deutsch-häuslichen“ Theetisch, mit seiner Frau den griechischen Homer. Wie die griechische, so beschäftigte ihn die deutsche Dichtung; je ferner ihm die Freunde von Jena und Weimar waren, desto fester umgab er sich mit dem Geiste ihres Denkens, Dichtens und Wirkens: er schrieb jenes Buch über Hermann und Dorothea. Wie aber in den Beschäftigungen der Heimath, so versuchte er im Gedankentausch mit den Freunden der Heimath fortzuleben. Wolf's bequemes Schweigen bekümmerte, aber ermüdete ihn nicht; am liebsten hätte er den philologischen Freund mit den Schätzen der Pariser Bibliothek ganz in seine Nähe gelockt. Ausführlich schrieb er von Zeit zu Zeit an Schiller und Körner. Bald rühmte sich der Eine, bald der Andere eines „großen Briefes“ von Humboldt, und aus allen sprach immer wieder die Sehnsucht nach ihrem Gespräch und Umgang. Nicht als ob es an Gespräch und Umgang in der belebten und redseligen Weltstadt gefehlt hätte. Durch die persönliche Liebenswürdigkeit und durch die geselligen Tugenden der Frau von Humboldt wurde das Humboldt'sche Haus in

1) An Wolf G. W. V. 199. 202. 203. Schiller-Göthe'scher Briefw. III. 277. 291. 318. Schiller-Körner'scher Briefw. IV. 50. 60. 64.

Paris, wie sie selbst an Rahel schreibt, zu einem „point de ralliement“ für Deutsche und Franzosen. Die Lust an Menschen ließ Humboldt selbst in zahlreiche Beziehungen treten. Ein so seltener Mann wie der Graf von Schlabrendorf mußte ihm das innigste Interesse abgewinnen. Gern begegnete er den alten Bekannten aus Berlin und Jena, Gustav von Brinkmann und Wilhelm von Burgsdorf. Zog ihn endlich von dem Pariser Wesen vor Allem „die Bewegung und Mannigfaltigkeit“ an, die in dem Ganzen herrsche, so ließ er sich doch, seiner Methode und seinen Grundsätzen gemäß, auch von dem Einzelnen nichts entgehen, was irgend in dem Ruf einer Celebrität stand. Nicht die politische, wohl aber die künstlerische und die gelehrte Welt zog ihn an. Die französischen Maler David und Forestier und junge Deutsche, wie Schick und Tieck, die hier ihre Studien machten, traten ihm und seinem Hause mehr oder weniger nahe. Wie unter Berufsgenossen mischte er sich in die Gesellschaft der Billoison und Millin, der Du Theil und St. Croix, der Corai und Chardon de la Rochette. Ferner standen ihm für jetzt die Repräsentanten der jungen französischen Literatur. Mit den Männern der Naturwissenschaft aber, den Lalande, Cuvier u. A. verband ihn ohne Zweifel sein Bruder Alexander. Denn seit dem Frühjahr 1798 hatte Paris die Brüder wieder vereinigt. Der Eine wenigstens war ihm als Ersatz für die zurückgelassene Heimath und die zurückgelassenen Freunde. Mehrere Monat wohnten die Brüder unter demselben Dache und genossen des ungestörtesten Zusammenseins. Erst im October mußten sie sich abermals trennen; Alexander dachte von Marseille aus nach Algier zu gehn, um von da, sobald die Verhältnisse es gestatteten, den Orient zu besuchen. Dieser Reiseplan mußte dann freilich bereits in Marseille geändert werden. Wie er anfangs festgestellt war, lockte er auch Wilhelm. Nur die Rücksicht auf seine Familie ließ ihn der Versuchung widerstehn, den Bruder zu begleiten.¹⁾

Eben jene Interessen inzwischen, die ihn aus dem fremden Weltleben immer wieder zu demjenigen zurückzogen, was ihm im Vaterlande das Liebste gewesen war, wurden zugleich zu dem Befehl, das Neue zu ergreifen, in dem Sinne und zu dem Zwecke zu

1) An Wolf. G. B. V. 206. 207.

ergreifen, in dem er das Programm dieses neuen Stadiums seiner Bildung bei sich selbst festgesetzt hatte. Die Aesthetik und die Anthropologie wurden die Organe, mit denen er zunächst sah und beobachtete, gaben den Rahmen für die Ideen her, mit denen soviel neue Erfahrungen und Anschauungen ihn bereicherten. Es war seine Absicht, die französische Nationalität als diese eigenthümlich bestimmte Form des großen Bildes der Menschheit zu studiren. Ein Anderer nun würde sie nach ihrem öffentlichen Auftreten, nach ihrem politischen Verhalten beurtheilt; er würde sie an ihren Staatsmännern und Feldherrn studirt; er würde unmittelbar die sittlichen Zustände, die religiösen Gesinnungen des Volkes zu ergründen versucht haben; er würde die Einflüsse der Revolution in den Ansichten der Menge, in Sitten und Gewohnheiten, in ihrem alltäglichen Treiben und Leben verfolgt haben. Allein anders der Mitbegründer unserer klassischen Literaturepoche, der Genosse eines Volkes, dessen politischer Charakter darin bestand, statt eines politischen bloß einen literarischen Charakter zu haben. Fast ausschließlich an ihren ästhetischen Eigenthümlichkeiten studirt Humboldt die französische Nation als Nation. Im Theater macht er die Bekanntschaft der Franzosen; von dem Stil ihrer mimischen Kunst wagt er Schlüsse über ihre nationale Bestimmtheit überhaupt. Vom Theater und vom Ballet handelt der erste Brief, den er von Paris aus an Körner richtet;¹⁾ über das französische Theater schreibt er an Schiller;²⁾ einen Aufsatz über dasselbe Thema schickt er endlich an Göthe für dessen Propyläen ein.³⁾

Der französische Schauspieler — so urtheilt der feinsinnige Beobachter — spielt im Ganzen mehr die Leidenschaft als den Charakter; er zeigt dem Zuschauer mehr einen augenblicklichen Gemüthszustand; er läßt ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Die Darstellung verschiedener

1) Schiller-Körner IV. 69.

2) Schiller-Göthe'scher Briefw. IV. 140.

3) Möglicherweise zwar könnte dieser letztere Aufsatz, gleichfalls in Briefform, mit dem Datum: August 1799, — jetzt in den G. W. III. 142 ff. — eine bloße Zusammenstellung aus jenen früheren brieflichen Mittheilungen sein; daß indeß ein an Göthe gerichteter Brief vom Sommer 1799 wenigstens hauptsächlich dabei zu Grunde lag, glauben wir aus dem Brief Göthe's an Schiller V. Nr. 643 schließen zu dürfen.

Rollen ist daher wenig individuell nuancirt, sie folgt vielmehr gewissen wiederkehrenden Typen. Auch der Ausdruck der Leidenschaft aber ist weit mehr der physische der Natur als der höhere idealische. Nicht in ihrer inneren Gestalt, sondern in ihrer äußeren Erscheinung, nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen der Seele, sondern als einzelne wird sie dargestellt. Das Spiel der Franzosen, mit Einem Wort, ist zu naturalistisch und zu wenig idealisch. Der Mensch, bloß als Mensch betrachtet, hat dabei einen kleineren Genuß, als eine gute deutsche Bühne gewährt. Der Künstler dahingegen einen desto größeren. Denn für jene Mängel entschädigt auf der anderen Seite das französische Spiel durch augenfällige Vorzüge. Je weniger die Natur von Innen heraus idealisirt wird, desto mehr wird ihr äußerlich der ganze Glanz der Kunst aufgeheftet. Wie überhaupt der Franzose in der Kunst mehr Kunstmanier, Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie sucht, so insbesondere in der Theaterkunst. In diesem Sinne ist das Spiel der Franzosen immer ästhetisch. Es verbindet sich mit den verwandten Künsten. Man sieht in dem Schauspieler zugleich den Maler, den Bildhauer, den pantomimischen Tänzer; selbst derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, besitzt künstlerische Harmonie und Schönheit. An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler ist bei ihm nicht zu denken: er sucht immer nur, und sucht mit Virtuosität eine Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Er ist gleichzeitig in Gefahr, auf der Einen Seite zu viel Natur, auf der anderen Seite zu viel Kunst zu zeigen, in Gefahr ebendeshalb, in's Manierirte und Uebertriebene zu verfallen. Um der deutschen Bühnenkunst zu geben, was ihr noch fehlt — sinnlichen Schwung und Glanz, ästhetische Form und Vollendung — ist daher nur ein Fortschreiten nöthig. Es ist dagegen nicht abzusehn, wie die französische Bühnenkunst zu dem gelangen könnte, was ihr abgeht, — zur echten Wahrheit der Natur, zu seelenvoller und idealischer Darstellung der Menschheit. Denn in dem, was Beide besitzen und was Beiden fehlt, spiegelt sich eben der Unterschied des deutschen und des französischen Wesens überhaupt. „Es geschieht,“ sagt Humboldt, „bei unserer Tragödie nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht.“ Er würde jetzt nicht mehr den Wallenstein in Prosa geschrie-

ben wünschen. Gerade in der Versification erblickt er jetzt einen Schritt, um allmählig dasjenige zu erlangen, worin wir den Franzosen nachstehn. Warum aber stehen wir ihnen nach? Unsere deutsche Eigenthümlichkeit trägt die Schuld. Wir sind überhaupt nicht sinnlich genug ausgebildet; unser Ohr ist nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Wir geben zu wenig auf das Aeußere, weil wir mit Recht soviel auf das Innerliche geben. „Der Deutsche kennt, in Vergleichung mit dem Franzosen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen;“ er geht, statt dessen, „unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache.“ Der Franzose befriedigt sich auch mit dem gewöhnlichsten Gedanken, sobald er nur in einem glücklichen Ausdruck auftritt: der Deutsche hascht gutmüthig immer gleich nach dem Sinn und verzeiht Dunkelheit und Incorrectheit, wenn nur sein Geist und sein Herz Befriedigung findet. Die französische Metaphysik sieht das ganze Geheimniß der Philosophie fast einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe: bei uns hat den ähnlichen Wahn nur die sogenannte Popularphilosophie gehegt. Geläufig und fertig ist die französische, stockend und mühsam die deutsche Rede. „Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Sein von Sein und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können.“ Was er fühlt und denkt, stellt sich dem Sprechenden wie dem Künstler nicht sogleich in gelingendem Ausdruck dar. Wir sind eine „gebärdenlose Nation.“ Wir haben „weniger Sprache“ als andre Nationen, und hätten uns doch „so viel mehr und Besseres zu sagen.“ Ebenso theilt der französische Acteur seine Fehler mit den Fehlern der französischen Dichter und der französischen Nation. Daß er nur Leidenschaft, fast niemals eigentlichen Charakter darstellt, ist die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast niemals lebendige Individuen. Es ist die Schuld der Philosophen, die fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt sind. Es ist die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehn, nie das anerkennen wollen, was ursprünglich und unerklärbar ist. Daß endlich die französischen Schauspieler oft manierirt sind, daß sie das Frappirende und Contrastirende suchen, — es ist die Schuld der ganzen Nation, die eben das will und oft selbst thut.

So wird von Humboldt die Summe ästhetischer Beobachtungen zu dem Capital „empirischer Menschenkenntniß“ geschlagen, so bildet die Aesthetik die Brücke zu dem Ziel der Nationalcharakteristik. Die Feinheit aber seines beobachtenden Blicks, die innige Durchdringung, in der bei ihm das künstlerische mit dem anthropologischen Interesse stand, führte ihn auf ein noch aparteres Gebiet, auf ein Gebiet, das man recht eigentlich als den schmalen Grenzrain zwischen der Philosophie der Kunst und jener empirisch-philosophischen Menschenkenntniß betrachten möchte, deren Begriff nach Humboldt's Auffassung sich aus Transcendentalphilosophie, anthropologischer Naturkunde und Geschichtsphilosophie zusammensetzte. Wir wissen von dem großen englischen Philosophen Bacon, daß er sich als Knabe mit Speculationen über die Taschenspielerkunst, als Jüngling mit Statistik und Diplomatie abgab, und man begreift ohne Mühe den Reiz, welchen diese undisciplinirten und abgelegenen Wissenschaften für einen Geist haben konnten, der, als er gereift war, das *Novum Organon* und die Schrift *De augmentis scientiarum* schuf. In ähnlicher Weise wandte sich Humboldt zu Grübeleien über die Physiognomik. Er suchte in dieser einen Augenblick, was er später in der Sprachwissenschaft fand, so wie Bacon die Principien der Deciffirkunst studirte, ehe er die Methode lehrte, durch welche die Schrift der Natur zu entziffern sei. Es war ein Interesse der Zeit, das Resultat jener halb aufklärerischen halb sentimentalnen Neugier nach dem, was im Menschen stecke, von welchem Humboldt dabei berührt war, — ein Nachklang seiner Bekanntschaft und seiner Unterredungen mit dem Propheten von Zürich. In die Enge dieses Interesses versammelte er, in experimentirendem Spiele gleichsam, alle wissenschaftlichen Gesichtspunkte und alle Bildungsmotive, von denen er bewegt war. Wie aus einem verkleinernden Spiegel, nur um desto klarer aber und schärfer, treten uns dieselben aus den Briefen entgegen, die er, wahrscheinlich nur wenig später als jene Reflexionen über das französische Theater, über das *Musée des petits Augustins* an Göthe schrieb.¹⁾

1) In den G. W. V, 363 ff. Daß diese Briefe an Göthe gerichtet waren, erhellt aus S. 367. Die obige Zeitbestimmung folgern wir aus S. 376, woselbst zehn Jahre seit dem Beginn der Revolution gezählt werden, und aus S. 399, wonach der Verfasser kurz vor seiner spanischen Reise schrieb.

In dem Kloster der kleinen Augustiner nämlich waren alle vor der Zerstörung in der Revolutionszeit geretteten, bisher an verschiedenen Orten der Hauptstadt zerstreuten Kunstwerke zusammengebracht und in chronologischer Ordnung aufgestellt worden. Hier also ließ sich die Geschichte der bildenden Kunst in Frankreich studiren. Allein diese Kunstwerke waren zum größten Theil zugleich historische Monumente. Der Reihe nach enthielten die Säle des Klosters die Statuen, Büsten und Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwig's bis zu Ludwig's XV. Zeiten. Der Beschauer fand also zugleich eine Gallerie von Bildnissen zur Geschichte des Landes; durch den Anblick der Gestalt und Miene bedeutender Persönlichkeiten belebte sich ihm das Bild vergangener Jahrhunderte. Wohl war dies eine würdige Studie für denjenigen, welcher auf historischem, naturhistorischem und philosophischem Wege dem „Bilde der Menschheit“ nachforschen, der aus der Zusammenstellung der Charakterformen der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte eine „vergleichende Anthropologie“ vorbereitete. Er hatte es hier mit Kunstwerken zu thun. Er fand also ein seiner ästhetischen Auffassungsweise im Voraus angepaßtes Material, zu Begriffen ein anschauliches Bild, und die Möglichkeit, ja die Aufforderung, von Bild und Anschauung wieder zu Begriffen aufzusteigen. Es waren andererseits Bildnisse von Menschen. Wie er stets bemüht gewesen war, sich die Physiognomien interessanter Persönlichkeiten einzuprägen, wie es ihm ein ergötzliches Schauspiel war, auf der Straße, wenn die Wachparade an ihm vorbeimarschirte, wenn er sich in einer dichten Volksmasse befand, die Gesichtszüge der Menschen zu studiren, so konnte er hier menschliche Bildungen aus einer langen Folge von Zeiten und Geschlechtern an sich vorüberziehen lassen. Vorzugsweise in physiognomischer Rücksicht durchwanderte er daher jene Säle. Er betrachtete die einzelnen Köpfe, studirte ihren Charakter in ihren Zügen, verglich sie in mannigfacher Weise, suchte jetzt in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, jetzt hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte auf.

Gerade dies nämlich war es, worin er den wahren Sinn und Werth der Physiognomik erblickte. Er dachte über die Physiognomik, wie sie Lavater betrieben hatte, nicht besser als der Verfasser des „Fragments von Schwänzen.“ Es ist auch nach seiner Ansicht so

thörlich wie verwegend, die Gesichtsbildung als „moralische Hieroglyphen“ zu behandeln, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrümmter Umrisse zu vertauschen. Aber es giebt eine andre, eine echte Physiognomik. So zweckwidrig wie dieselbe für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntniß ist, so unentbehrlich ist sie für die höhere. Es ist wahr, sie ist im Grunde ein bloßer „Luxus des menschlichen Verstandes.“ Von hohem Werthe nichts desto weniger für zwei Klassen von Menschen: für den Philosophen und für den Künstler. Denn der Philosoph ist verpflichtet, den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein zu studiren und noch „auf die Feinheiten der Feinheiten“ zu achten. Er orientirt sich an der Physiognomie über den allgemeinen Ort, an den ein Individuum zu stellen ist, er empfängt nachträglich durch die Aufmerksamkeit auf das individuell Bestimmte ein Correctiv für sein abstractbegriffliches Erkennen. Der Künstler wiederum wird durch das Studium der echten Physiognomik vor Fehlern bewahrt, die nur zu häufig in allen Künsten begangen werden und die ebensoviel Verstöße gegen die Wahrheit und den Reichthum der Natur sind. Der Maler z. B. wird alsdann vermeiden lernen, unzusammengehörige Züge in Einer Physiognomie, unzusammengehörige Physiognomien in Einem Bilde zusammenzustellen. Er wird lernen, die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche von der habituellen Lage der Gesichtszüge zu unterscheiden. Er wird lernen, Mannigfaltigkeit in verschiedenen und Naturcharakter in jeder einzelnen Physiognomie darzustellen. Soll aber die Physiognomik diesem zwiefachen Zwecke wirklich dienen, so muß sie ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinübergezogen werden. Als reine Naturformen also sind die Gesichtsbildungen zu betrachten, und die Aufgabe der Physiognomik besteht in der Beantwortung der Frage: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läßt? Schon hieraus folgt, daß der Physiognom verzichten muß, Gesetze aufzustellen. Er kennt nur „Typen,“ d. h. gewisse wiederkehrende Formen, die sich beobachten, aber nicht aus Begriffen als nothwendig ableiten lassen.

Dieser Theorie gemäß sind sofort die Bemerkungen des Briefstellers über die Denkmäler des Museums. Indem er überall

auf den „Typus“ der Physiognomien und auf dessen Stätigkeit oder Wandelung durch die Geschlechter und die Jahrhunderte hindurch aufmerksam ist, macht er eine Reihe von Bemerkungen, die ebenso fein und lehrreich sind, als Lavater's Glossen in der Regel wüßt und nutzlos sind. Er zieht Parallelen zwischen dem physiognomischen Typus einer Zeit und dem Charakter der gleichzeitigen Dichtung. Er freut sich der Beobachtung, wie „zu derselben Zeit die Kunst einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält.“ Er freut sich noch mehr an dem Resultat seiner Beobachtungen, daß die fortschreitende geistige und moralische Veredlung unsres Geschlechts sichtbar auch eine Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen sowohl wie in ihrem beweglichen Mienenspiel mit sich bringt.

Nicht blos indeß durch das Medium der Aesthetik, nicht blos in Theatern, Museen und Bildergallerien verfolgte Humboldt seine anthropologischen Tendenzen. Nicht blos Kunststudien, sondern auch eigentliche Reifestudien machte er. Auch die wirkliche Natur und die Menschen faßte er achtsam und sinnig in's Auge. Wie reizte ihn gleich die Eigenthümlichkeit von Wien, die humoristische Leichtigkeit, die fröhliche Hebelust der dortigen Bevölkerung! Wie angesprochen fand er sich von dem bayrischen Volkscharakter! Wie war er gleich bei der Hand, das süddeutsche mit dem norddeutschen Wesen zu vergleichen und über den Einfluß zu reflectiren, den es auf die Bildung des deutschen Geistes überhaupt gehabt haben würde, wenn die Cultur unserer Sprache und Literatur von dem Süden statt von dem Norden Deutschlands ausgegangen wäre!¹⁾ Seine Briefe an die Freunde daheim enthielten vorzugsweise Kunstnotizen und Kunstreflexionen; von ihm sind auch die Mittheilungen über Forestier's Methode, die Malerei zu lehren und über zwei Gemälde von David und Gerard, die unter den Miscellen der Propyläen einen Platz fanden.²⁾ Allein gelegentlich berichtete er doch auch über Dinge, wie die philanthropischen Anstalten des bayrischen Ministers Rumford, das Salzbergwerk bei Berchtholdsgaden, die socialen Zustände der französischen

1) An Wolf V. 193 ff. und an Schiller aus München; s. Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 318.

2) Dasselbst III. 1. S. 110 ff.

Hauptstadt unter dem Einfluß der neuen Freiheit u. dgl. m.¹⁾ Je mehr er mit der Außenwelt in Berührung kam, desto mehr regte sich sein universalistisches Interesse an den Dingen; je länger er in der Fremde war, desto mehr wurde er zum Reisenden.

Er war es ganz auf einer Reise, die er im Spätsommer 1799 von Paris aus nach Spanien unternahm. Denn Italien hatte er endlich aufgeben müssen; es blieb durch den wieder ausgebrochenen Krieg gesperrt. Um doch irgend eine südliche Nation zu sehen, wie er an Wolf schreibt, und weil er nicht hoffen könne, Spanien wieder so nahe zu kommen wie in Paris, entschloß er sich, statt über die Alpen, über die Pyrenäen zu gehen. Begleitet von seiner Familie und noch einem Reisegefährten verließ er im Spätsommer, und zwar frühestens Ende August, Paris. Seine Frau hatte anfangs mit den Kindern in den Pyrenäen zurückbleiben sollen. Sie folgte ihm jetzt, um die Reise durch die ganze Halbinsel mitzumachen. Ueber Bayonne gelangte man nach St. Jean de Luz am Golf von Biscaya, um sofort den Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien, die Bidassoa, zu überschreiten. Durch die biscayahischen Landschaften Guipuzcoa und Alava wandte man sich von Vittoria, der Hauptstadt von Alava, den Ufern des Ebro zu und eilte durch die dürren Fluren Castiliens nach Madrid. Bibliotheken und Bildersäle der Hauptstadt forderten hier einen längeren Aufenthalt; erst in den letzten Tagen des Jahres verließ man Madrid, um sich noch südlicher zu wenden und bei Cadix das Meer wiederzusehn. Die Absicht, auch Lissabon zu besuchen, ward fallen gelassen. Von Cadix führte der Weg die Reisenden wieder nordwärts durch das alte Baetica, über Sevilla und durch die Sierra Morena. In den Fluren von Valencia kam man an „Italica's klagenden Trümmern,“ und den Resten des alten Sagunt, dem heutigen Murviedro, vorbei. Von Barcelona aus ward in den letzten Tagen des März 1800 ein Ausflug nach dem Montserrat unternommen. Durch die Ebenen und Berge Cataloniens wandte man sich wieder den Pyrenäen zu. Bereits Ende April war man wieder in Paris angelangt.²⁾

1) Schiller-Göthe a. a. D., Schiller-Körner IV. 64.

2) An Wolf V. 216. Einige Abweichungen unseres Textes von den Angaben bei Schlegel II. 31 — 36. beruhen auf dem Brief an Wolf, Madrid

Auf dieser Reise nun waren allererst alle jene Reisezwecke zu ihrem vollen Rechte gekommen, um deren willen Humboldt überhaupt das Vaterland verlassen hatte. Er hatte die Bibliothek des Escorial nicht versäumt. Er hatte mit seiner Frau die Schätze der Malerei bewundert, welche Spaniens Hauptstadt verbirgt. Aber er hatte daneben für zahlreiche andere Interessen Platz. „Ich bekümmere mich,“ schrieb er von Madrid aus an Wolf, „um vielerlei, vielleicht nur zu viel Dinge.“ Waren es nun wirklich zu viel Dinge, so faßte sich dieses Zuviel doch zu einem einheitlichen Zweck zusammen, und hatte er diesen Zweck vor der Reise erfaßt, so ward er ihm nun erst, während derselben, vollkommen lebendig und gegenwärtig. Er wollte im weitesten Sinne des Worts „Menschen und Nationen kennen lernen.“ Es galt ihm, „sich von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen“ — einen Begriff, wie er nicht aus Büchern, sondern nur durch Sehen mit eigenen Augen gewonnen werden könne. Wie ihm die Bildnisse der französischen Könige die französische Geschichte illustriert hatten, so meinte er nun erst, nachdem er die spanischen Efeltreiber gesehen, eine Figur wie die des Sancho Pansa zu verstehen. Denn darauf gerade komme Alles an, „jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.“ All sein Bestreben ging darauf, die Dinge rein auf sich wirken zu lassen und soviel Welt als möglich in sich einzufangen. Er bemühte sich, „blos herumzustreifen, Menschen zu sehen und zu sprechen, zu leben und zu genießen, jeden Eindruck ganz zu empfangen und den empfangenen zu bewahren.“ Er verband damit, um das Gegenwärtige sich noch lebendiger und noch verständlicher zu machen, die historische Betrachtung. „Ich bin daneben,“ schreibt er, „von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist.“ Er verband endlich damit das Studium der Literatur; er verglich mit dem, was er vor Augen sah, die Schriftsteller der Nation, „um wo möglich auch in

20. December 1799, V. 211, sowie darauf, daß wir die Erwähnung von Sargunt und Italia in dem Gedicht „In der Sierra Morena“ (S. W. I. 379 ff.) für eine Anticipation halten. Leider ist dies Gedicht für den größeren Theil der Reise unsere einzige Quelle.

ihnen nichts vorbeizulassen, was charakteristisch sein könnte.“ Ein Verfahren, man sieht es, welches, nur auf breiterer Basis und auf größerer Fläche, dieselben Motive wieder spiegelt, die den früheren ästhetischen und physiognomischen Bemühungen zu Grunde lagen. Denn wiederum mit dem alten ästhetischen Sinn verlangt er auch hier Ergänzung des Begriffs durch die angeschaute Gegenwart der Sache, weil nur dadurch die höchsten und besten Kräfte des Menschen, „der tiefere Wahrheits- und Schönheitsinn“ befriedigt werden können. Es ist eben dieser ästhetische Gesichtspunkt, von dem aus er an den Reisenden die Forderung stellt, sich selbst von den Gegenständen „ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen“ und dieses Bild „wiederum Andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern.“ Und angeknüpft wiederum wird diese Forderung an denselben höchsten Zweck, der ihm ausdrücklich bei jenen physiognomischen Studien vorschwebte. Wie sich dort dieser Zweck, elastisch wie er ist, ganz in's Enge zusammenzog, so dehnt er sich nun, vermöge dieser Elasticität, in's Weite aus. Jener höheren Menschenkenntniß, wie sie der Philosoph und der Künstler brauche, sollten die physiognomischen Speculationen dienen. Genau so die Bemühungen des Reisenden, die individuellen Gestalten, die echte Physiognomie gleichsam, der Natur und der Menschheit aufzufassen und wiederzugeben. Auch dabei handelt es sich in letzter Instanz um nichts Anderes als um „Kenntniß des Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit.“ Auch dies, meint er, werfe für die gewöhnliche, praktische Menschenkenntniß keinen Gewinn ab, wohl aber müsse ein solcher Versuch „dem Künstler und dem Menschen“ erwünscht sein, — „jenem, um sein Werk, diesem, um sich selbst zu bilden.“

Ganz aus seiner Seele heraus, ganz aus dem Mittelpunkt seiner Denkweise schöpfte Humboldt diesen Gesichtspunkt. Ganz zugleich in eines Andern Seele hinein dachte er zu schreiben, indem er so seinen eignen Gesichtspunkt entwickelte. Für Göthe hatte er das Museum der Augustiner beschrieben, für Göthe schrieb er nunmehr einen ausführlichen Bericht über die Excursion nach dem Montserrat nieder und begleitete denselben mit den nur eben von uns wiedergegebenen Reflexionen. Es war dieser Bericht nur ein vorläufiges Fragment einer ausführlicheren Reisebeschreibung, die er unmittelbar nach seiner Rückkunft nach Paris zu Papiere brachte und

die er drucken lassen wollte. Andere solche Fragmente besitzen wir in den „Reisefskizzen aus Biscaya.“ Wir entbehren leider noch immer der Berichte, die er schon während der Reise, wenigstens bis Madrid hin, an Göthe eingesandt hatte.¹⁾

Diese Bruchstücke nun sind sehr anmuthig zu lesen. Wenn man sie, wenn man die Theater- und die Museumsberichte mit der Schrift über Hermann und Dorothea oder mit den Horenaußsätzen vergleicht, so springt in die Augen, wie viel geschickter der Verfasser im Zeichnen individueller Bilder als im Entwickeln allgemeiner Begriffe ist. In der ungezwungensten Weise führen uns diese Bilder von Gegenstand zu Gegenstand, von Interesse zu Interesse. Wir bilden uns ein, selbst auf der Reise zu sein: so natürlich wechseln die Dinge und schließen sich in hunderter Folge immer gleich bereitwillig unserer Aufmerksamkeit an. Wir stehen mit dem Reisebeschreiber am Gestade des Meeres und schauen dem ewig bewegten Spiel der Wogen zu; wir wenden uns mit ihm tiefer in's Land: die malerischen Ufer des Busens von Biscaya sind auch uns aus den Augen entschwunden. Wir haben die Grenze zweier Länder überschritten: es kann nicht fehlen, daß uns der Unterschied im Charakter der französischen Basken jenseits von den spanischen diesseits auffällt. Der Reisende horcht auf den eigenthümlichen Dialekt dieser Letzteren; ihm kann nicht entgehen, wie selbständig und eigenartig sie sich in jeder Hinsicht erhalten haben. Einen Mann, mit welchem Humboldt später in öffentlicher Wirksamkeit sich begegnen sollte, den Oberpräsidenten von Biscaya, interessirte es, zwei Jahre später, einer Landesversammlung-Junta der Provinz Biscaya beizuwohnen: auch Humboldt hat ein Auge für die politischen Eigenthümlichkeiten der Provinz. Die französischen Basken bewahren zwar auch durch Sprache, Sitte und Heimathsliebe eine gewisse Selbständigkeit, aber sie verlieren sich übrigens in der Masse der Nation; die Biscayer in Spanien dagegen sind gleichsam eine eigene Nation geblieben, sie regieren sich selbst,

1) Schiller an Körner im Briefwechsel IV. 191. Der Aufsatz über den Montserrat war zunächst für die Propyläen bestimmt (Göthe an Schiller und Schiller an Göthe im Briefwechsel V. 302. 303), erschien dann aber, da jene Zeitschrift nicht fortging, in Gaspari's und Vertuch's „allgemeinen geographischen Ephemeriden,“ März 1803. Er findet sich jetzt in den G. W. III. 173 ff.; ebenfalls, S. 213 ff., die „Reisefskizzen aus Biscaya.“

sie haben ihre eigenen Gesetze, ihre provinziellen Freiheiten, über deren Erhaltung sie eifersüchtig wachen. Solche Unterschiede erklären sich durch das verschiedene Schicksal der Einen und der Anderen. Eine historische Einzelerinnerung sofort knüpft sich an die kleine Insel, die den Namen der Jasaneninsel führt. Hier ward durch Mazarin der Pyrenäenfriede abgeschlossen, hier fand eine Zusammenkunft zwischen Heinrich IV. von Castilien und Ludwig XI. von Frankreich statt. Aber wir werden zurückgeführt zu der lebendigen Gegenwart, zu der schönen Natur von Guipuzcoa mit seinen lieblich in einander verschränkten Bergen und Thälern. Klar liegt die ganze Gebirgslandschaft vor uns. Wir sehen, wie sie bewachsen ist, wie sie bebaut und bewohnt wird. Das Landschaftsbild belebt sich. Dort werden von rüstigen Händen die harten Erdschollen mit der Laya bearbeitet; hier dringt das knarrende Pfeifen der Ochsenkarren und, vermischt damit, das Schellengeläut der Maulthierzüge in unsre Ohren. Endlich treten wir in die Stadt Vittoria ein. Wir haben Zeit, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen zu besehn; wir machen die Bekanntschaft eines gelehrten Geistlichen, des D. Lorenzo Tresumero, und dieser giebt uns Aufschlüsse über die Biskayische Sprache, über die statistischen Zustände, über die Alterthümer der Provinz. Eine Unterredung mit einem Mann des Volkes macht uns mit dem Charakter und der Denkweise der Nation, ihre Sprüchwörter machen uns mit ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem Sinn und ihren Anschauungen bekannt. Genug, in der bequemsten Weise werden wir vertraut mit Land und Leuten, und ungezwungen fließen hundert Züge zur Vervollständigung der ansprechendsten Charakteristik zusammen.

Und reizender noch und eindrucksvoller ist das Gemälde von dem Montserrat, dem inselartigen Berge mit seinem Kloster und seinen Einsiedeleien. Wir lernen ihn kennen, indem wir ihn besteigen. Indem wir schreiten, indem wir uns wenden, wechselt die Aussicht. Die Bilder einer großen und durchaus eigenthümlichen Natur, die uns vorgehalten werden, sind mit festen und klaren Strichen gezeichnet. Die schildernde Phantasie ist von der Bescheidenheit des Verstandes. Nicht prächtig und üppig, aber hell und wirkungsvoll ist das Colorit. Das unterscheidet diese Bilder von der farbenreichen Malerei, mit welcher uns Alexander von Humboldt die landschaftliche Natur der Tropengegenden vorzuführen verstanden hat.

Es ist hier, als ob der schauende Sinn und das empfindende Gemüth der Vermittelung der Phantasie entrathen könnte. Wie das Auge sieht, so ist das Gesehene auch schon genossen und empfunden und dem tiefsten Grunde des Gemüthes in einfacher Klarheit eingepägt. Es ist mehr Charakteristik als Malerei; man erkennt, daß der Zeichner den schärfsten Sinn für die Formen, keinen gleich scharfen für die Farben der Außenwelt hat. Er giebt jene bewundernswürdig naturtreu wieder, er entnimmt diese mehr aus der eigenen Empfindung als aus der Natur, die er darstellt.

Hier eben ist es, wo der ästhetische Realismus, zu dem Humboldt sich bekennt und dem er nachstrebt, seine Grenze hat. Die Naturschilderung ist die sicherste Probe des echt realistischen Sinns. Sie steht in den Humboldt'schen Reisebildern stets an zweiter Stelle; im Vordergrund dagegen die Darstellung des Menschlichen. Die Gestalten wiederum der Natur wie der Menschheit — wie sehr er sich bemüht, sie „wahr und lebendig zu sehen“ — reflectiren sich ihm stets in dem Elemente der Innerlichkeit, in dem Spiegel der Empfindung und der Intellectualität. Der insel förmige Berg bei Barcelona war ihm ein Symbol des abgeschlossenen menschlichen Zustandes, der auf demselben seinen Sitz hat. In dem Kloster und in den Einsiedeleien dieses Berges fand die Sehnsucht Befriedigung, mit sich und der Natur allein zu leben. Dieselbe Stimmung weckt die Humboldt'sche Beschreibung; sie führt, wie Schiller es ausdrückt, „den Leser aus der Welt heraus und in sich selbst hinein.“ Die Mysterien des menschlichen Lebens und Empfindens im Gewande religiöser Symbolik darzustellen, war der Plan jenes Göthe'schen Fragments, „die Geheimnisse.“ Einen „geistigen Montserrat“ nannte später der Dichter dies sein Gedicht. Er nannte es so in Beziehung auf den Humboldt'schen Aufsatz. Den Sinn jenes Gedichts nämlich hatte Humboldt erst recht zu verstehen und zu erleben gemeint, als er, dem Göthe'schen Pilgrer gleich, den Pfad zu dem Kloster des Montserrat emporstieg. Die Kreuze auf den nackten Felsspitzen des Berges erinnerten ihn an jenes Kreuzeszeichen,

„zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gefleht;“

er empfand dort oben, wie zwischen der eigenen Denkweise und dem

frommen Aberglauben immer doch „der Mensch als Vermittler stehe,“
— nach der Göthe'schen Dichtung:

„Humanus heißt der Heilige, der Weise.“

In diesem Sinn verweilt seine Beschreibung des merkwürdigen Berges vorzugsweise bei der Darstellung des Einsiedlerlebens, dem er zum Asyl dient. Der Beschreiber fühlt selbst etwas von dem Charakter und der Stimmung in sich, die er an jenen Eremiten entdeckt. Es reizt ihn, das psychologische Phänomen, aus welchem die Wahl eines solchen Lebens entspringen, zu erklären, und er erklärt es, indem er sich ganz in die Gemüthszustände jener über die Eitelkeit der Welt Enttäuschten und aus deren Kausch Ernüchterten hineinsümt.

Nicht immer freilich fordern die Dinge selbst, wie in diesem Fall, dergleichen Betrachtungen gleichsam heraus. Es liegt Humboldt stets gleich nahe, ihnen eine solche Wendung zu geben. So übertritt er die Grenze, welche Frankreich von Spanien trennt, mit Reflexionen über das Verhältniß der geschichtlichen und der physischen Einflüsse, über die Uebermacht der moralischen Einwirkungen über die der Natur. So regt der Anblick des Meeres ein ganzes System von Gedanken in ihm auf. Er vergleicht die rastlose, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit des Oceans mit der ewigen Ruhe jener starren Massen, die er in den Pyrenäen vor Augen gehabt hatte. In Beidem erblickt er „die wüsten Elemente des Chaos, die Gestalten, in denen die Natur dem Menschen ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandne Kraft waltet und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.“ Es giebt jedoch daneben eine Kraft des Lebens, einen überall gegenwärtigen Bildungstrieb: aus der Ritze des Felsens windet sich die Pflanze hervor, überall inmitten der Verwüstung regt sich lebendige Organisation. Und wie in der Natur, so ist es im Menschen. Auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung. Es wäre, meint er, eine würdige Aufgabe für die dichterische Einbildungskraft, sich mit dem Gefühl dieser Analogie der menschlichen und der Naturkräfte zu durchdringen und von diesem Gesichtspunkt aus eine Kosmogonie zu schaffen. Die didaktische Dichtkunst könnte dadurch mit einem unbekanntem Muster bereichert werden. Es müßte darge-

stellt werden, wie überall der formlose Stoff sich mit dem Bildungs- triebe gattet; der Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst müßte in einem großen kosmogonischen Bilde vorgeführt werden. Hielt Humboldt, indem er diese Reflexionen niederschrieb, Schiller für den Dichter, der einer solchen Aufgabe gewachsen sei? Gewiß wenigstens würde er Keinen lieber an dem gewaltigen Vorwurf sich versuchen gesehen haben. Erst als Schiller nicht mehr war, versuchte er sich selbst daran. Jene Gedankenreihe klingt hin und wieder an die Ideen der Horenaußsage an. Sie blieb ihm fortwährend gegenwärtig, und sie wurde ihm endlich lebendiger als je, als er aus dem Munde seines Bruders die Naturwunder der neuen Welt vernahm, welche dieser geschaut und durchforscht hatte. Acht Jahre nach der Abfassung des Aufsatzes über den Montferrat richtete er in Albano ein großes Gedicht an den aus America Zurückgekehrten. In die Begrüßung des Bruders verslocht er nun in einigen edlen Stanzas dieselben kosmogonischen Ideen, die er ehemals in Prosa angedeutet hatte.

Aber auch jetzt schon fanden diese, und nicht blos diese Ideen einen poetischen Ausdruck. Mehr als Alles ist ein während der spanischen Reise entstandenes Gedicht Zeugniß, wie sehr er fortwährend zur innerlichsten Auffassung der Außenwelt gestimmt, wie ihm die Natur in letzter Instanz immer nur ein „gefühlvolles Zeichen“ und ein Simmbild des Geistigen war. Sehen wollte er die Dinge wie der Dichter von Hermann und Dorothea. Er dachte und dichtete über sie wie der Dichter des Spaziergangs. Es war während der spanischen Reise, in der Sierra Morena. Er erwartete die Geburt eines Sohnes.¹⁾ Da, zum ersten Male, fühlte er sich zu einem poetischen Versuche aufgelegt. Eine Wahl dabei hatte er nicht. Kein anderer Ton und keine andre Weise konnte ihm gelingen als die Schiller'sche. In Distichen, die in zahlreichen Wendungen und Bildern an Schiller's Elegie erinnern, begrüßte er im Voraus den Erwarteten. An Energie der Einbildungskraft zwar vermochte er mit Schiller nicht zu wetteifern; aber tiefer fast als dieser, tiefer, in der

1) Frau von Humboldt kam später in Paris mit einer Tochter nieder, Brief an Wolf vom 26. Mai 1800, G. W. V. 216. Hiernach scheinen die Angaben bei Schlesier II. 37 und II. 53 zu berichtigen.

That, als es dem Dichter erlaubt ist, stieg er in die Region des Gedankens und der von Ideen befruchteten Empfindung hinab. In die Form der Dichtung leitete er alle die Quellen hinein, von denen sein inneres Leben sich nährte; sein eigenstes Wesen, und dieses Wesen ganz und ohne Rückhalt sprach er aus. Wir haben sein Glaubensbekenntniß, die Summe seiner dermaligen Lebens- und Bildungsaufsichten vor uns.

Der bewegten Geschichte wie der Gestaltensfülle der Welt gegenüber verweist das Gedicht auf den Schatz, den der Mensch in seinem Busen bewahre. Losgerissen von der Hand der Natur — so zeichnet der Dichter das Bild der Gegenwart — hat der Mensch sich, im Kampf um die Freiheit, auf ein weites stürmisches Meer gewagt. Entweiht aber hat man die göttliche Freiheit. Feigheit und Unbedacht tragen die Schuld, daß das edelste Ziel nicht erreicht ward. Es gilt „in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres“ den sicher leitenden Polarstern zu ergreifen. Es gilt, mit achtsamem Sinn auf die Stimme der Gottheit zu merken. Sie tönt den Menschen in der eigenen Brust. Und eben dort ist der Schlüssel zum Verständniß des gestaltenreichen, von zahllosen Kräften durchwirkten Alls der Natur. Es kommt darauf an, sich von innen heraus zur Harmonie mit der Harmonie der Welten zu stimmen:

„Willst Du ihn finden, den Punkt, auf den Du mit Sicherheit tretend,
Leicht Dich, wohin Du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo Dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter
Endlich die Räume sie all, all' die unendlichen mißt,
Wo Du Dich selbst umschaffst nach des Alls unendlichem Urbild,
Nings versammelnd in Dir, was zu erfassen Du magst:
Sieh! er ruhet in Dir! In Dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich Dein Busen bewahrt!“

Zwiefach daher ist die Aufgabe der Bildung zu echtem und edlem menschlichen Dasein. Mit allen Vermögen des Geistes dränge sich der Mensch an die Natur und suche fest in ihr zu wurzeln: das Empfangene sofort suche er mit dem Hauche seines inneren Lebens zu beseelen und neu zu gestalten,

„Daß, in der einsamen Brust, befruchtet von zengender Fülle,
Stets die empfundne Natur neu sich gestalte in Dir.“

Dies ist die Bildungsweise, welche stark zu jeder That, empfänglich für jeden Genuß macht. Heiter, und ohne ängstlich die Bahn des

Lebens lenken zu wollen, erwartet man alsdann die Gunst des Schicksals, nimmt, was der Zufall bietet und verschmäh't keine von den Blüthen des Lebens;

„Dem wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend erfah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.“

Das war, in dichterischem Ausdruck, dieselbe Gesinnung und dieselbe Empfindungsweise, die Humboldt commentirend aus dem Göthe'schen Epos herausgelesen hatte. Sie sprach sich lebhaft gleich in dem ersten langen Briefe aus, welchen Schiller von dem Freunde aus Paris erhielt. „Es ist“ schrieb Schiller nach Empfang dieses Briefes, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt.“ Vielmehr aber, wie sich durch Polarität die elektrische Kraft sammelt und verstärkt, so spannte sich diese Denkweise und Innigkeit gerade desto stärker in Humboldt, je entgegengesetzter ihr die französische Denkweise, der idealistisch plattirte Materialismus, die Neußerlichkeit und Oberflächlichkeit, das hastige und glänzende, eitle, schein- und effectselige Wesen der Neufranzosen gegenüberstand. Welch' ein unermesslicher Unterschied zwischen einem Gespräch mit Schiller und zwischen der Conversation wie sie in Paris allein möglich war! Wie ärgerte sich Humboldt an der blanken und gehaltlosen Münze dieser Gesprächsweise, an diesem fortgesetzten Betrug und Selbstbetrug, der Worte und Pointen für die Sache nimmt, der das Bedürfniß nach Wahrheit an einer Phrase oder einem Witzwort abprallen läßt! Wie fühlte er sich abgestoßen und in sich selbst hineingetrieben, wenn jeder neue Discurs ihn lehrte, daß, nach Göthe's Ausdruck, diese glänzenden und geistreichen Franzosen „gar nicht begreifen, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist!“ Er fühlte alsdann lebendig seine „Deutschheit.“ Er fühlte, daß sein ganzes Gedanken- und Empfindungssystem auf dem Stamme deutsch-nationaler Eigenthümlichkeit erwachsen sei, und das Gefühl und Verständniß des Deutschen ward ihm in Folge dessen zum festen Maaß für die Charakteristik des fremd-Nationalen. Um den Gegensatz von Leidenschaft und Charakter, von dem Leben nach außen und

dem nach innen, um den Gegensatz der französischen und deutschen Art dreht sich sein Aufsatz über das Theater der Franzosen. In der Entwicklung, daß der sittliche wie der ästhetische Gehalt des Göthe'schen Epos identisch sei mit dem deutschen, dem vaterländischen Charakter desselben, hatte seine Analyse von Hermann und Dorothea culminirt. Deutscher war Niemand als Voss, das hatte Humboldt selbst erfahren als er ihn in Göttingen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Seine Uebersetzung des Ovid war in gewissem Sinne undeutsch, nur in dem Sinne doch, daß ihre Sprache mehr holsteinisch als deutsch und daß sie ein wenig gräcisirt und latinisirt war. Humboldt, längst gewohnt, griechisches und deutsches Wesen als innig verwandt zu betrachten, konnte durch das Letztere nicht gestört werden. Er übertrug überdies den persönlichen Eindruck, den ihm die Vossische Biederkeit gemacht hatte, auf den Eindruck der Vossischen Uebersetzersprache. Der Ovid, als er ihn in Paris las, entzückte ihn. Er regte seine ganze „Deutschheit“ auf. „Sie Glücklicher“ — so schrieb er an Wolf — „mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Rede „fern von dem Schalle germanischer Rede“ schlagen deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren deutschen Natur bleibt.“ Der Ausdruck dieses Bewußtseins, verbunden mit dem, was er einst seine „Grille“ genannt hatte, der Ansicht von der Aehnlichkeit der Griechen und der Deutschen, und der Sprachen beider Nationen, — dies mithin durfte auch in jenem Gedicht nicht fehlen, das er seinem noch Ungeborenen in die Wiege legte. Er versprach dem Kinde, daß die Eltern es „sorgsam und früh mit deutschem Sinne nähren würden.“ Er pries es glücklich, daß ihm das Geschick „in der Sprache Teutoniens“ ein Mittel geben werde, jene edle menschliche Bildung leichter sich anzueignen, „eignen und besser die Höhen und Tiefen der Menschheit zu schauen“ — in jener Sprache, die

— — „von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt,“ —
pries es glücklich, daß es, in der Ferne zwar, dennoch deutsch gebo-
ren sein werde, und pries endlich das „noch wenig erkannte Volk,“

— — „das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernsts, kühnere Bahnen sich bricht;
Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrschet durch's Wort, edler sein schaffender Geist.
Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht.“ —

Kräftige und genaue Anschauung, lebendige und tiefe Empfindung fremden Weltwesens, zurückgenommen in die Innerlichkeit, gehoben durch das deutsch-vaterländische Gefühl: — das, um es zusammenzufassen, ist das Ergebnis seines Reiselebens für die Entwicklung seiner Individualität. In seinem so gestimmten und bewegten Geiste setzten aber sofort seine philologischen und ästhetischen Studien einen Keim an, der zur fruchtbarsten Entfaltung bestimmt war. Seine geschichtsphilosophischen und anthropologischen Ideen, die ihn bald in Weiten von unabsehbarem Horizont, bald in eine so unbequeme Enge, wie das physiognomische Gebiet, geführt hatten, fanden endlich einen Mittel- und Ruhepunkt. Im Tasten nach einem Object, das alle seine Gesichtspunkte in sich schloffe, nach einem Studium, das sein ganzes Wesen trüge, gerieth er auf die Linguistik. Aus Madrid, Ende 1799, schreibt er an Wolf, daß es sein Plan sei, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen. In dieser Absicht habe er die ältere französische Literatur studirt, in dieser Absicht studire er jetzt die spanische Literatur und Sprache. Noch mehr aber als die Literatur interessire ihn die Sprache. „Ich fühle,“ fügt er hinzu, „daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können.“¹⁾

1) G. B. V. 214.

So stellte sich die Linguistik an die Seite der Alterthumswissenschaft, der Aesthetik und der Philosophie, um es je länger je mehr über sie alle davonzutragen. Die beginnende Beschäftigung aber mit ihr trug die Spuren des Orts und der Gelegenheit. Die ersten sprachwissenschaftlichen Bemühungen Humboldt's galten dem Altspanischen, sie galten der Sprache jener Vasken, deren alterthümliche Eigenartigkeit und Selbständigkeit ihn auch übrigens so stark angezogen hatte. Das Studium des Baskischen war es denn auch, was seine Rückreise nach Deutschland länger und länger verzögerte. Indes ihn im Herbst 1800 seine Freunde jede Woche erwarteten,¹⁾ las er sich in den Werken und Handschriften fest, die ihm für jenes Studium die Pariser Bibliotheken boten. Darüber verging der Winter. Von Neuem hatte er sich zum Ende des Mai in Erfurt und Jena angemeldet.²⁾ Von Neuem machte das Baskische einen Strich durch die Rechnung. In der Absicht, an Ort und Stelle den altbaskischen Sprach- und Literaturresten nachzuspüren und das Bücherstudium durch mündliche Mittheilungen Einheimischer zu ergänzen, faßte er plötzlich den Entschluß, mit Zurücklassung seiner Familie in Paris, sich noch einmal nach Spanien zu wenden.³⁾ Mehrere Wochen brachte er mit diesen Erkundigungen und Quellenforschungen in den baskischen Provinzen Frankreichs und Spaniens zu. Mit den gesammelten Materialien eilte er sodann zu den Seinigen zurück; es war im Spätsommer, als er mit ihnen von Paris nach der Heimath aufbrach. Nach jahrelanger Abwesenheit sah er auf Tage diejenigen wieder, die ihm in der Fremde am meisten gefehlt hatten. Göthe zwar war auf einer Reise begriffen; er fand in Weimar nur Schiller, der eine Besuchsreise zu Körner, des Erwarteten wegen, aufgeschoben hatte.⁴⁾ In Burgörner erwachten die Erinnerungen noch älterer Zeiten, die Erinnerungen des Briefgesprächs und der Studiengemeinschaft mit dem Hallischen Freunde, und sofort ward ein Zusammentreffen auch mit diesem verabredet.⁵⁾ Von hier endlich

1) Schiller an Körner vom 21. October 1800, Briefw. IV. 197 vgl. ebendas. 191 und Humboldt an Wolf G. W. V. 216.

2) Brief Rahel's vom 15. April 1801.

3) Humboldt's eigne Angaben, im Mithridates IV. 277.

4) Schiller an Körner, im Briefw. IV. 225 u. 229.

5) Humboldt an Wolf; G. W. V. 237 ff.

ging er nach Berlin und Tegel, wohin ihm seine Familie erst etwas später nachfolgte. Vor Allem den Verkehr mit Geng nahm er hier wieder auf. In seinem Tagebuch berichtet dieser unter dem 13. September von einem „großen Gespräch zwischen Mitternacht und drei Uhr,“ das er über die wichtigsten Dinge und die intimsten Beziehungen seines Lebens mit dem Zurückgekehrten gehabt habe, weiterhin, im März, von einem Besuch, den er ihm in Tegel abgestattet habe.¹⁾ Nichts vielleicht war so geeignet, Humboldt in die dermaligen Zustände Preußens und Berlin's einzuweißen, als das Leben und die Lage, in der sich Geng befand. Umgeben von der allgemeinen Frivolität der Hauptstadt, hatte sich dieser in eine unglaubliche Unsittlichkeit und Wüsthheit hineingerast. Gegenüber der würdelosen und habgierigen politischen Haltung der preussischen Regierung hatte er sich, seiner Beamtenstellung zum Trotz, in eine literarische Opposition geworfen, die ihm mit englischen Golde und mit österreichischer Gunst bezahlt wurde, war er aus einem Lobredner des Friedens zu einem Kriegsprediger geworden. Die Zustände, welche den Hintergrund dieses Gengischen Treibens bildeten, konnten auch Humboldt nicht behagen. Wenig erfreut durch die socialen Verhältnisse Berlin's, angewidert von der politischen Misere des Vaterlandes, zog er sich, seiner alten Praxis getreu, auf seine vaskischen Studien zurück.²⁾ Wie Geng aber, wenn auch aus anderen Gründen, sehnte er sich von ganzem Herzen von Berlin wieder hinweg. Es traf sich, daß Beide, ungefähr gleichzeitig, den Schauplatz ihrer jugendlichen Abenteuer verließen. Durch eine förmliche Flucht bewerkstelligte der Eine seinen Uebertritt in österreichische Dienste. Die ehrenvollste Mission führte den Andern, nach einer einjährigen Raft im Vaterlande, nach Italien.

1) Grenzboten, 1846; Nr. 42, S. 98 u. 99.

2) Humboldt an Wolf; G. B. V. 240.

Vierter Abschnitt.

Stalien.

Zehn Jahre, die Jahre des frischesten Mannesalters, hatte Humboldt in ununterbrochener Muße gelebt. Mit dem ganzen Eifer, welcher diesem Alter eigen ist, und als ob alle Belohnungen des Ehrgeizes am Ziele ständen, hatte er das Eine Geschäft betrieben: sich selbst zu bilden. Er hatte es mit dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit betrieben, wie sie meist nur an eine auferlegte Berufspflicht gewandt werden. Den Genuß der Freiheit hatte er durch anhaltende Thätigkeit gewürzt, die Anstrengung der Arbeit hatte er unmittelbar als Genuß empfunden. Ein solches Leben zu wählen und es zu ertragen, hatte nur einer so idealistisch-innerlichen, einer so tiefen und reichen, einer zugleich so epikuräisch-egoistischen Natur möglich sein können. Lediglich von dem Zweck der Bildung geregelt, bewegte sich dasselbe lediglich um den Punkt des eigenen Ich. Jeder Andere, von gleich beschränkter Productivität, würde es schwer gefunden haben, dabei das innere Gleichgewicht zu behaupten. Neben ernster Selbstbeschäftigung lag die Gefahr hypochondrischer Grillenfängerei, neben dem vielseitigen Bildungsinteresse die Gefahr der Zerstreuung, ja neben dem Sinn für den Genuß die Gefahr der Verweichlichung oder der Ausschweifung. Humboldt war durch die harmonische Anlage seines Wesens, durch die Nüchternheit und Klarheit seines Geistes vor den Extremen dieser Gefahren geschützt. Er war nicht so vor ihnen geschützt, daß er sie nicht hätte streifen sollen. Seine Geistigkeit, verbunden mit seiner Ruhe, adelte und dämpfte,

aber sie begünstigte zugleich und beschönigte seine Genusssucht. Seine Sinnlichkeit und Empfänglichkeit, sein Interesse an Sachen und Menschen rief ihn wohl von abstracten Speculationen und von grüblerischer Selbstquälerei zurück, war aber nicht im Stande, ihn von dem Uebergewicht der Reflexion, der Selbstbetrachtung, der isolirenden Vertiefung in die eigene Innerlichkeit frei zu machen. Alle Einheit endlich in seinem Wesen und alles Streben nach Harmonie der Bildung hatte nicht verhüten können, daß er nach Mehrerem griff als er festhalten konnte, daß er von Aufgaben zu neuen Aufgaben überging, daß er an Tendenzen reicher war als an Leistungen. Was ihm Noth that, war, daß er den Ueberfluß von Freiheit, deren er genoß, um ein Weniges beschnitt, und daß er seinen ideellen und egoistischen Lebenszwecken einen Zusatz von reellen und gemeinnützigen Zwecken gäbe. Die Zeit in Auleben und in Jena war die Flitterzeit seiner Muße gewesen: er hatte dort ganz in den Alten, hier ganz in der Ideenwelt Schiller's gelebt. Immer verwickelter aber war seitdem die große Aufgabe der Selbstbildung geworden. Je reichere Anregungen er während der unstillen Periode seiner Wanderjahre erhalten, desto schwerer war es ihm geworden, sich mit seiner Thätigkeit in den Mittelpunkt eines einzigen dominirenden Interesses zu stellen. Auch seine sprachlichen Untersuchungen waren nur erst der Anfang und Versuch einer solchen Thätigkeit. Die jugendliche Sicherheit, mit der er vor zehn Jahren in die bedenkliche Situation der Geschäftslosigkeit eingetreten war, war vorüber. Nicht in Paris, noch weniger jetzt in Berlin fühlte er sich in einer wünschenswürdigen Stimmung. Und nicht blos die ihn umgebenden Verhältnisse trugen die Schuld davon. Durch die Eintönigkeit der Freiheit fühlte er sich abgestumpft, wie Andere durch die gleichförmige Last der Arbeit. Er erkannte, daß auch die reine Muße ein zweideutiges Glück sei. Soviel Zeit man durch völlige Geschäftslosigkeit gewinne, soviel verliere man gerade dadurch, wenn gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordere. Er sah klar den Schaden, den er damit für seinen letzten Endzweck, für den Zweck seiner Bildung befahre. Er sagte sich, daß er so vielerlei wisse, so mancherlei besser kenne als viele Andere, und daß sich dennoch nichts fest zu einem Resultate zusammenschließe. Er war unzufrieden, mit Einem Worte, mit dem „thätigen Theil seiner Existenz.“ Der Wunsch

ward lebhaft in ihm, seiner Selbstbildung zu Liebe, einem Theil seiner Muße zu entsagen, um von dem übrig bleibenden desto größeren Gewinn zu ziehen. Er suchte auf, was er einst als eine Last geflohen hatte und was er im späteren Alter ebenso wieder von sich warf. Er war entschlossen, eine öffentliche und „gewöhnliche“ Thätigkeit auf sich zu nehmen, weil er das Bedürfniß einer bestimmten und äußerlich gegebenen fühlte.¹⁾

Von Geburt an war Humboldt ein vom Schicksal Begünstigter. Er hatte, was Wenigen vergönnt ist, in seiner Gewalt gehabt, sich von aller Berufsthätigkeit zurückzuziehen: er hatte es ebenso in seiner Gewalt, sich jetzt wieder Amt und Ehren des Staates übertragen zu lassen, dem er so lange den Rücken zugewandt hatte. Jenes machte ihm sein Reichthum, dies sein Name und seine persönlichen Verbindungen möglich. Die Familie Humboldt war seit alten Zeiten im Dienste der Brandenburgischen Fürsten; ihre Mitglieder waren im traditionellen Besitz militairischer und diplomatischer Stellen gewesen. Der Vater unseres Humboldt hatte zu den bevorzugten Günstlingen des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's II. gehört; unser Humboldt selbst stand in nahen Beziehungen zu dem Hofe und zu den ersten Rathgebern Friedrich Wilhelm's III. Nicht zwar irgend welche Verdienste um die Monarchie, wohl aber seine persönlichen Eigenschaften verstärkten die Ansprüche, die er durch sein Geschlecht auf Anstellung und Beförderung hatte. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, so hatte er, was er wünschte und bedurfte. Noch immer stand unter seinen Plänen die früher vereitelte Reise nach Italien obenan. Noch immer war es ihm um seine Selbstbildung zu thun. Noch immer wünschte er sich Muße, aber Muße neben Berufsthätigkeit. Er wünschte dem Staat zu dienen, um den Staatsdienst selbst zu einem Mittel seiner eignen Ausbildung zu machen. Es gab, um alle diese Wünsche zusammen zu befriedigen, nur Eine Stelle, und diese Eine Stelle ward ihm zu Theil. Eben jetzt hatte Uhden, der bisherige Vertreter Preußens am römischen Stuhl, um seine Abberufung nachgesucht. Durch den Kabinetstath Beyme ward Humboldt dem Könige zum Nachfolger Uhden's vorgeschlagen. Die Stelle offenbar paßte für den Mann, wie der Mann für die Stelle. Der König genehmigte

1) Briefwechsel mit Schiller, S. 464. 481.

den Vorschlag. Humboldt ward zum Geheimen Legationsrath und Residenten in Rom ernannt, überdies durch die Verleihung des Kammerherrnschlüssels ausgezeichnet. Was sich Winkelmann mühsam hatte erringen müssen, was Göthe erst erlangte, nachdem die Sehnsucht zur Krankheit sich gesteigert hatte, das ward Humboldt als ein reines, volles und reifes Glück in den Schooß geworfen. Vorbereiteter als er, nach seinem eigenen Gefühl, vor sieben Jahren gewesen war, in der Blüthe der Jahre und der Kraft, überhäuft mit Titeln und Ehren, in der wünschenswürdigsten Stellung, zu einer nach allen Umständen und in jeder Hinsicht bequemen Zeit: so kam Humboldt nach Rom und Italien.

Im Herbst 1802 finden wir ihn mit seiner Familie auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte. Er verließ das Vaterland nicht, ohne in der Seele das Bild der alten Freunde mitzunehmen. In Halle sah er abermals Wolf, um sich von ihm mit philologischen Notizen und Aufträgen für das Land und die Stadt der Alterthümer und der Bibliotheken, der Sprache und der Nachkommen des Cicero und Horaz beladen zu lassen. In Weimar sah er jetzt Göthe, um von ihm zu lernen, wie man Rom anschauen und römisches Wesen auf sich wirken lassen müsse, — jenes Rom, „wo das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht und wo man zu solchen Wunderwerken, unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmamentes, anschauen darf.“ Er sah in Weimar zum letzten Male Schiller, sah ihn wie er ihn stets gesehen, sah ihn, um ihn reden zu hören, wie sich die größten welt-historischen Verhältnisse an die Dertlichkeit der ewigen Stadt anknüpften, und wie er selbst sich den Plan einer Geschichte Roms für höhere Jahre aufgespart habe, wenn vielleicht das Feuer der Dichtung ihn verlassen haben werde.¹⁾ Im October hatte er mit den Seinigen Oberitalien erreicht: am 25. November Abends fuhr er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Er stieg, ein längst Erwarteter, in der zunächst für ihn bereiteten Wohnung, in der Villa di Malta ab, — einem wunderlichen Bau am Vorsprung des Pincischen Hügels, von wo aus einst die früheren Bewohner, die Ritter von Malta,

1) Briefw. mit Schiller. Vorwort, S. 59. Vgl. Schiller an Körner im Briefw. IV. 294.

auf die ewige Stadt, auf die Campagna und auf die Höhen von Albano geschaut hatten.

Erst im December verließ sein Vorgänger im Amte Rom. Er konnte sich von ihm in seine neue geschäftliche Thätigkeit einführen lassen. Durchaus war diese wie er sie gewünscht und erwartet hatte. In den Feindseligkeiten Frankreichs gegen den heiligen Stuhl war augenblicklich eine Pause eingetreten. Bald jedoch wurden dieselben, trotz des klugen Benehmens des Cardinals Consalvi und trotz der widerwilligen Sanction, welche Pius VII. dem neuen Kaiserthum ertheilte, erneuert, und Humboldt hatte nur kürzlich erst seinen Posten wieder verlassen, als sie, im Juli 1809, mit dem Exil des Papstes und der Vernichtung des Kirchenstaates ihr Ziel erreichten. Unter solchen Umständen war es für den Vertreter einer protestantischen und einer friedliebenden Macht nicht schwer, sich bei einem Hofe in Gunst zu setzen, der unter den Insulten der einen katholischen Macht seufzte und sich von der Hülfe der anderen verlassen sah. Auch Preußen zwar, unter seinen Haugwitz und Hardenberg, war keine Stütze, — nicht für Oesterreich und Deutschland, geschweige denn für Italien. Aber es war weit entfernt, zu verletzen, und es dachte nicht daran, zu fordern. Es erschien zuerst befreundet, weil es nicht feindlich, und demnächst, weil es von dem gemeinschaftlichen Feinde niedergeworfen war. Der neue Vertreter überdies besaß in reichem Maaße jene gewinnenden Formen, welche da vorzüglich geschätzt werden mußten, wo man gewohnt war, aus dem Schein von Würde und Anstand ein Studium zu machen. Er ließ die ränkevollen Cardinäle ahnen, daß er jener feinen Klugheit mächtig sei, die einst der kluge Florentiner fein entwickelt hatte und für die Italien die älteste Schule war. Er war in religiösen Dingen von der Gesinnung Leo's X., und es kostete ihm keine Mühe, eine Milde und Duldung an den Tag zu legen, welche an dem Protestanten auch der katholische Eifer Pius' VII. lobens- und dankenswerth finden konnte. Er war endlich von Rom und römischer Herrlichkeit so eingenommen, daß es den patriotischen Stolz der Römer schmeicheln mußte. Er trieb, was sie trieben, er liebte, was sie liebten. Er zeigte sich als einen Kenner römischer Alterthümer, als einen Bewunderer römischer Kunstschätze. Er vereinigte mit deutscher Gelehrsamkeit italienische Liberalität. Durch jene imponirte er, durch diese gewann

und gefiel er. Von dem eigensinnigsten Hofe der Welt erlangte er, was überhaupt zu erlangen war. Er tauschte Gefälligkeiten gegen Gefälligkeiten mit einem kleinen Profite ein. Von der Kirche und für Preußens Staatsinteressen wollte er nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Von dem Pabst und dessen Cardinälen, für sich und für seine Schutzbefohlenen erhielt er, was er irgend wünschte. Niemals ist ein fremder Gesandter in Rom mit gleicher Auszeichnung und Zuorkommenheit behandelt worden. Niemals hatten deutsche Gelehrte und Künstler in Rom einen besseren Tribünen. Er war der Liebling des Volkes und der Nepot der Curie, und so, indem er verzichtete, von St. Peter zu erwirken, was, nach seinem eigenen Ausdruck, „selbst der Engel Gabriel nicht erwirken würde,“ hatte er den Weg gefunden, ohne Mühe alles Uebrige zu erwirken.¹⁾

Nichts, in der That, war Humboldt so erwünscht, als der unpolitische Charakter seines Postens. Indem er mit seiner Thätigkeit in die Welt der Praxis und der Realitäten eingetreten war, war er mit seinem Herzen in der Welt der Ideen und der Dichtung geblieben. Bei seiner Richtung auf die Gattung von Genuß, die der Stagirit für die höchste erklärt, auf den Genuß rein intellectueller Beschauung, wäre ihm Sorge und große Verantwortlichkeit das Verhafteste gewesen. Bei seiner Neigung für Einsamkeit, Stille und Zurückgezogenheit hätte er gesellschaftlichen Zwang und gesellschaftliche Zerstreuung unerträglich gefunden. Nichts von allem dem belästigte ihn in Rom. Er durfte sich den politischen Dingen gegenüber mit rein theoretischem und historischem Interesse verhalten. Er war, wie er wiederholt versichert, ein bloßer Neuigkeiten-schreiber. Seine übrigen Geschäfte waren „sehr friedliche und heilige Geschäfte,“ Aufträge und Besorgungen, zu Gunsten, in der Regel, von Privatleuten. Auch diesem Theil seines Postens indeß, lästig und zeitraubend wie er war, wußte er die beste Seite abzugewinnen. Seinen Gesichtskreis zu erweitern, sich Kenntnisse der mannigfachsten Art zu erwerben, darauf beständig ging sein Augenmerk; er war der lernbegierigste der Menschen, und etwas zu lernen gab es bei jenen Besorgungen immer; indem er Allen Auskunft gab, lernte er Rom's

1) S. Schlegel II. 91 ff. Dazu die Erzählung von Henriette Herz, a. a. D. S. 152 ff.

literarische, artistische und antiquarische Schätze kennen, wie ein Bibliothekar seine Bibliothek und mit ihr noch etwas mehr kennen lernt. Die Rücksicht auf den eignen Gewinn ging überdies Hand in Hand mit seinem Pflichtgefühl. Es war sein Grundsatz, daß ein Gesandtenposten mit dazu gemacht sei, dergleichen Privatdienste zu leisten. Ja, noch von einem höheren Gesichtspunkt ließen sich viele dieser Geschäfte auffassen. Es war nicht die Absicht, der Anmaaßung des römischen Stuhls und seinen Gelüsten der Einmischung in Staatsrechte im Großen und ein für allemal etwas abzugewinnen. Es handelte sich für jetzt nicht, — soweit verstieg sich die preußische Politik nicht — um den Abschluß eines Concordats mit dem Pabste. Aber im Kleinen und Einzelnen wenigstens konnte der persönliche Einfluß des Gesandten, bei hundert Anlässen, den römischen Präensionen die Spitze abbrechen. Humboldt fand hinreichend Gelegenheit, die hierarchischen Velleitäten und den ungezähnten Stolz der katholischen Kirche kennen zu lernen. Der Consequenz dieses Geistes gegenüber mußte er sich eine principielle Stellung geben. Wie zersplittert, wie politisch unbedeutend seine Wirksamkeit war: er bezog sie auf Eine leitende Idee. „Dem Zwange, den man von Rom aus sogar in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, soviel es angeht, zu steuern,“ das war der Sinn, den er in seine praktische Thätigkeit hineinlegte, das war die Aufgabe, welche er beständig vor Augen behielt.¹⁾

Obgleich er indeß auf diese Weise auch seine Berufsarbeiten für seine individuellen und theoretischen Bedürfnisse ausnützte, obgleich er auch für sie einen ideellen Gesichtspunkt ersah: seine Seele war nicht darin. Er hatte dafür gesorgt, daß auch jene Berufsarbeiten etwas mehr als bloße Arbeiten waren, aber er hatte nicht vergessen, daß er sich zum Slaven eines Amtes nur deshalb gemacht hatte, um desto sicherer sein eigner Herr zu sein, daß er Andern nur dienen wollte, um Raum zu finden, sich selbst und seiner Bildung noch fruchtbarer als bisher zu leben. Er war so glücklich

1) Nach Humboldt's eignen Aeußerungen in den Briefen an Schiller (a. a. D. 480 ff.), an Wolf (G. W. V. 258. 259.) und an W. v. Wolzogen (Nachlaß von C. v. Wolzogen II. 6.).

organisirt, wie er an Wolf schreibt,¹⁾ daß jene Arbeiten, so lange sie dauerten, ihn nicht ärgerten oder langweilten; aber wenn sie geendigt waren, so waren seine Gedanken „hundert Meilen von ihnen entfernt.“ Er trieb was sein Amt von ihm forderte, mit derselben Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, wie seine gelehrten Studien, wie Alles, womit er sich überhaupt beschäftigte. Er besorgte, wie er an Schiller schreibt, Alles selbst, und besorgte es pünktlich, aber er war so pünktlich und arbeitsam nicht zum wenigsten deshalb, „um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen.“ Diese Freiheit und was dieselbe an Frucht für seine Bildung abwerfen möchte, war ihm Alles. Die Muße, die er sich verschaffte, mundete ihm um so besser, weil er sie sich verdiente; der Bildungsgewinn, den er in Rom einerntete, war um so höher, weil er ihn erkaufte und ergeizte. Zum Theil deshalb, zum Theil weil Rom eben Rom war, wurde es wirklich für ihn, was es hatte werden sollen —, der Ort, wo seine Selbstbildung sich vollendete. Rom — er wird nicht müde, es seinen Freunden zu versichern — „that ihm wohl.“ Es war, wie er längst es geahnt hatte, das rechte Klima für seinen Geist. Alles Beste seines Wesens kam in der That erst hier zur Blüthe und Reife in ihm; es entfaltete sich frischer und schöner und in reicheren Trieben, der Pflanze gleich, die in den Boden und unter den Himmel versetzt wird, die ihrer Natur gemäß sind. Wieder wie in Auleben und mehr noch in Jena fand er sich productiv und ideenreich. Wohl besuchten ihn auch in Rom noch die freundlichen Bilder aus den Tagen des Zusammenlebens mit Schiller und Göthe. In längeren Pausen zwar, aber so als ob in diesen Pausen keine Zeit verflossen wäre, wechselte er Grüße und tauschte er Bekenntnisse mit dem Weimariſchen Dichterpaa, nahm er Theil an ihrer Thätigkeit, verfolgte er namentlich Schiller auf seiner immer höher ansteigenden, immer glänzenderen und edleren Bahn. Er gestand gerade jetzt, wo Schiller den Freund in ganz anderen Interessen befangen wähnte, daß das Kleinste in dessen Beschäftigung mehr Wichtigkeit für ihn habe als Alles, was er selbst unternehmen könnte; er ge-

1) Aus Marino bei Rom, d. 29. September 1804. Auch dieser, von Barnhagen, (Denkwürdigkeiten a. a. D. S. 154) mitgetheilte Brief steht in den G. W.

stand ihm, was er ihm vielleicht so rein und offen nie zuvor gestanden hatte, und entlockte ihm das gleiche Geständniß, daß sie beide Eins seien in der Platonischen Ansicht von der Wichtigkeit der Dinge und von dem alleinigen Werth der Ideen. Ja, zuweilen kam ihm wohl eine Sehnsucht, selbst an den Ufern des Tiber eine Sehnsucht nach den Ufern der Rijn und Saale, selbst mitten im Genuße des Himmels und der Kunst Italiens eine Sehnsucht nach den Geistern, welche die Lippen des Dichters in nächtlichem Gespräche heraufzuzaubern verstanden hatten. Mächtig vor Allem ergriff ihn diese Sehnsucht bei der Kunde von Schiller's Tode. Denn ach! nun sollte er sie niemals wieder sehen, diese edlen und ernsten Züge, das auf die Brust geneigte Antlitz, die hohe, leidberührte Gestalt; nie wieder sollte er die Stimme hören, deren sanfter Ernst, deren leidenschaftliche Innigkeit ihm so oft in die Seele geklungen war! In langer Zeit, sagte er sich, werde ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtung und Poesie ewig aufgelegt, in langer Zeit eine solche Kunst im Schreiben und Reden nicht wieder aufstehn. Nun fand er, daß er mit diesem Manne seine ideenreichsten Tage zugebracht habe; nun fragte er sich, ob er nicht noch ganz anders die Anregungen jener Tage für sich haben können; nun schmerzte es ihn, daß er sich gewissermaßen eigenmächtig aus jenem Kreise hinweggerissen habe; nun beneidete er Göthe, der sich noch die Worte, die letzten Worte des Freundes zurückrufen könne, während er ihm wie ein Schatten entflohen sei. „Wie oft,“ schrieb er nun an den Ueberlebenden, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.“¹⁾ Solche

1) Von Fr. v. Müller im Anhang seiner Recension der ersten Bände von Humboldt's G. W., Neue Zeitschr. f. 1843, Nr. 2 mitgetheilt. Vgl. außerdem zu dem Obigen den Brief an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8) und den an Wolf, der, nachlässiger Weise, in den G. W. (V. 261 ff.) noch immer das Datum 20. Juli 1803, statt 1805 trägt, und danach an falscher Stelle eingezeichnet ist.

Betrachtungen gab ihm der frische Schmerz um den Dahingegangenen in's Herz. Aber es wichen dieselben vor der Befriedigung, mit der die römische Gegenwart ihn erfüllte. In der Sehnsucht nach den Tagen von Anleben und Jena als nach einer bessern Zeit war ein gut Theil Täuschung. Seine „ideenreichsten“ Tage waren darum nicht seine besten. Rom, in der That, war mehr als Jena. Es gewährte soviel wie alle bisherigen Aufenthaltsorte Humboldt's zusammengenommen. Es ergriff und befriedigte nicht eine einzelne Seite, sondern das Ganze seines Wesens. Denn beisammen war hier, was er früher einzeln, zerstreut und abwechselnd verfolgt hatte: das griechische Alterthum und die Kunst, die Geschichte der Menschheit und ein bedeutendes Stück Sprachgeschichte. Das Alles war beisammen, und nicht bloß wie eine Summe, sondern wie ein einheitliches Ganze beisammen. Mit den Resten des griechischen Alterthums wirkten die Denkmäler christlicher Kunst zu Einem Eindruck zusammen: in Beiden spiegelte sich das Bild der Menschheit und die Geschichte der Welt; dasselbe Bild und dieselbe Geschichte klang nach in den Lauten und Fügungen der neurömischen Sprache. Rom war eine Welt von Motiven, und es war eine schöne, eine geordnete und beseelte Welt, ein Kunstwerk, welches dem Verstehenden redete und ihn im Mittelpunkte seines Wesens ergriff. Es wirkte harmonisch-ästhetisch und es wirkte begeisternd-idealistisch auf Humboldt. Hier allererst schloß und rundete sich daher seine Bildung. An Rom erst schmiegte er sich an, wie an die Form, die sein Geist längst gesucht hatte. Hier erst hörte er auf, zu schwanken, zu tasten und zu zweifeln. Man vergleiche, was er vor dem römischen Aufenthalt und was er in Rom geschrieben. Alles Letztere, in überraschendem Abstand von dem Früheren, trägt die Farbe der Vollenbung, der Ruhe, der Harmonie und des Glückes.

Eines zwar fehlte ihm, und Eines erschütterte sein Glück. Er stand in den ausgebreitetsten Beziehungen zu den verschiedensten Menschen. Er war Gesandter, er war Gelehrter, er war Freund der Kunst und der Künstler. Sein Haus war das Haus eines Großen. Es wandelte darin, der Stern jeder Gesellschaft, die verführerische Anmuth und die bezaubernde Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin. Da kamen und gingen fürstliche und vornehme, berühmte und interessante Gäste, Deutsche vor Allem und Franzosen; es kamen Gelehrte und

Künstler, Diplomaten und Touristen. Rom war wie ein großes Gasthaus und wieder wie eine große Schule, ein Vergnügungsort für die Einen, eine Pilgerstätte für die Andern. Wenige, die nicht das Haus des Preussischen Ministerresidenten aufsuchten, Niemand, der sich darin nicht wohl gefühlt und es gerühmt hätte. Außer den fürstlichen und diplomatischen Größen stand gleich Anfangs mit diesem Hause Bonstetten und Friederike Brun in Verkehr; von Berlin kam Spalding zum Besuche; mit Frau von Staël verweilte August Wilhelm Schlegel in Rom; noch später kamen die Brüder Kempenkamp, Welcker, Courier und Andere mehr. Vor Allem waren es die Künstler, die sich der Gastfreundschaft des Humboldt'schen Hauses zu erfreuen hatten. Sie fanden Schutz und Hilfe bei dem Gesandten; bei ihm und seiner Gattin Theilnahme und Förderung ihres Strebens und Leistens. Die neue Kunstepoche, welche herbeizuführen vorzugsweise die deutschen Künstler in Rom sich beiferten, fiel zusammen mit der klassischen Periode unserer Literatur und Dichtung, welche unter Humboldt's lebendigster Bethheiligung sich entwickelt hatte. Er sah jetzt unter seinen Augen Bildhauer und Maler denselben Tendenzen sich zuwenden, die er in den Werken unsrer beiden Dichter begrüßt und ermuntert hatte, der Tendenz zur echten Naturwahrheit und der Tendenz zur Rückkehr zu der Antike und zu dem großen Beispiel der Raphael und Michel Angelo. Er huldigte von ganzer Seele diesem Streben unserer Landsleute; er versuchte sogar selbst Hand und Auge am Zeichnen; er patronisirte in jeder Weise die Künstler und sorgte im Voraus durch zahlreiche Bestellungen für den Bilder- und Statuenschnuck, der ihm später seine Villa verzieren sollte. Fast ausschließlich aber in diesem Kunstelement lebte Frau von Humboldt. Sie recht eigentlich schwelgte in den Genüssen, für welche ihr feiner Geschmack, ihr Sinn für weiche Schönheit, für alles Glänzende, die Sinne und die Phantasie reizende sie geschaffen hatte. Sie recht eigentlich war die Patronin der Künstler; um ihretwillen vor Allem priesen Meister und Schüler das gastliche Haus. So die Gmelin und Graß, die Tieck und Niepenhausen, so besonders, und mit Recht bevorzugt, Schick, der Maler, und die großen Bildhauer Thorwaldsen und Rauch. Man sieht, es fehlte nicht an Menschen und an bedeutenden Menschen. Es fehlte nichtsdestoweniger für Humboldt an solchen, denen er sich hätte hingeben, denen er

den Genuß eines ideenreichen Gesprächs hätte verdanken können, wie er im Vaterlande gewohnt gewesen war. Er hatte die Fülle dieses Genusses, als im Jahr 1805 sein Bruder, voll von den Bildern einer neuen Welt, zu ihm nach Rom kam. Vorher und nachher, einzelne Begegnungen abgerechnet, vorzüglich auf die italienischen Gelehrten angewiesen, fühlte er sich ähnlich verlassen, wie späterhin Niebuhr. Niemer, den ihm Wolf zum Hauslehrer seiner Kinder empfohlen hatte, ging schon im Juli 1803 wieder von ihm. Mit Niemer ging Fernow. Die Fea und Marini, ja selbst ein Mann wie Zoëga konnten Humboldt nicht genügen. Er fand, was es in Rom von wissenschaftlichem Umgang gab, „trocken und hölzern“ und die Bewohner Rom's erschienen ihm ungefähr „wie der Adel in Auleben.“ Daß es ihm gelungen wäre, Wolf nach Italien zu locken! Daß Schiller, statt im Norden zu sterben, mit ihm im Süden gelebt hätte! Nicht viel besser als mit den Gelehrten war er mit den Diplomaten zufrieden. Er habe hier Niemand, schrieb er im Jahr 1806 an Schiller's Schwägerin, als seine Frau, „die gute, und sich auch immer gleiche Li.“ Und auch deren Umgang hatte er eine geraume Zeit entbehren müssen. Sie war im Frühjahr 1804, zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit, nach Deutschland gereist. Von Weimar aus hatte sie sich nach Paris begeben und war erst von hier aus, wo sie mit Alexander Humboldt zusammengetroffen, zu Anfang des Jahres 1805 zu ihrem Gatten zurückgekehrt. Zu diesen Entbehrungen war endlich ein herber, unverwindlicher Verlust gekommen. In Ariccia, dem Sommerwohnsitz der Familie, war ihm, gleich im ersten Jahre seines italienischen Aufenthalts, das Liebste seiner Kinder, der älteste Knabe, von einem Fieber dahingerafft worden. Die Eltern waren tief gebeugt. „Dieser Tod,“ schrieb Humboldt, unter dem ersten Eindruck des Schmerzes an Schiller, „hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß?“

Allein wie einsam sich Humboldt fühlte, wie tief ihn der Schmerz um den verlorenen Liebling ergriff: das gerade war das Wunderbare des römischen Zustandes, daß auch peinliche Stimmungen darin ihr

Peinliches, daß auch das Leid hier seine niederziehende Schwere verlor. An der Pyramide des Cajus Cestius, in einem eingehegten Plaze, den die Gunst des römischen Volkes dem preussischen Gesandten zugestanden hatte, ruhten nunmehr die sterblichen Ueberreste des Geliebten und, einige Jahre später, ihnen zur Seite, die eines jüngeren Sohnes. Nur um so mehr fand sich Humboldt an diesen Boden gefesselt. Es begleite ihn — so eröffnete er sich gegen den, von dem er sicher war, daß er am tiefsten ihm nachempfinde — seit jener unglücklichen Epoche eine nicht zu schildernde Wehmuth und Sehnsucht. Aber selbst die Wehmuth, so sei die Wirkung Rom's auf ihn, selbst der bitterste Schmerz lasse noch eine Klarheit und eine Heiterkeit im Gemüth bestehen. Während Niebuhr's befangenes und reizbares Gemüth in Rom selbst an den Herrlichkeiten der Kunst wenig Freude hatte, so wirkte auf Humboldt Rom in allen Stücken so beruhigend und reinigend, so erhebend und befreiend, wie sonst nur Werke der Poesie und der Kunst wirken. Es war eine stimmende, eine ästhetische, eine gleichsam musikalische Wirkung. Es ist bekannt, daß Humboldt der Macht der Töne so gut wie ganz unzugänglich war. Aber die Natur, scheint es, hatte ihn reichlich entschädigt. Er besaß nicht die Göthe'sche Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen;“ aber er verstand es, durch den Sinn des Lichts seinem Gemüthe Stimmungen zuzuführen, welche sonst nur durch Ton und Harmonie uns vermittelt werden. Er sah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie diese alle zusammen; er besaß ein universelles ästhetisches Sensorium; der Eindruck Rom's auf ihn war ein schlechthin allgemein ästhetischer. „Was in uns menschlich erklingt“ — so drückte er lange Jahre später diesen Eindruck aus — „durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltchicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder.“ Er empfand Rom, um es anders zu sagen, wie die Griechen die Außenwelt überhaupt empfanden. Rom war der Stoff, der sich willig und unwillkürlich in seinem Geiste idealisirte, Rom die Welt, die sich mit reiner Empfänglichkeit aufnehmen ließ und doch gleichzeitig das Gemüth zu lebendiger Rückwirkung in Bewegung setzte.

So, zuerst, empfand er die römische Natur, jene Gegend, deren

entzückende Schönheit immer von Neuem gepriesen wird, „die weite nirgends beschränkte, nur vom Meer und von Gebirgen fern begränzte Ebene.“ Er erhob sich zuweilen sogar, wie er in einem Brief an Göthe thut, zu einer ähnlichen Anschauung dieser Naturherrlichkeit wie Winkelmann, vor dessen Augen die Gegend des Albanergebirges wie ein Gebilde aus der Hand der höchsten Allmacht und Schönheit dastand. Er fand, in besonders glücklichen Momenten, daß hier die Natur anders wirke als sie sonst auf den Modernen wirke, nicht so, daß sich Ideen des Contrastes daran anreihen, nicht elegisch oder satirisch. Römische Gegend sei mit keiner anderen zu vergleichen. Unvermeidlich wecke ihr Anblick die Thätigkeit der Phantasie; aber auch den äußeren Sinn versetze gleichzeitig „die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit.“ Der Naturgenuß, so faßt er es in Ein Wort zusammen, „ist hier reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß.“

Nur zuweilen indeß sah er die römische Natur mit so naivem und unreflectirtem Entzücken. Denn zur römischen Gegend gehören unzertrennlich und gehörten ihm vor Allem die römischen Mauern. Durchaus als ein Ganzes wirkte Rom auf ihn. Wenn er den „schönen Himmel und die göttlichen Ansichten“ preist, so haftet sein Auge zugleich an den „himmlischen Ruinen auf allen sieben Hügeln.“ Ebenso, wenn er die römischen Kunstdenkmäler genießen soll, so müssen sie sich mit der römischen Gegend zu einem Gesamteindruck verbinden. „Ich liebe nicht,“ schreibt er an Wolf, „die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schließen sehen.“ Indem ihm aber so die römische Natur und die Mauern Rom's, mit Allem, was sie in sich schließen, innig zusammengehörten, so kam dadurch in die ästhetische Ansicht des Ganzen ein eigenthümlicher Ton. Sie hörte auf, naiv zu sein; sie ward im besten Sinne sentimental. In die genießende Betrachtung mischte

sich der Ernst des Gedankens und der Empfindung. Nur durch das Medium der Ideen und des elegischen Gefühls spiegelte sich Rom in Humboldt's Seele.

Wir sind, was die äußeren Verhältnisse und die Begebenheiten angeht, für diesen Theil von Humboldt's Leben schlecht berathen. Unsere Quellen fließen nur dürftig für alle die Jahre, in denen er irgendwie mit öffentlichen Geschäften betraut war; sie werden ergiebiger erst wieder für die Zeit seiner Altersruhe. Ueberreichlich dagegen fließen sie für die italienische Periode in Beziehung auf sein inneres Leben. Was Rom ihm war und wie er Rom auffaßte, darüber hat er so oft und so gleichmäßig sich ausgesprochen, daß man in Versuchung geräth, diese Aeußerungen einfach zu wiederholen und zusammenzureihen. Seine zahlreichen brieflichen Bekenntnisse zunächst haben einen ähnlichen Reiz, wie diejenigen, in denen Göthe die Freunde im kimmerischen Norden an dem frischen Eindruck, den Rom auf ihn ausübte, Theil nehmen ließ. Nur in der Form der Dichtung aber glaubte er sich vollständig über den Gegenstand aussprechen zu können. So entstanden im Jahr 1806 die „Rom“ überschriebenen Stanzas. Sie waren an Caroline von Wolzogen gerichtet und enthielten, wie er dieser Freundin selbst gestand, „Alles, was ihn seit seinem Ankommen in Rom tief bewegt und mit jedem Jahr tiefer durchdrungen habe.“ Noch einmal endlich gab ihm Göthe's „italianische Reise“ einen späten Anlaß, die Gedanken- und Empfindungsreihe zu wiederholen, die er einst am Orte selbst in jene Stanzas verflochten hatte: er schrieb, indem er zum Commentator Göthe's ward, einen Commentar seines eignen Gedichts. Die ganze Stufenleiter, sowie der Zusammenklang von Humboldt's Gefühlen und Reflexionen wird uns durch diese Documente eröffnet.¹⁾

Es war zuerst und vor Allem das klassische Alterthum gewesen, in das er sich am Anfang seiner zehnjährigen Ruhe geflüchtet

1) S. besonders das Fragment eines Briefes an Göthe, in dessen „Winkelmann“, die aus Rom geschriebenen Briefe an Wolf (G. W. V. 242 ff., zu ergänzen aus Barnhagen, Denkwürdigkeiten V. 154 ff.) und den an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8 ff.). Das Gedicht Rom, zuerst Berlin, 1806. 4. durch Alexander von Humboldt herausgegeben, jetzt in den G. W. I. 343 ff. Endlich: „Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt,“ aus den Jahrb. für wissenschaftliche Kritik 1830 Thl. II. No. 45 ff. übergegangen in die G. W. II. 215 ff.

hatte. Aus den Schriften der Alten hatte er ihren Geist, hatte er das Bild edlerer Menschheit zu gewinnen und sich damit zu durchdringen unaufhörlich gestrebt. Das erste Gefühl, was ihn auf römischem Boden ergriff, war daher dies, daß hier jener Geist gewisser, lebendiger und verständlicher ihn umschwebe, daß jenes Bild erst hier mit sinnlicher Klarheit auf ihn eindringe. „Rom ist der Ort, in dem sich für unsre Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.“ Und diese Anschauung, — was ihm das Wunderbarste und Erfreulichste ist, — widerlegt nicht etwa die Vorstellung, die wir vorher in der Seele trugen; sie bestätigt und belebt sie nur; sie schmiegt sich willig an dieselbe an, denn sie ist Eines Geschlechts mit ihr. Das Alterthum, indem es durch so viele unsichtbare Mittelglieder die Grundlage unserer heutigen Civilisation bildet, erscheint uns unvermeidlich in dem verklärenden Lichte der Phantasie. Rom, verschieden darin von allen anderen klassischen Localitäten, zerstört diese Illusion nicht, sondern begünstigt sie. Wir sehen das Alterthum idealischer an als es war. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Und es ist gut und nöthwendig, daß wir es so sehen. Nur aus der Ferne, nur als vergangen, nur als getrennt von allem Gemeinen muß uns das Alterthum erscheinen. Nur so wirkt es im höchsten Sinne bildend auf uns; nur so werden wir getrieben, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das auch uns umgebende Leben hinausgeht. Rom, und nur Rom kommt durch seine ganze Erscheinung dieser Ansicht und dieser Wirkung entgegen. Es ist hier nicht, wie an anderen durch eine große Vergangenheit geweihten Stätten, blos der empfindende Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, sondern es ist ein gewaltsames Hineinreißen in eine, vermöge einer nothwendigen Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit. Selbst wer wollte, könnte dieser Gewalt nicht widerstehn. Denn die Dede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern führen selbst das Auge dahin. Rom, mit Einem Worte, „ist uns als das sinnlich-lebendige Bild von jenem idealisch-angesehnen Alterthum stehen geblieben.“ Der tiefere Grund aber von dieser Erscheinung liegt in der Geschichte

Roms und in dem Verhältniß der römischen zur griechischen Bildung. Denn es war wesentlich doch eine geistige Macht, durch welche Rom den Geist des Alterthums in sich sammelte und durch Jahrhunderte hindurch trug. Diese Macht ergriff das Unsterbliche an dem Alterthum in analoger Weise wie wir es noch heut ergreifen. Sie rettete und verewigte durch eine wunderbare Verknüpfung weltlicher und geistiger Zwecke gerade dasjenige, was aus dem Alterthum am innerlichsten und geistigsten auf uns herüberwirkt, — den Geist des hellenischen Alterthums. Nur durch Rom ist uns Griechenland erhalten. Nicht nur eine bewunderungswürdige Zugabe erhielt die griechische Bildung in der römischen, sondern jene hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen. „Ewig“ — so heißt es in den römischen Stenzen,

„Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt:
Ließ nicht Titus einst von Siegestrühmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.“

Aber Rom, indem es so das sinnlich lebendige Bild des idealisch angesehenen Alterthums ist, ist zugleich und ebendamit noch unendlich mehr. Wie es durch Macht und Größe die an sich vergänglichere Schönheit des griechischen Lebens fesselte und fortsetzte, so ward es zugleich die Brücke, die aus dem Alterthum in die moderne Zeit hinüberführte. Vom Studium des Alterthums hatte sich Humboldt auch früher zu weiteren Blicken über die Geschichte der Menschheit; von Griechen und Römern hatte er sich zu Franzosen und Italiänern gewandt; eines seiner Lieblingsthemata war die Ähnlichkeit und wieder der Contrast zwischen den Alten und den Modernen gewesen. Auch diese Studien und Betrachtungen wurden ihm lebendig und anschaulich durch die römische Existenz. „Auf mich,“ schreibt er an Wolf, „übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles Andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist.“ Die Doppelherrschaft des alten und des christlichen Rom feiert er in einer Strophe seiner großen Elegie. Er verweilt ausführlich bei der durch die ewige Stadt versinnlichten

Continuität der alten und der modernen Bildung in dem späteren Prosa-Aussage über Rom. An dem Geiste des Alterthums mußte sich die neuere Bildung emporerschlingen. Für diese große Epoche der Umbildung und des Hinüberschreitens in einen neuen geistigen Zustand spielt Italien die erste und bedeutendste Rolle. Die italiänische Sprache insbesondere steht als ein wunderbares Denkmal dieses Uebergangs da. Denn in keiner der römischen Töchter Sprachen hat der Geist der neuen Zeit in vollständigerer Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter zugleich treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Der Ruhm Italiens aber kommt immer wieder der ersten Stadt Italiens zu gute. Diese Stadt endlich spricht uns in Allem mit der Mahnung an jenen Gegensatz und Wendepunkt der Culturentwicklung an: in ungeheuren Ueberresten, in seelenvollen Kunstwerken, in zahllosen nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Rom, mit Einem Worte, „ist für uns Eins geworden mit den zwei größten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet, — dem klassischen Alterthum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken.“

Auch in diesen Betrachtungen indeß erschöpft sich noch nicht der Eindruck, welchen Rom auf Humboldt hervorbrachte. Es wirkte im Allgemeinen ästhetisch auf ihn. Es versinnlichte ihm das schöne und vielgeliebte Alterthum. Es erschien ihm als die Angel, um welche die klassische und die moderne Bildung sich herumbewegte und gewährte ihm die Ansicht eines Durchschnitts gleichsam durch die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Alle diese Eindrücke versflochten sich zu einem noch mächtigeren und natürlicheren. Rom ward ihm zur Illustration jenes theils empirischen, theils idealen Bildes der Menschheit, an dem sein Auge unverwandt hing und das er auf allen Wegen suchte, jenes Bildes, dem seine philosophischen, ästhetischen und philologischen, seine artistischen, physiognomischen und literarhistorischen, neuerdings vor Allem seine linguistischen Studien gegolten hatten. Rom stand vor ihm als die sinnliche Bestätigung des Geistes, in welchem er alle seine wissenschaftlichen und selbst seine Bildungs- und Lebenspläne concipirt hatte, den Plan einer geschichtsphilosophischen Charakteristik, den Plan einer vergleichenden Anthropologie, den Plan, sich selbst und den ewigen Ideen zu leben, den Plan, soviel wie möglich Welt und Menschen kennen zu lernen.

Rom, um Alles zu sagen, versinnlichte ihm die Summe seiner Ueberzeugungen und Interessen, seine Philosophie und seine Gesinnung, sein Denken und Fühlen, sein Träumen, Wünschen und Glauben. Er las aus diesem Dasein sein eignes Gemüth, die ganze Form und den ganzen Inhalt seiner Seele ab. Nicht blos ein Durchschnitt der Menschengeschichte, vielmehr das Ganze der Geschichte, die Totalität des Menschenschicksals lag ihm in dem Bilde der ewigen Stadt vor Augen. Man fühle sich, hatte Göthe gesagt, in Rom als einen Mitgenossen der großen Rathschlüsse des Schicksals. Wenn man Rom und in der Ferne das Latiner Gebirge erblicke, schrieb Humboldt, so werde man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, es „runde sich dann auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte.“ Des „Weltenlaufes Spiegel“ nennt er die Herrscherstadt im Gedichte. Er dolmetscht später das Göthe'sche Wort, daß Rom „die sinnlich geistige Ueberzeugung gewähre, daß dort das Große war, ist und sein wird.“ In dieser Stadt, sagt er, und ihren Umgebungen sei „der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit, wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt.“ Er dolmetscht Göthe; mehr als einmal eignet er sich ein besonders ausdrucksvolles Wort des Dichters geradezu an; er findet, daß dessen Schilderung von der Rückkehr nach Rom ihm wie aus der Seele geschrieben sei. Und gleichwohl fehlt viel, daß seine Auffassung und Empfindung des welthistorischen Charakters der „ewigen Stadt“ mit der Göthe'schen völlig zusammenfiele. Der Realist und der Dichter sah und empfand anders als der idealistische, durch und durch contemplative Humboldt. Jener, kann man sagen, sah die Gestalt und hörte den Gang der Geschichte: diesem erschien ihr Geist und er vernahm das geheimnißvolle Flüstern dieses Geistes. Nicht die Geschichte, sondern die Philosophie der Geschichte ward ihm innerlich gegenwärtig. Rom war ihm ein Symbol der allgewaltigen und ewigen Zeit. In der Geschichte, die ihm Rom vergegenwärtigte, sah er unmittelbar die höheren idealen Mächte, welche die Begebenheiten lenken und beherrschen, die Ewigkeit, in welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschwindet. Diese römische Wirklichkeit war ihm werthvoller als noch irgend ein anderes Dasein,

weil sie zugleich die Ohnmacht und Nichtigkeit aller Wirklichkeit, an dem Gegenwärtigen selbst das Gewesene und das Kommende aufzeigte. Hier erst hatte er einen Ort gefunden, welcher nicht, wie der Montserrat, durch seine Einsamkeit und Armuth, sondern gerade durch die Fülle von Leben und Gestalten, der idealistischen, der Wirklichkeit abgewandten Stimmung entsprach, die ihn beständig durchklang. Hier konnte er zugleich schwelgen in dem Reichthum der sinnlichen Erscheinung und zugleich der irdischen Schwere des Sinnlichen in die Region des Ideellen sich entrückt glauben. Die Situation, die er sich vor zehn Jahren künstlich gemacht hatte, indem er sich den praktischen Forderungen der Zeit, dem Vaterlande und der Gesellschaft und jeder öffentlichen Thätigkeit entzog, — diese Situation war hier ungesucht, von selbst, als eine ihn von allen Seiten umschließende Wirklichkeit und Vertlichkeit vorhanden. Er hatte hier als ein greifbares Außer-Sich, was er in Aulieben von innen heraus sich hatte schaffen wollen. Rom dünkte ihn kein Hier und kein Heute; es war für ihn die lange gesuchte Stelle außer und über der wirklichen Welt; der einzige Punkt auf dem Erdboden, auf dem er mit seinem ästhetischen Idealismus sich heimisch fühlen konnte. Dieser sein ästhetischer Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantasie empfänglich für alle Schönheit machte, die eben hierdurch bedingte Auffassung Rom's spricht sich besonders klar in zwei Stellen seiner römischen Briefe aus. „Unsere neue Welt,“ schreibt er an Wolf, „ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillossten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier.“ Finden ihn in Rom, vorausgesetzt, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werde, in der kein Mensch Messer trüge. „Denn“ — so schreibt er an Göthe — „nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht.“ Eine geweihte Stadt ist ihm Rom, — den Träumen der Phantasie und der Contemplation, dem Sinnen über Vergangenheit und Zukunft geweiht. Ihre Bürger wohnen auf dem geweihten Boden nicht wie

Besitzer, sondern wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen und nur gekommen sind, deren Herrlichkeit anzustarren.¹⁾

Man weiß, wie unwillig Niebuhr sich über die Kunstschwelgerei Göthe's geäußert, die „eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergözung für sich betrachtet und in der ganzen Welt und Natur nichts gesehen habe, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört.“ Es liegt nahe, einen ähnlichen und einen noch härteren Vorwurf gegen Humboldt zu erheben. Auch ihm ist die lebende Generation nur Staffage auf dem Gemälde, als welches Rom sich seiner Phantasie präsentirt. Der Wunsch, daß Rom niemals das Glück einer geordneten, Wohlstand und Sicherheit fördernden Regierung genießen möge, hat mit dem Befehl des Tyrannen, der die Stadt anstecken ließ, um sich an dem Schauspiel des Brandes zu weiden, soviel Aehnlichkeit wie überhaupt ein Wunsch mit einer Handlung haben kann. Wir sind gewiß, Humboldt würde, wenn es in seiner Macht gestanden hätte und er den Beruf dazu gehabt hätte, seine Hülfe nicht versagt haben, um die geistliche privilegierte Mißregierung des Kirchenstaates zu verbessern. Aus Poesie grausam, war jener Wunsch eben nur poetisch grausam. Das Anstößige und das Charakteristische besteht nur darin, daß diese poetische Ansicht der römischen Dinge die prosaische, die natürlich-menschliche und praktische gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem verlumpten Bettler einzig das malerische Motiv erfreut. Er dachte und empfand und schrieb in Rom so wie Göthe während der Abfassung seiner Iphigenie selbst sagte, daß er den König Thoas reden lasse, — „als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungre.“ Er hatte, was mehr ist, zu dieser ästhetischen Lizenz der Anschauungsweise ein geringeres Recht als der Maler oder Dichter. Er bezahlte dieselbe nicht, wie diese, mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte sie lediglich mit sich selbst. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunststudiums, sondern auf dem Wege des egoistischen Genusses und der Selbstbildung kam er zu jenen romantischen Reflexionen. Um uns moralisch mit diesen auszuföhnen, werden wir auf alles dasjenige angewiesen, was Humboldt später, sei es trotz,

1) Briefliche Aeußerung an Frau v. Staël, in deren Corinna; vgl. Str. 8 des Gedichts Rom (A. a. D. S. 345.)

fei es durch seine ästhetische Cultur der Welt und dem Vaterlande leistete. Er schwelgte für jetzt blos um seiner selbst und seiner eigenen Phantasie willen in den Bildern und Wünschen der Phantasie. Gerade die subjective und idealistische Beziehung seiner Auffassung Rom's, gerade dies, daß er die ganze Erscheinung Rom's lediglich auf sein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab seinen ästhetischen wie seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine so durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher so vielfach mit Winckelmann und Göthe sympathisirte, sah er dennoch Rom ganz anders als sowohl Winckelmann wie Göthe. Obgleich er neben dem Kunstinteresse wesentlich ein historisches hatte, so ist doch ein größerer Contrast nicht denkbar, als zwischen der Art wie er und wie Niebuhr es empfand. Aesthetisch-historisch empfand es der Eine, historisch-politisch empfand es der Andre. „Für Schwermuth,“ schreibt Niebuhr, „ist Rom ein tödtender Ort, da es gar keine lebendige Gegenwart darin giebt, bei der es der Wehmuth wohl werden kann.“ Reichlich fand Humboldt diese lebendige Gegenwart, und gerade die ganze Süßigkeit der Sehnsucht und der Wehmuth wußte er aus ihr zu schlürfen. Er sah Rom, wie mit Recht gesagt worden ist,¹⁾ noch am meisten wie es Gibbon gesehen hatte. Nicht im Mittagslichte, sondern wie in melancholischer Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer.“ Die langen Linien der römischen Stadt und Gegend, auf denen Göthe den Blick verweilen ließ, um seinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegisch-lyrischen Stimmung. Noch in der Erinnerung scheint sich ihm „die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehn.“ Von der Spitze des Aventinus sieht er den Tiber fluthen: seine ernst und feierlich dahinrollenden Wasser „schwellen das Herz mit tiefer Wehmuth.“ Er schildert auf Anlaß der Göthe'schen Aeußerungen den Charakter der römischen Gegend: Größe, verbunden mit unendlicher Stille, Anmuth, gepaart mit Wehmuth sind die Hauptzüge dieses Charakters. Von eben diesen Zügen kömmt er nur mit Mühe in seiner poetischen Charakteristik los. Immer wieder fällt das Gedicht in dieselbe Tonart und in das Eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor“ blicken ihn Rom's

1) Guhrauer, in den Blättern für lit. Unterhaltung 1847, Nr. 119.

Gefilde an, und „einsam klagend strebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor.“ Denn überall herrscht der Zerstörung grause Hand: „Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen, Wehmuth flüsterntausend stumme Klagen.“ Und zugleich doch fühlt man sich unwiderstehlich gefesselt, fühlt sich durch den Zaubergruß dieser Fluren in „sehnsuchtsvoll Erstarren“ gewiegt:

„Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Mächte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgefängen
Flehte von dem Donner Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhen sich drängen,
Rehren über Tibur's Hain zurück: —
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen!“

Der ästhetische Genuß, offenbar, so subjectiv bezogen, so ernst und innerlich gewendet, ist mehr als bloß ästhetischer Genuß. Rom ist für den Dichter dieser Elegie eine Andachts- und Cultusstätte. Stimmungen wie diese, in denen alles Denken und Empfinden der Seele sich concentrirt, sind religiöse Stimmungen. Gegenüber der frivolen Neußerlichkeit und Sinnlichkeit des Katholicismus, welche in Rom überall zur Ausstellung gebracht wird, erwacht nothwendig in innerlichen Naturen stärker als sonst und anderwärts, was von echter Religion und Frömmigkeit in ihnen schlummert. Mit Widerwillen wendete sich Göthe von den Abgeschmacktheiten des katholischen Cultus hinweg. Humboldt fand die Cerimonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, sondern einfach langweilig.¹⁾ Beide wären in Rom protestantisch geworden, wenn sie es nicht gewesen wären. Für Beide gipfelte sich der Eindruck Rom's in Empfindungen, für die wir keinen Namen wissen, wenn es nicht der Name der Religion ist. Es war die lebendige Empfindung der in Natur und Menschheit ewig gegenwärtigen Gottheit; es war eine ästhetische Religion, und es war der Glaube des Spinoza. In den Creaturen suchte und entdeckte der Dichter, von Herder's „Gott“ erbaut, ein *ὁ καὶ πᾶν* das ihn in Erstaunen setzte; in den hohen Kunstwerken

1) „Die langweiligsten Cerimonien, die die Erde gesehen hat;“ an Wolf V. 247.

der Alten fühlte er die ewige Nothwendigkeit und die Gottheit. Von diesen Eindrücken bewegt, versenkte sich sein Geist ganz in die „intellectuelle Liebe Gottes;“ er fühlte die Gestalt dieser Welt vergehn; er mochte sich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse wären; er wollte „nach der Lehre des Spinoza seinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Ganz dasselbe Trachten nach dem Reiche Gottes, dasselbe Hinstreben zu dem Einen und Höchsten bei Humboldt. Zu religiösen Betrachtungen und Gefühlen schließt sich seine ästhetisch-elegische Stimmung, am Schluß seines großen Gedichts, mit seinen Ideen über das Ganze der Geschichte und mit seinen höchsten philosophischen Gesichtspunkten zusammen. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gange der Weltgeschichte. Er erblickt sie in der eignen Brust. Er erblickt sie in der Harmonie des Menschlichen und des Natürlichen. Der pantheistische Gedanke der Horen-aufsätze von der Identität der physischen und der moralischen Welt, die Gedanken ebenso des Gedichts „in der Sierra Morena“ lehren empfundener, ästhetisch abgerundeter, getragen und verstärkt durch die Anschauung Roms zurück. Auch die Strahlen des römischen Glanzes nämlich werden bleichen: es dauert, von keiner Flucht der Zeit ereilt, der allwaltende Geist. Zu ihm, dem himmelenstammten, der „um die Wange dieser Hügel schwebt“ flieht derjenige freudig aus dem Weltgetümmel, dem „Betrachtung still die Seele hebt.“ In dieser Betrachtung des Göttlichen fließen Wehmuth und Bewunderung mild zusammen. Denn das Wesen des Göttlichen ist Leben, welches sich immer neu am Tode entzündet und aus dem Tode entfaltet:

„Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet“

So waltet der Geist der Gottheit in dem Treiben der Menschen, in der Geschichte. Das Große muß der Zeit sich beugen, die wieder Größeres in ihrem Schooße birgt; ein „Götterreigen“ schlingt sich durch sie hin, in welchem beständig Schöneres aus dem untergegangenen Schönen Leben schöpft. Derselbe Geist aber und dasselbe Gesetz durchwaltet die Natur:

„Der des Menschen Busen heiß durchglüheth,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprüheth,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.“

Hier daher wie dort, in den Weiten der Welt wie in den Tiefen der eignen Brust, kann man das Göttliche ergreifen. Man steige nur nieder zum eignen Busen, und man „schwelle ihn mit aller Schöpfung reichem Leben.“ Aus der Verbindung dieses zwiefachen Lebens entspringt alsdann, als Symbol des Göttlichen und diesem wesensverwandt, das Schöne:

„Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reißet, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Größe, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schooß;
Was dem Geist entflieht als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.“

Von der Betrachtung Roms aber ist diese Apotheose der Schönheit sowie die religiöse Empfindung des Schicksals der Menschheit und der Herrlichkeit der Welt ausgegangen: zu Rom kehrt ungezwungen der poetische Ausdruck aller dieser Ideen und Gefühle wieder zurück. Rom ist der Tempel dieser ästhetisch-philosophischen Religion; denn „durch der Gottheit Segen“ erwachsen diese Hügel; was je die Brust Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heitrem Glanz.“ — —

Fürwahr, die Besorgniß, welche Schiller lange vor der Verwirklichung des italiänischen Reiseplans ausgesprochen hatte, erwies sich als unbegründet. Schiller hatte kopfschüttelnd die vielen Anstalten gesehen, welche Humboldt ehemals zu der beabsichtigten Reise gemacht hatte. Er hatte befürchtet, diese Anstalten würden ihn um die eigentliche und höchste Wirkung bringen, die Italien auf ihn ausüben könnte; er werde nur finden, was er mitbringe; er werde, unter dem ängstlichen Bestreben, viele einzelne Resultate mit nach Hause zu nehmen, dem Ganzen nicht Zeit und Raum lassen, sich als ein Ganzes in seine Phantasie einzuprägen.¹⁾ Humboldt besaß mehr von jener ruhigen und anspruchslosen, dem Gegenstande sich hingebenden Empfänglichkeit, als der Freund ihm zutraute. Er war inzwischen um mehrere Jahre älter, reifer, ruhiger geworden. Er hatte durch Reisen reisen und sehen gelernt. Spanien und Frank-

1) An Körner, im Briefwechsel IV. 46.

reich hatte ihn auf Rom vorbereitet. Rom selbst endlich lehrte, ja es nöthigte ihn unwiderstehlich zu einem Verhalten, wie Schiller es gewünscht hatte. In seiner subjectiveren Weise empfand und erfuhr er dasselbe in Rom, was vor ihm Winkelmann und Göthe empfunden. „Kein Ort,“ so bekräftigte er nachmals die Göthe'schen Aeußerungen, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt, und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen.“ Auch er empfand in Rom und empfand es später Göthe nach, daß „man nur in Rom sich auf Rom vorbereiten könne;“ nicht, nach Schiller's Ausdruck, „wie ein Eroberer,“ sondern wie ein nun erst in seine eigentliche Heimath Gekommener lebte er daselbst; all' die „Maschinen und Geräthschaften,“ mit denen er sich ausgerüstet hatte, warf er von sich; er nutzte und studirte die römische Existenz, indem er sie auf sich wirken ließ, und er ließ sie auf sich wirken, indem er sie genoß. Seine Absicht und mehr noch als seine Absicht, sein unfreiwilliges Thun bestand darin, „sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung zu überlassen.“ Er war wie Wenige zum Genießen organisiert: Rom machte ihn zum Meister in der Kunst des Genusses. „Kommen Sie mit,“ so ladet er von Weitem in einem seiner Briefe an Wolf den philologischen Freund zu einem Mondscheinspaziergang in's Coliseum ein, „kommen Sie mit und genießen. Seien Sie nur erst wenige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen sein. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur genießen wollen und sich im Genuß mehr als in der Arbeit gefallen.“ Auf Spaziergängen, so berichtet er demselben in einem späteren Briefe, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See und am Fuß des Mons Albanus, stecke er den Homer in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe er „ein unendlich genußreiches Leben.“ Seine Arbeiten hinter sich, gehe er in's Freie, lese,

denke und träume. „Ich glaube wirklich,“ fährt er fort, „man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres.“

Ein so gefaßter, von den edelsten Motiven begeisterter und von den höchsten Interessen durchzogener Genuß war nicht der Feind geistiger Thätigkeit: er förderte dieselbe, indem er sie adelte. Die Wahrheit ist, daß in dem römischen Elemente die Arbeit selbst zum Genuß und der Genuß erspriesslich wie Arbeit wurde. „In keiner anderen Umgebung“ — um wieder Humboldt selbst reden und ihn mit der römischen Existenz zugleich sich selbst schildern zu lassen — „in keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge fortreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten.“ Rom, sagt er ein andermal, könne nur gefaßt werden, indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setze: „es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf.“ In solcher dem Genuße wahlverwandter, ja, mit ihm identischer Thätigkeit erging sich denn auch er. Er trieb fort, was er zu treiben gewohnt war; er hing mit neuer Liebe den Ideen nach, die ihn längst und überall bewegt hatten. Indem er sein ganzes inneres Leben nach Rom wie in ein zweites geistiges Vaterland versetzte, so hatte er auch die Studien und Arbeiten dahin versetzt, die dieses Leben füllten. Zur Seite und mitten in jenem Genuße, dem er sich hingab, setzte er die Beschäftigungen fort, die er seit Langem begonnen, begann er neue, die sich freiwillig an diese angeschlossen. Nur allmählig zwar fand er zwischen Amtsgeschäften und zwischen der Macht des ersten Eindrucks Raum, Muße und Stimmung dazu. Neu und ungewohnt waren ihm jene, neu und ungewohnt der wunderbare Ort. Das erste halbe Jahr in Rom kam ihm hart vor; erst nach dieser Novizenzeit kam er mit seinen Ar-

beiten in's Geleise. Nun war er, das Alterthumsstudium anlangend, schon so gut orientirt, daß er Wolf über die literarischen Zustände und die philologischen Größen Roms ausführliche Auskunft geben konnte. Nun war er bereits orientirt über die römische Topographie, dachte aber freilich im Ganzen wie Göthe, daß es ein undankbares und unerfreuliches Geschäft sei, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben.“ Seine römischen Excursionen waren überwiegend genußreiche Spaziergänge; nur daneben konnte er es, nach seiner Gründlichkeit und seinem philologischen Gewissen, nicht unterlassen, sich zu unterrichten, wie Nardini, oder Zoëga oder ein anderer Gelehrter diesen oder jenen Platz bestimmt habe. In demselben heiteren Stil, in demselben liberalen Sinn betrieb er das Alterthumsstudium überhaupt. Er machte die Erfahrung, daß Rom ein für eigentliche Studirthätigkeit keinesweges günstiger Ort sei. Es war mit literarischen Hülfsmitteln übel bestellt in einer Stadt, wo „nur alle halbe Jahrzehnde ein Buch geschrieben und dann die übrige Hälfte davon gesprochen wird.“ In dieser Beziehung vermiste er nur zu sehr die Bereitwilligkeit und zuvorkommende Gefälligkeit, die er in Paris angetroffen. Selbst die öffentlichen Bibliotheken erschienen ihm als verschlossene Schätze, deren Benutzung ebenso unbequem wie zeitraubend sei. Zum Glück machte er zugleich die zweite Erfahrung, daß Rom eine gewisse andere Art des Studirens desto mehr begünstige, und zum Glück war er selbst für diese andere Art ganz vorzugsweise aufgelegt. In der Vaticana suchte der grämliche Niebuhr „seine besten Freuden.“ Humboldt suchte sie da nicht. Selbst in die Museen und Gallerien kam er selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen kümmerte er sich wenig. Sein eigentliches Leben war, „die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehn.“ Er hatte wieder, wie in Auleben, nur eine Tafelbibliothek; er las wieder, wie in Auleben, die Alten. Zunächst und vor Allem die Römer, bald auch die, deren Geist den römischen Boden mitbelebte, die Lehrer der Römer, die Griechen. Er las sie nicht blos, sondern von Neuem, und mächtiger als je, erfaßte ihn das Verlangen, sie nachzubilden und „in sein geliebtes Deutsch“ zu übertragen. Hier in Rom sei, sagte er später, gleichsam der Boden selbst mit dem Sinn der antiken Kunstwerke geschwängert und scheine sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte zu tragen. Er empfand

dasselbe in Beziehung auf die alten Autoren. Schöpfungs- und gestaltungslustig regte sich ihr Geist in seiner eignen Brust; in das Leben, das ihn hier umgab und das aus dem Boden emporstieg, tauchte er sie ein. Er „schwärmte in alten und neuen, meist Dichtern herum.“ Er kehrte vor Allem zu seinen Lieblingsdichtern zurück. Er nahm seine Pindar- und seine Aeschylusübersehung wieder auf.

Frühzeitig, wie wir sahen, hatte sich seine Liebe zu den beiden tieffinnigsten Dichtern des Alterthums festgesetzt. Nicht blos der philosophische Charakter derselben, auch nicht blos die Verbindung ihres Tiefsinns mit zarter Anmuth und mit kühner Erhabenheit hatte ihn angezogen. Was seine Vorliebe entschied, waren zwei andere Eigenschaften, durch die sich beide Dichter seinem eignen Wesen auf's Engste anschmiegen. Von allen Künsten sprach ihn außer der Poesie am meisten die Plastik an; am wenigsten die Musik. Wie schon bemerkt aber: nur das äußere, nicht das innere Organ für die Musik ging ihm ab. Es ist gesagt worden, daß Raphael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden. Gleich uneigentlich mag man sagen, daß Humboldt, ohne musikalischen Sinn, eine musikalische Natur war. Plastisch-musikalische Dichter aber sind sowohl Aeschylus wie Pindar. Wiederholt macht Humboldt darauf aufmerksam, daß das Band, welches die locker gefügten Theile der Pindarischen Siegeslieder zusammenhalte, in der Stimmung der Empfindung und der Phantasie zu suchen, daß die Einheit derselben eine wesentlich musikalische sei. Er deutet anderwärts an, ein wie großer Meister Pindar in der gleichsam plastischen Darstellung, in der mit wenigen und kühnen Strichen gelingenden Charakteristik sei. Dieselbe Begegnung der scheinbar am weitesten auseinanderliegenden Vorzüge fand er bei Aeschylus. Er verbreitet sich hierüber ausführlich in seiner Vorrede zur Agamemnonübersehung, und verräth uns damit, was ihm ästhetisch am meisten an dem Tragiker und an dem Lyriker reizte. Es ist dies, daß auf der Einen Seite bei'm Aeschylus durchaus das Melische vorwaltet, die blos „gestaltlose Anregung von Empfindungen,“ während auf der andern Seite „mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit auftretende Gestalten hingestellt werden.“ Wir werden im Agamemnon, sagt der Uebersetzer, durch den Chor „wie mit schweremüthigen Melodien“ erfüllt; auf diesen Grund aber treten die

großen Gestalten der Tragödie, und so zwar, daß sie als der schönste Vorwurf für die plastische Kunst erscheinen, — eine Verknüpfung musikalischer und plastischer Eindrücke, „die der neuen Dichtkunst fremd, und so auffallend groß und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros ist.“

Hing aber Humboldt aus diesen Gründen mit stätiger Vorliebe an diesen Beiden, so hing er gleich trennend an dem Vorhaben, sie zu verdeutschten. Das Uebersetzen überhaupt war ihm an's Herz gewachsen. Soweit gerade reichte der poetische, und so weit gerade der productive Drang in ihm. Schon in seiner „Skizze über die Griechen“ hatte er dem Uebersetzen einen besonderen Paragraphen gewidmet und dieser Beschäftigung einen Platz in der Reihe der Alterthumsstudien angewiesen. Er hatte sich vor seiner Bekanntschaft mit Wolf im Uebersetzen versucht; er hatte später, obgleich ihn Wolf nicht eben aufmunterte, nicht davon abgelaßen. Er hatte übersetzt, wenn er sonst nichts that; er hatte zum Uebersetzen immer noch Raum gehabt, wenn er noch so viel Andres that. In Auleben und in Jena, in Berlin und wieder in Jena war übersetzt, der Pindar wenigstens war auch in Wien, Paris und Madrid nicht vergessen worden. Den Aristophanes und verschiedene lyrische Stücke hatte er versuchsweise, den Pindar und Aeschylus in der Absicht nachgebildet, den Einen ganz, von dem Andern den ganzen Agamemnon zu geben. Während des ersten Jenenser Aufenthalts arbeitete er an einer Probe-Ode und meinte später, als er die neunte pythische Ode zu Stande gebracht hatte, in dieser Manier in Einem Jahre den ganzen Pindar vollenden zu können. Während des zweiten Jenenser Aufenthalts sahen wir ihn eifrig über dem Agamemnon; er war damals entschlossen, noch vor Ablauf eines Jahres die ganze Tragödie dem Publicum vorzulegen. Und stets war er an diese Uebersetzerarbeiten aus dem gleichen Grunde und in dem gleichen Sinne gegangen. Wesentlich anders verhielt er sich dazu, als zu allen seinen sonstigen Arbeiten, anders zur Uebersetzung, als zu der projectirten Charakteristik des Pindar. Nicht schwankend nämlich, zaudernd und unschlüssig, sondern enthusiastisch, wie der Dichter, in dem sich der Gott regt. „Alle Lust zu übersetzen,“ schrieb er z. B. an Wolf, „entsteht bei mir aus wahrhaft enthusiastischer Liebe zum Original.“ Ein andermal spricht er von der Uebersetzerlust wie von

einer „Wuth,“ die ihn „rasend anfalle.“ Er will, als er den Agamemnon begonnen, angeben, wie er auf diese „gar eigentlich unübersetzbare“ Tragödie gekommen sei; „aber darauf,“ sagt er, „giebt's eigentlich keine Antwort: ἀέκων ἀέκοντί γε δόμῳ. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müßte ich mich mit Gewalt losreißen.“ „Diese Uebersetzung,“ schreibt er in einem späteren Brief, „liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit so interessirt gefunden.“

War es ein Wunder, daß er in Rom die liebsten seiner Dichter und die liebsten seiner Arbeiten wieder versuchte? — ein Wunder, daß er nun erst recht von dem Gefühl des Genusses, von der begeisterungsvollen Lust ergriffen ward, die er bei dieser Beschäftigung stets empfunden hatte? Er habe, meldet er an Wolf, auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und sei nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Aber nicht eigentlich als eine Arbeit behandle er diese Uebersetzung, — „oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie groß in mir gewesen.“ So schrieb er den 16. Juni 1804, aus Rom. Später im Jahre floh er die durch die Hitze des Sommers verpestete Luft der Stadt und genoß des Landlebens und der Einsamkeit im römischen Gebirge. Von Aricia nur durch eine Schlucht getrennt, zieht sich auf einem Berggrücken das reizende Albano hin. Wen die Wälder und Berge, das Wasser und der Himmel dieser Gegend nicht zum Träumer und Müßiggänger machen, den machen sie zum Maler oder Poeten. Hier war es, wo auch Humboldt träumte und dichtete: in Albano wurde der vor acht Jahren begonnene Agamemnon vollendet und die früher niedergeschriebenen Partien umgearbeitet. Während die Pindarübersetzung nie zu Ende gebracht wurde und die erschienenen Proben nur erst aus dem Nachlaß des Uebersetzers durch weitere Mittheilungen ergänzt worden sind,¹⁾ so war die Agamemnonübersetzung bestimmt, noch bei Humboldt's Lebzeiten veröffent-

1) G. W. II. 264 ff.; im Ganzen zwölf vollständige Oden und drei angefangene. Die Agamemnonübersetzung (Leipzig bei Fleischer 1816. 4.) in den G. W. III. 1 ff.

licht zu werden. Am liebsten hätte er sie mit kritischen Noten zum griechischen Texte von Wolf herausgegeben. Er verhandelte darüber mit Wolf, bald nach seiner Rückkehr aus Italien. Darüber jedoch und über dem Aendern verzögerte sich die Herausgabe. Kein Jahr verging seitdem, ohne daß er an dem deutschen Texte gebessert hätte. Das Nonum prematur in annum war zweimal erfüllt, als endlich im Jahre 1816 die Uebersetzung dem Druck übergeben ward. Unter den heterogensten Beschäftigungen, in den wenig freien Augenblicken, welche die ihm damals übertragenen politischen Verhandlungen ihm ließen, hatte Humboldt in Frankfurt a. M. die letzte Feile an sein Werk gelegt. Zwei Abhandlungen, eine über das Wesen und die Dekonomie des Agamemnon, und eine über die tragischen Silbenmaasse hatten ursprünglich die Uebersetzung begleiten sollen: in einer kürzer gefaßten Einleitung begnügte er sich jetzt, eine allgemeine Würdigung und Analyse des Stücks, verbunden mit Bemerkungen über die Aufgabe des Uebersetzens und über die Nachbildung der griechischen Metra zu geben. Der Dienst, den er ehemals von Wolf erwartet hatte, war ihm nun von einem in Sachen des Aeschylus nicht minder kompetenten Manne, von G. Hermann geleistet worden. Gewidmet aber hatte er die Uebersetzung der treuen Gefährtin seiner griechischen Studien, — ihr, von der er eben jetzt wieder wie 1804 in Albano getrennt war.

Immer dieselben waren somit die Vorwürfe, immer gleich war die Lust des Uebersetzens geblieben. Humboldt führte in Rom und Albano fort, was er in Erfurt, Anleben und Jena begonnen; er brachte in Frankfurt zum Abschluß, was er in Albano wiederaufgenommen. Aber nicht gleich war er sich in den Principien und in der Methode des Uebersetzens geblieben. Wenn wir ein andeutendes Urtheil über den Werth dieser Arbeiten wagen, so knüpfen wir es an deren Geschichte.

Der erste Versuch, welchen Humboldt im Pindarübersetzen machte, unterschied sich nur wenig von dem, welchen Schiller mit dem Euripides machte. Es war zwar nicht wie die Schiller'sche eine bloß mittelbare Uebersetzung; wie jene indeß war es weniger eine gelehrte als eine dichterische Arbeit, mehr eine poetische Paraphrase als eine treue Uebertragung und Nachformung. Sie war „in glücklicher Unwissenheit“ der Schwierigkeiten, ohne Kenntniß der Pindarischen Me-

tra, im freien Drange der Begeisterung, nach keinerlei festen Grundsätzen entstanden. Aus dieser Unwissenheit riß ihn erst Schneider's Versuch über den Pindar. Er sah nun, wie wenig Pindarisch seine deutschen Versmaasse seien. Er ging nun erst an die Lectüre des ganzen Pindar und vor Allem an ein selbständiges Studium des Pindarischen Versbau's: erst wenn er hierüber mit eigenen Augen klarer sehe, wollte er das Uebersetzen von Neuem versuchen. Er trat auf diese Weise in sein zweites Uebersetzerstadium. Mit dem poetischen Motiv verband sich das philologische. Das Ziel, das er sich vorsetzte, bestand darin, für den Pindar zu leisten, was Wolf, dessen Kunst er auf's Höchste bewunderte, für den Homer geleistet hatte. Seine Liebe indeß für Pindar's Poesie und sein Verständniß des Pindarischen Geistes überwog immer noch, auch nach längerem Studium, bei Weitem sein Verständniß der Pindarischen Formen. Der Einfluß Schiller's machte, daß die Poesie ihr Recht zur Seite der Philologie behauptete. So kam es, daß er noch in Auleben die vierte pythische Ode in einem Versmaass übersetzte, welches mit dem des Originals zwar in der Wiederkehr ähnlicher rhytmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse übereinstimmte. So kam es, daß er in Jena zwischen freierer Uebertragung und strengerer Nachformung hin- und herschwankte. Eine Probe der letzteren sollte die erste pythische Ode werden: er folgte bei ihrer Uebersetzung den gewonnenen metrischen Einsichten. Aber Wolf war wenig mit diesem Specimen zufrieden, und Humboldt selbst konnte nicht leugnen, daß die Ode an holprichen Stellen und matten Uebergängen leide. Unter der auf das Einzelne und auf die Form gewandten Sorgfalt hatte das Ganze gelitten und war das Feuer und der Schwung, der in früheren Versuchen herrschte, verloren gegangen. Von Neuem wandte er sich daher zu der früheren laxeren Weise; ja er verzweifelte daran, daß ihm noch je eine Ode in dem gebundenen Metrum gelingen werde. Eine ähnliche Stellung in der Mitte zwischen philologischen und ästhetischen Rücksichten gab er sich sofort dem Aeschyleischen Agamemnon gegenüber. Er ließ es sich sauer werden, die Ehre des Stückes metrisch nachzubilden, so sehr, daß Schiller schon damals die Uebersetzung schwer, hart und undeutlich fand; aber er verfuhr dennoch nichts weniger als pedantisch oder rigoristisch dabei. Die Trimeter des Dialogs setzte er sogar in zehn- und eilffüßige

Jamben um, bis ihn erst im Verlaufe der Arbeit die Schwierigkeit und Unangemessenheit dieser Aenderung zu größerer Treue gegen das Original zurückführte. Aber auch so noch ging seine Absicht nicht auf eine philologische Uebersetzung, „die man Zeile für Zeile erhärten möchte,“ sondern auf eine „ästhetische und charakteristische, eine, die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt;“ darum zumeist war es ihm zu thun, „den Ton und Geist des Ganzen nicht zu verfehlen;“ nur in diesem Sinne hoffte er treuer als Boß zu übersetzen, und so sehr hielt er diesen Gesichtspunkt für den richtigen, daß er ein für alle Mal die Gattung aufstellen zu können glaubte, in welcher die Tragiker übersetzt werden müßten. Merkwürdig genug, bei der einzigen Arbeit, die er mit größerer Zuversicht und mit einer Art Selbstvertrauen betrieb, kamen ihm die Bedenken, durch die er sich sonst selbst im Produciren zu stören pflegte, von Anderen. Weder Schiller'n noch Friedrich Schlegel, noch Wolf that der Agamemnon ein Genüge, und, was das Schlimmste war, die Tadler tabelten aus ganz verschiedenen, ja aus entgegengesetzten Gründen. Dennoch behauptete sich Humboldt, ihnen Allen gegenüber, in der Idee, die er einmal von seiner Aufgabe gefaßt hatte: er war entschlossen, sich in die Mitte der verschiedenen Forderungen zu stellen, zuletzt aber das Ganze durch einen abschließenden Nachspruch für fertig zu erklären.

Wir wünschten, er hätte es gethan. Und zwar am besten wahrscheinlich, wenn er die Agamemnonübersehung in der Gestalt veröffentlicht hätte, die er ihr in Albano gab. Wir sind, wir gestehen es, von Humboldt's Pindarübersehung in hohem Grade eingenommen. Alles in Allem genommen, geben wir ihnen den Vorzug vor jeder anderen, die uns noch zu Gesicht gekommen. Es ist wahr, sie sind nicht frei von Fehlern des Sinnes; es ist nicht schwer, in den älteren sogar grobe grammatische Verstöße nachzuweisen. Von dergleichen Flecken mögen spätere Uebersetzungen, wie wir sie z. B. von Thiersch und Mommsen besitzen, bei Weitem weniger entstellt sein: nehmen wir an, sie seien vollkommen correct. Einen Vorzug ferner haben die Letzteren gewiß. Erst im Jahre 1809 erschien die Schrift von Böckh über den Versbau des Pindaros. Durch diese sowie durch die späteren Böckh'schen Arbeiten über den Pindar erfuhr die Kenntniß der Pindarischen Metrik eine gänzliche Umwäl-

zung. Humboldt konnte die neuen Ergebnisse dieser tief eindringenden Forschungen noch nicht wie seine Nachfolger benutzen, er stand auf den unzulänglichen Resultaten seiner eignen Studien und auf den Principien der Hermann'schen Metrik. Nichts desto weniger, ja vielleicht gerade deshalb, sind die meisten der von Humboldt übertragenen Oden nach Sinn und Inhalt, und sind einige sogar nach dem rhythmischen Eindruck wahrhaft Pindarisch. Sie zeigen, — um einen Ausdruck von Otfried Müller zu brauchen —, jene Freiheit in der Treue, ohne welche das Uebersetzen eine Knechtsarbeit ist. Sie verdienen ganz das Lob, welches Humboldt allein für sie in Anspruch nahm, das Lob „Pindar's ächten Ton nicht verfehlt zu haben.“ Mit allen Mängeln und bei aller Ungleichheit leisteten sie in der That, was sie leisten sollten: — bis eine eigentlich gute Uebersetzung komme, einen Begriff von demjenigen griechischen Dichter zu geben, der uns nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit weitaus am fremdartigsten anspricht. Und dies leisteten sie, wie uns dünkt, besser als die correcteren und metrisch treueren, welche später versucht worden sind; noch immer, wie uns dünkt, ist die „eigentlich gute Uebersetzung“ nicht erschienen, der sie den Platz räumen müßten. Gerade in Rom war Humboldt in der rechten Stimmung und auf dem richtigen Standpunkt des Uebersetzens angelangt. Poetisch getragen von der Gunst des Orts, war er zugleich in Beziehung auf die metrische Behandlung zu einer größeren Consequenz und Gesetzmäßigkeit gelangt, zu einer Gesetzmäßigkeit, die doch eine gewisse Liberalität nicht ausschloß und das Große nicht dem Kleinen, den Geist nicht der Form, die Worte nicht den Silben und die Kunst nicht der Künstlichkeit opferte. Aber andere Grundsätze und eine andre Methode griffen mehr und mehr Platz. In dem Compromiß zwischen ästhetischen und philologischen Rücksichten gewannen die Letzteren die Oberhand. Von Jahr zu Jahr seit jener Redaction von Albano wurden namentlich die metrischen Principien Humboldt's strenger und pedantischer. Ohne das geniale Sprachgeschick und die Leichtigkeit Wolf's zu besitzen, ward er in seinen Forderungen an den Uebersetzer, was die Versbehandlung anlangt, noch unnachsichtiger als dieser. Er hatte früher wiederholt beklagt, daß ihm das eigentlich Technische des Dichters zu sehr fehle und ihm daher das Uebersetzen ungeheuer viel Zeit koste; er sei kein „Verskünstler“ wie Boß; nur für denjenigen sei das Uebersetzen keine un-

danfbare Arbeit, wenn es so meisterhaft gelinge wie dem Uebersetzer des Homer. Anders in späterer Zeit. Gerade zum Verstümmelter wurde er nun. Er zwang sich, correcter zu sein als Voß. Er ging aus von dem Imperativ der Regel; ihr zu genügen, werde sich Lust und Phantasie schon einen Ausweg suchen. Keinem Nothbehelf und keiner auch nur halb ungenauen Quantität gab er Pardon: bis an die Grenze der Geschmacklosigkeit trieb er die Mäkelei mit Silben und Worten.¹⁾ Seine Grundsätze wurden von gleicher Strenge, vielmehr sie waren es immer schon gewesen in Absicht auf die innere Treue des Uebersetzens. Daß der Uebersetzer schreiben müsse wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, diese oft gehörte Forderung bezeichnete er mit Recht als verkehrt, ja als sinnlos. Er verlangte mit Recht, daß bei jeder Uebersetzung das Fremde gefühlt werden müsse. Gerade das Mehr oder Weniger jedoch ist hier das Entscheidende, und wie weit Humboldt darin ging, erhellt daraus, daß ihm Wolf's Grundsätze zu lax waren und daß er dessen Aristophanesübersehung zu modernisirt fand.

Aus solchen Ansichten ging die letzte Recension des deutschen Agamemnon hervor. Correct wie diese Uebersetzung ist, trägt sie die Spuren des Pedantismus und der Mühsamkeit an sich. Sie ist so versgenau, daß sie steif und unverständlich wird. Humboldt selbst verhehlte sich nicht, daß er über dem mühsamen und immer erneuten Bestreben, „Alles zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand“ der Leichtigkeit und Klarheit seiner Uebersetzung Abbruch gethan. Aber er wußte nicht, in welchem Umfang dies der Fall sei, wenn er wenigstens keine aus schwankendem Wortgebrauch oder schielender Fügung herstammende Dunkelheit in seiner Arbeit enthalten glaubte. Sie ist voll von ungewöhnlichen Wortstellungen, von gezwungenen Constructionen, von syntaktischen Härten jeder Art. Gewöhnliche, des Griechischen unkundige Leser werden die ganze Uebersetzung lesen können, ohne daß sie mehr davon verständen, als wenn sie die Verse des Originals recitiren hörten: sie werden Griechisch in deutschen Worten und Lettern vor sich zu haben meinen. Wer sie

1) S. namentlich den Brief, mit welchem er seine Agamemnonübersehung an Wolf übersandte (G. W. V. 297.) und seine Kritik von Wolf's Uebersetzung einer Ovidischen Elegie, ebenda. S. 298 ff. außerdem S. 295.

mit philologischem Auge liest, wird die Kunst und Treue und vielleicht mehr noch die Mühe und Sorgfalt des Uebersetzers bewundern. Wer sie mit metrisch-geübtem Ohr anhört, wird von dem Wohlklang der Verse, von der Schönheit namentlich der Anapästien bezaubert werden. Von der Begeisterung aber, mit welcher einst Wolf's Zuhörer der ersten Vorlesung des Humboldt'schen Manuscripts durch Wolf bewohnten, gehörte das Meiste ohne Zweifel der jugendlichen Einbildung und einem liebenswürdigen Selbstbetrüge an. Denn man sei mit der Weise des Aeschylus und mit dem griechischen Texte noch so vertraut, so werden alle Einzelvorzüge den Unbefangenen niemals über die ungenießbare Härte des Ganzen hinweghelfen; immer wird der Gesamteindruck — um mit einem neueren Uebersetzer der Orestie zu reden — der einer Strenge sein, die darum nicht minder herb ist, weil sie oft mit Glück dem griechischen Meister abgelauscht ist.

In der That, daß es in erster Instanz darauf ankomme, den Sinn und Geist dieses Meisters wiederzugeben, das war bei aller Verkümmertei und allem metrischen Rigorismus immer noch Humboldt's Meinung. Seine Absicht war nicht, den Geist den Worten und den Charakter des ganzen Stücks dem Gewicht und Klang der einzelnen Silben zum Opfer zu bringen. Wie tief er den sittlichen und den ästhetischen Werth des Agamemnon empfand, beweist die Einleitung seiner Uebersetzung. Selbst seine Härten endlich sind fast nie Geschmacklosigkeiten. Es ist ein unermesslicher Abstand zwischen den Massivitäten des Bossischen Dolmetschens und zwischen der gezwungenen Form des Humboldt'schen Agamemnon. Die Fehler des Letzteren stammen nicht aus Plumpheit, sondern aus übergroßer Feinheit. Nicht, daß Humboldt den geistigen und den Schönheitsgehalt des Originals gering geachtet oder ihn aus ästhetischer Stumpfheit nicht empfunden hätte: er war so feinführend, im Gegentheil, und von so zarter Aufmerksamkeit, daß er ihn bis in die letzten Elemente der Composition nachging, daß er ihn noch da empfand, wo gröber organisirten Naturen die Wahrnehmung dafür ausgeht. Aus demselben Grunde, der ihn die Philosophie der Geschichte an der Physiognomie und den Nationalcharakter der Franzosen an ihrer Schaubühne studiren ließ, aus demselben Grunde glaubte er mehr als die Hälfte von dem Geiste des Aeschylus zu erfassen, wenn er sich ganz in seine Sprache vertiefte und mit der äußersten Sorgfalt

seinen Versbau wiedergäbe. Nicht deshalb ist seine Agamemnonübersehung in ihrem Gesamteindruck so unbefriedigend und so wenig im Stande, dem Laien einen Begriff vom Original zu geben, weil sie das Wesentliche dem Zufälligen opferte, sondern deshalb, weil sie von dem Wesentlichen das Tiefste und Zarteste mehr als das Große und Augenfällige, das alles Uebrige tragende, aber versteckte Fundament mehr als das über dem Boden stehende Gemäuer berücksichtigt.

Die Wahrheit ist: die Humboldt'sche Uebersetzung ist unter dem Einfluß seiner überwiegenden Aufmerksamkeit auf die Sprache entstanden; sie trägt die Spuren seiner Ueberzeugungen von dem Wesen der Sprache; sie verräth uns durch ihre Tugenden wie durch ihre Mängel seine linguistischen Studien.

Man denkt mit Unrecht, sagt die Einleitung zur Agamemnonübersehung, immer Alles im Geistigen zu finden. „Mir hat es immer geschienen, daß vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellectuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt oder bezeichnet.“ Wer so groß von der Bedeutung der Sprache und ihren prosodischen Eigenschaften dachte, — was Wunder, wenn der auch den Geist eines Kunstwerks vorzugsweise in und mit den sprachlichen und rhythmischen Elementen desselben zu besitzen meinte? Humboldt dachte den Geist des Aeschylus auf deutschen Boden zu verpflanzen, wenn er nur vor Allem den Geist seiner Sprache innerhalb der deutschen Sprache wieder erweckte. Sein Uebersetzen ging aus dem tiefsten Respect vor der fremden und aus der innigsten Liebe zu der Muttersprache hervor. Abermals in der Einleitung zum Agamemnon spricht er sich über den Zweck des Uebersetzens aus. Einmal, natürlich, findet er diesen Zweck darin, daß auch den nicht Sprachkundigen neue und andre Formen der Kunst und der Menschheit zugeführt werden; sodann aber, und vorzugsweise, findet er ihn darin, daß die Bedentfamkeit und Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache erweitert werde. Er übersezt also aus ästhetisch-anthropologischen: er übersezt noch viel mehr aus linguistischen Motiven. Was ihn aber besonders dazu reizt, ist die Ansicht, die er gerade von dem Ver-

hältniß der deutschen zur griechischen Sprache gefaßt hat, — die Ansicht, der wir bereits in jenen während der spanischen Reise gedichteten Distichen begegnet sind. Den Griechen vor allen, heißt es in der Agamemnoneinleitung, war in Beziehung auf die Sprache „das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will.“ Die deutsche Sprache aber steht unter allen neueren der griechischen am nächsten und besitzt am meisten den Vorzug, den Rhythmus derselben nachzubilden zu können; „wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Und so preist er die Verdienste von Klopstock und Voß. Durch eine sprachlich-rhythmische Uebersetzung ringt er, und ringt mit Erfolg nach demselben Verdienst. Sein Agamemnon ist nicht, wie der Vossische Homer, ein Gewinn für unsere Literatur, er ist ein um so entschiednerer Gewinn für unsere Sprache geworden.

Aber nicht erst im Jahre 1816 wurden diese linguistischen Gesichtspunkte die herrschenden, diejenigen, an die sich die philologischen und ästhetischen, die anthropologischen und geschichtsphilosophischen wie an ihren Mittelpunkt anknüpften; in Italien gerade und im Zusammenhang gerade mit seinen dortigen Uebersetzungsversuchen war ihm diese Ansichtsweise aufgegangen. Dasselbe was ihm Rom als Local, das wurde ihm, innerhalb dieses Locals, in wissenschaftlicher Hinsicht die Sprache. Sie wurde der geistige Ort, in welchem sein ganzes Wesen, wie nie zuvor, sich befriedigt fand. Er eröffnete sich darüber an Wolf in demselben Briefe, in welchem er ihm Auskunft über seine wiederbegonnenen Versuche im Pindarübersetzen gab. „Im Grunde,“ so lautet das merkwürdige Geständniß, „ist Alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht.“ Er vertiefte sich ebendeshalb und verbreitete sich mehr und mehr in den in Paris und in Spanien begonnenen linguistischen Studien. Was er seit der Vollendung des Agamemnon in Rom arbeitete, waren Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Zu den Untersuchungen

über das Baskische kamen Untersuchungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt. Noch mehr erweiterte sich der Kreis dieser Studien, als Alexander von Humboldt ihn mit Materialien zur Kenntniß der americanischen Sprachen versah, die er für den Bruder auf seiner Reise durch America gesammelt hatte. Auch Rom indeß, wie es innerlich Humboldt zur Entdeckung jenes linguistischen Gesichtspunkts angeregt hatte, so erwies es sich weiter den daraus erwachsenen Studien günstig. Wiederum bewährte es sich, daß es in Wahrheit ein Weltmittelpunkt sei. Durch jene Tendenz auf Katholicität und Beherrschung des Erdkreises, die das christliche Rom von dem alten Rom geerbt hatte, war das Institut der Propaganda in's Leben gerufen, und dieses Institut war auf Kenntniß der Sprachen der Welt begründet. Die christlichen Zwecke kamen den wissenschaftlichen Zwecken Humboldt's zu gute. Aus der reichen Bibliothek des Collegio Romano, sowie aus anderen römischen Büchersammlungen flossen ihm Schätze zu, die später der Fleiß und der Tieffinn des deutschen Gelehrten für die Wissenschaft der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie zu verwerthen verstand.¹⁾

Nur die Dichtung war es, welche mit der Sprachwissenschaft das Recht und den Vorzug zu theilen fortfuhr, dem ganzen Bildungs- und Wesensreichthum dieses Mannes zum Träger zu dienen. Auch nachdem die Entdeckung gemacht war, vermittelt des Behülfels der Sprache alles Höchste und alles Tiefste zu durchfahren, fuhr Humboldt fort, sich in der poetischen Production zu versuchen. Den Nachbildungen des Pindar und Agamemnon traten selbständige Gedichte zur Seite. Nun erst entstand jene große Elegie, die an die Mauern Roms Alles anknüpfte, was ihn selbst bewegte. So individuell Humboldtisch indeß der Inhalt dieser Dichtung war, so war doch auch sie wenig mehr als eine Nachbildung. Leicht hört man auch in ihr wieder die Schiller'sche Weise hindurch. Man fühlt sich außerdem versucht, die Parallelstellen aus Horaz und Virgil zu bezeichnen, deren Anklingen dem Ganzen einen römischen Ton giebt.

1) A. W. Schlegel, im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Liter.-Bz. 23 — 28. October 1805; Alex. v. Humboldt's und Bonpland's Reise, deutsche Ausg. I. 28; II. 215. 256. 257; vergl. bei Schlesier, II. 50. 104. 126. 127.

Das Gedicht ist das Werk eines Dilettanten. Es ist in ästhetischer Hinsicht schwächer als die Elegie aus der Sierra Morena. Die reim- und klangreiche, den Dichtern Italiens entlehnte Form verdeckt mehr die innere poetische Schwäche, als daß sie sich natürlich dem Charakter der Dichtung anschmiegte. Denn jene sinnliche Fülle und jene Gluth der Phantasie gerade, welche die südliche Lyrik, im Einverständnis mit der Sprache des Südens, auf die bunten Versformen hinführt, geht dem philosophischen Dichter am meisten ab. Er empfindet tief, aber nicht lebhaft; er ist sinnlich, aber nicht üppig. Seine Elegie verdient ohne Zweifel den Vorzug vor derjenigen, welche vor ihm A. W. Schlegel über denselben Vorwurf an Frau von Staël gerichtet hatte. Einen „kalten Spaß“ nannte Knebel mit Recht die Letztere; es waren mit der Maschine gemachte Hexameter und Pentameter; Verse, die im Hindurchgehen durch das metrische Sieb von allem Empfindungsbeisatz vollends gereinigt worden waren. Die Humboldt'schen Stanzas, im Gegentheil, sind eher zu tief in das Element der Empfindung eingetaucht. Die graue Farbe des Gedankens und die unbestimmte des Gefühls ist zu wenig durch das energische Licht der Phantasie gehoben. Der klingende Reim und der Schmuck der Bilder ist nicht durch das Feuer der Begeisterung mit der elegischen Contemplation verschmolzen. Es fehlt dem Gedicht — und Humboldt selbst scheint das gefühlt zu haben — an Frische und Klarheit, an Concentration und an ergreifender Kraft.

Noch viel mehr drücken diese Mängel eine andere poetische Composition, auf die wir uns gleichfalls gelegentlich schon bezogen haben. Das Gedicht: „An Alexander von Humboldt“ war seine letzte Arbeit in Italien.¹⁾ Es entstand im September 1808 in Albano und war eine Erwiderung auf die Widmung an Wilhelm von Humboldt, welche der große Reisende seinen im Jahre 1807 herausgegebenen „Ansichten der Natur“ vorgesetzt hatte. Schon die mündlichen Schilderungen des Bruders hatten Wilhelm lebendig in jene transoceanische Welt versetzt. In geistreicher Darstellung, in einer Form, welche für die Naturwissenschaft so eigens geschaffen oder entdeckt war, wie die, welche einst Platon der Philosophie angebildet hatte, stellten sich jetzt die Naturbilder der alten und der neuen Welt vor die Phantasie

1) Veröffentlicht wurde das Gedicht zuerst in den G. W. I. 361 ff.

hin. Wie Alexander's Reise den sprachwissenschaftlichen, so erweiterte sie auch den allgemeinen Gesichtskreis Wilhelm's. In dem um die Hälfte größer gewordenen Bilde der Welt und der Menschheit erschien seine eigne Gedankenwelt in neuen Reflexen. Es drängte ihn, die Fülle neuen Stoffes und neuer Anschauungen dem Kern seiner eignen Ideen zu assimiliren. Der alte Gedanke einer poetischen Kosmogonie verband sich mit seinen Geschichts- und seinen philosophischen Ideen. Eine zusammenhängende Reihe innerer Eindrücke, durch die persönliche Beziehung auf den Bruder und auf sich selbst aneinandergeknüpft, ward in einem langen philosophischen Gedicht in Canzonnenform vorgeführt. Der Gegensatz des rollenden Meeres und des starrenden Felsen eröffnet die Schilderung der aus dem Chaos sich entwickelnden Schöpfung. In die Schöpfung tritt sodann der Mensch. Vom Schicksal und der Natur begünstigt war das Jugendalter der Menschheit; im schönsten Bunde mit der Natur, in einem Lande voll Amuth, lebte das Volk der Griechen. Aber einen wie anderen Charakter zeigt die Natur in dem neu entdeckten Continente! Die Steppen, die Gebirge, die Wälder America's, das Pflanzen- und das Thierleben des neuen Welttheils wird sofort von dem Dichter in einem Gemälde vorgeführt, zu dem die Züge und Farben durchaus den Schilderungen des Bruders entnommen sind. Und wieder wendet er sich zu dem Menschen. Auch der Mensch nämlich ist in einer solchen Natur ein anderer. Es ist das Bild des Wilden, welches sich darstellt. Nur Ceres — so wird das Motiv von Schiller's eleusischem Feste wiederholt — nur die blondgelockte Ceres humanisirt den Menschen, nur sie bringt ihm die Segnungen des Rechts, der Freiheit, der bürgerlichen Civilisation. Den americanischen Küsten aber lag lange dieser Gaben Segen fern. Zwar auch dort blühte die Kunst; auch dort erblickt man noch heute die Trümmer hingestürzter Königspracht; aber namenlos gingen die despotisch regierten Völker und Reiche unter, indeß andre Völkerhorden, in den Wäldern schweifend, nur lebten, um zu leben und um sich wechselseitig zu vertilgen. Wie jedoch? Werden America's Wilde ewig Wilde bleiben? Wird ihr Dasein unfruchtbar verschwinden und wird „kein schaffend Volk sich ihrem Schooß entwinden?“ Auch die Pelasger waren einst Wilde; ebenso die Bewohner Germaniens, sie, welche jetzt, den Hellenen geistesverwandt, mit diesen um die

Palme der Bildung wettstreben. Wilder und üppiger freilich ist die americanische Natur; schwerer ist es, dies prangende und schwelgende Leben zu bewältigen oder zu formen. Sollen darum hier die Grenzen des Erdendaseins stehen? „Kann, wo Natur in vollem Reichtum pranget, nicht auch des Menschen Geist alleleuchtend glänzen?“ Man muß nicht glauben, daß die Schicksalsloose stets an gleichem Faden sich abspinnen. Unendlich und vielgestaltig ist das Leben der Gottheit; immer Neues entwickelt sich im Laufe der Zeit aus ihrem Schooße. Auch diesem Boden wird daher einst ein Volk entspringen, „das neuer Welt Gestalten zu neuer Form der Kunst und Weisheit prägt;“ edle Sprachen werden hier erblühen; die Zeit wird kommen, wo America dem Fremdling nicht mehr dient, sondern ihn nur duldet und schont. Denn nur wenn er am Geist der eignen, angestammten Sprache sich bildet, aus eignem Geschlecht frei und selbständig sich entwickelt, vermag der Mensch zu gedeihen: — „die alte Welt trug oft auf goldnen Schwingen der Sieg; die neue muß ihn jetzt erringen.“ Mit dieser Weissagung wendet sich das Gedicht wieder an den, dessen glückliche Rückkehr schon in den Anfangstropfen von dem Dichter gefeiert war. Du, theurer Alexander, so redet er den Bruder an, sahst beide Welten, „und wobst aus dem, was geistvoll Du erspähet, ein reiches, Weltenall umschlingend Band.“ Lebendig treten durch Deine Schilderungen, indem Du die Dichtung die Pfade der Wissenschaft zu gehen zwangst, die Wunder der neuen Welt vor unsre Augen. Du erschlossst zugleich den Blick in das innere Walten der Naturkräfte. Auch den Menschen vergaßest Du nicht in Deinem Bilde. Du verschmähtest auch nicht, auf die Laute der menschlichen Sprache zu achten; denn Du wußtest, daß auch sie den Stempel der Gottheit trägt:

„Glücklich bist Du gelehrt zur Heimathserde,
 Von fernem Land und Orinoco's Wogen.
 O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
 Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
 Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
 Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
 Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
 Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
 Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
 Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!“

In Rom demnach gedachte Humboldt den Rest seines Lebens zuzubringen. So verwachsen war er mit seinem ganzen Wesen in die dortige Existenz, daß er den Fremden im Vaterlande wiederholt seinen Entschluß ankündigte, „Rom mit Willen nie wieder zu verlassen.“ Er hoffte, einst an der Pyramide des Cestius neben dem Liebling seines Herzens ruhen zu können. Ein bescheidenes häusliches Leben war Alles, was er für sich wünschte. Ehrgeiz lag nicht in seiner Natur. In Privatangelegenheiten reiste er Mitte October des Jahres 1808 nach Deutschland. Er wußte nicht, daß sich nun das Wort erfüllen würde, welches er zwei Jahr früher an eine Freundin geschrieben hatte: „Indeß bin ich in Rom immer so, wie im Leben. Mit jedem Abend fällt mir ein, morgen könnte leicht ein Zufall eintreten, der dem Aufenthalte hier ein Ende brächte.“ Nicht eigentlich ein Zufall aber war es, der sich jetzt seiner Rückkehr nach Rom entgegenstellte. Es war das Schicksal des Vaterlandes, das auch auf ihn seine Hand legte. Er hatte genug sich selbst gelebt. Er hatte die Fülle des Glücks genossen. Er stand in der Reife der Bildung, nach der er gerungen hatte. Seine Bestimmung war es, daß er endlich den Gewinn dieses Bildungs- und Genußlebens für den Staat und für die Welt nutzbar mache. Ein Wirkungskreis erwartete ihn, den er nicht gesucht noch begehrt hatte. Es lag in seiner Gesinnung, daß er sich demselben nicht entzog, und es war die Probe auf den Werth seiner Bildung, daß er ihn ehrenvoll, ja glänzend auszufüllen vermochte.